

geographische

revue

Zeitschrift für Literatur und
Diskussion

Jahrgang 7 · 2005 · Heft 1/2

Geographie und
Film

geographische

revue

Jahrgang 7 · 2005 · Heft 1/2

Einführung 5

Essays

Michael Flitner 7
Liane, der Bundesnackedei im Urwald. Über
Geschlecht und Nation in einem Filmhit der 1950er Jahre

Björn Bollhöfer u. Anke Strüver 23
Geographische Ermittlungen in der Münsteraner
Filmwelt: Der Fall Wilsberg

Helmut Klüter 41
Kultur als Ordnungshypothese über Raum?

Thomas Dörfler 65
Geographie und Dekonstruktion. Zu einem
zeitgenössischen Missverständnis

Besprechungsaufsatz

Heiner Dürr 85
Noch einmal, und zwar gründlich: Was ist Geographie?

Einzelrezensionen

- 105 Heide Gerstenberger, Ulrich Wilke: Arbeit auf See. Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung. Münster 2004. (Bernd Belina)
- 109 Hartmut Häußermann, Walter Siebel: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M., New York 2004. (Manfred Rolfes)
- 113 Gerhard Hard: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 1. Osnabrück 2002. (Wolfgang Aschauer)
- 114 Georg Glasze: Die fragmentierte Stadt. Ursachen und Folgen bewachter Wohnkomplexe im Libanon. Opladen 2003. (Ilse Helbrecht)
- 119 Malcolm Miles: Urban Avant-Gardes. Art, Architecture and Change. London, New York 2004. (Ignaz Strebel)
- 123 Alexandra Budke, Detlef Kanwischer, Andreas Pott (Hg.): Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft. Stuttgart 2004. (Helmut Klüter)
- 129 Karl-Dieter Keim: Das Fenster zum Raum. Traktat über die Erforschung sozialräumlicher Transformation. Opladen 2003. (Helmut Klüter)
- 133 Stephen Graham (Hg.): Cities, War, and Terrorism: towards an urban geopolitics. Oxford 2004. (Ulrich Oslender)
- 138 Johannes Glückler: Reputationsnetze. Zur Internationalisierung von Unternehmensberatern. Eine relationale Theorie. Bielefeld 2004. (Detlef Kanwischer)

Impressum

Herausgeber, Selbstverlag:
Geographische Revue e.V., Flensburg
Redaktion:
Wolfgang Aschauer, Günther Beck,
Jörg Becker (verantwortlich für diese
Ausgabe)
Druck:
Rhiem Druck GmbH, 46562 Voerde
Layout und Satz:
Günter Raabe, 37079 Göttingen
Copyright:
Geographische Revue e.V.
ISSN: 1438-3039
Das Einzelheft kostet 9,00 EUR (incl.
Versandkosten), das Jahresabonnement
15,00 EUR (incl. Versandkosten).

Die geographische *revue* erscheint
zweimal im Jahr.
Redaktions- und Bestelladresse:
Dr. Jörg Becker, Institut für Geographie,
Universität Potsdam, Postfach 60 15 53,
14415 Potsdam
Die Redaktion lädt alle Interessenten zur
Mitarbeit ein. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte kann jedoch keine Gewähr
übernommen werden.
Rezensionsexemplare (bitte zwei Exem-
plare) werden erbeten an:
Prof. Dr. Wolfgang Aschauer,
An der Reitbahn 15 b
24937 Flensburg
Internet: www.geographische-revue.de

Einführung

Es ist nicht neu, Film zum Gegenstand der Geographie zu machen. Untersuchungen zu lokalen oder nationalen Entwicklungen der Film- und Fernsehbranche sind schon seit langem von Interesse. In jüngster Zeit verändern sich aber die Fragen, die an das Medium herangetragen werden, und entsprechend breiter werden die Forschungs- und Aufgabenfelder. Film wird zunehmend als ein Medium der symbolischen Kommunikation verstanden, das kulturelle Prozesse reflektiert und Bedeutungen produziert. Die Annahme, dass Kultur immer auf Interessen und Ziele unterschiedlicher Gruppen verweist, erlaubt es dann nicht mehr, die Forschung auf Produktionsanalysen zu beschränken. Vielmehr kommt es darauf an, Film und Fernsehen als kulturelle Praktiken zu erfassen und in ihre sozialen, politischen und ökonomischen Zusammenhänge einzubetten. Das vorliegende Themenheft nimmt diese Herausforderung an, indem es aktuelle, kulturtheoretische Ansätze und Entwicklungen im Spannungsfeld von Geographie und Film verortet.

An der Schnittstelle zu den Cultural Studies und den Filmwissenschaften hat sich innerhalb der anglo-amerikanischen Cultural Geography ein Forschungsfeld etabliert, das sich mit Fragen der medialen Produktion und Symbolisierung von Raum, Identität, Sexualität und Gesellschaft auseinandersetzt. Forschungsleitend ist die Annahme, dass Film und Fernsehen Bilderwelten erzeugen, in denen soziale, kulturelle und (geo-) politische Normen, Werte und Leitbilder ausgehandelt und fixiert werden. Mediale Raumdarstellungen und Raumerfahrungen werden damit als kulturelle Phänomene oder kulturelle Praktiken gelesen, an denen sich Formen der Sinnkonstruktion einer Gesellschaft illustrieren lassen. Unter einer solchen Perspektive geraten traditionelle Konzepte von Raum, Identität und Kultur ins Wanken, Begrifflichkeiten wie Realität, Objektivität und Authentizität verlieren an Eindeutigkeit.

Inzwischen wird die Diskussion auch hierzulande aufgegriffen. Dass es sich dabei nicht bloß um eine *Übersetzung* der bisherigen Ansätze, sondern um eine eigenständige und kritische *Fortsetzung* handelt, versucht das vorliegende Heft zu belegen. Unter dem Titel *Geographie und Film* versammeln sich hier Vertreter der deutschsprachigen Kulturgeographie, um ihre Fragen, Problemstellungen und Analysen vorzustellen. Die zwei Beiträge des Themenheftes entziehen sich dabei bewusst einer einheitlichen Fragestellung oder Konzeptualisierung. Vielmehr zeugt gerade die Vielfalt der theoretischen und methodischen Annäherungen an das Medium sowohl von dem Potenzial als auch von der Aktualität und Brisanz des Themas für die Geographie.

Michael Flitner (Freiburg) unterzieht in seinem Beitrag den Film *Liane, das Mädchen aus dem Urwald* einer kritischen Lektüre. Was auf den ersten Blick nur eine eskapistische Abenteuergeschichte zu sein scheint, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als vielschichtiges ideologisches Konstrukt. Der Film konfiguriert die Ordnung der Geschlechter als Schlüsselement zur Wiederherstellung der politischen Nation, die sich fernab der Heimat in einem exotisierten afrikanischen Niemandsland der Geschichte vollzieht. Flitner zuge-

hörigen Filmgenres situiert und mit den gesellschaftspolitischen Debatten der Ära konfrontiert. Dabei ergeben sich theoretische Bezüge zu den Geographien symbolischer Aneignung sowie zu aktuellen Debatten des Postkolonialismus, deren Rezeption im deutschen Kontext spezifische Fragestellungen aufwirft.

Björn Bollhöfer (Köln) und Anke Strüver (Münster) gehen in ihrem Beitrag der Frage nach, welchen Einfluss lokale Filmproduktionen auf die Bedeutungskonstitution einer jungen Filmstadt ausüben. Unter Rückgriff auf theoretische Überlegungen des *Circuit of Culture* werden anhand der ZDF-Krimireihe *Wilsberg* die verschiedenen Prozesse von kultureller Produktion, Repräsentation und Aneignung zusammengeführt und analysiert. Im Fokus der Untersuchung steht das Bild der Stadt Münster, wie es durch Film und Zuschauer auf unterschiedliche Weise entsteht. Die Betrachtung ästhetischer und ökonomischer Aspekte der Filmproduktion stellt diese Stadtimaginationen in den Kontext von Drehortbedingungen und Stadtmarketing. Auf diese Weise wird deutlich, wie sich die materiellen und industriellen Ressourcen einer Stadt mit Prozessen der symbolischen Bedeutungskonstruktion verbinden.

Alles in allem liefert das Themenheft zahlreiche Anstöße, um Film und Fernsehen mit neuen, geographischen Augen wahrzunehmen, aber auch, um die theoretische wie methodische Diskussion innerhalb der Kulturgeographie um eine mediale Komponente zu bereichern.

Björn Bollhöfer

An unsere Leser

Die vorliegende Ausgabe der geographischen *revue* ist Frühjahrs- und Herbstnummer zugleich. Organisatorische Probleme führten dazu, dass die für die Ausgabe 1/2005 vorgesehenen Beiträge nun zusammen mit den für das Heft 2/2005 projektierten Aufsätzen erscheinen. Diese Doppelnummer soll ein Einzelfall bleiben; wir sind sicher, ähnliches in Zukunft vermeiden zu können.

Neben den Beiträgen zu „Geographie und Film“ finden sich in diesem Heft zwei weitere Essays: zum einen Helmut Klüters pointierte Untersuchung aktueller Kulturgeographie („Kultur als Ordnungshypothese über Raum?“), zum anderen Thomas Dörflers Versuch der Klärung eines Missverständnisses („Geographie und Dekonstruktion“).

Ein weiterer, wie wir hoffen: ebenso diskussionsanregender Beitrag findet sich im Internetforum der geographischen *revue* (<http://www.geographische-revue.de/forum/diskuss1.html>). Wir bitten um Beachtung und rege Teilnahme.

Die Redaktion

Michael Flitner ■

Das Mädchen aus dem Urwald. Über Geschlecht und Nation in einem Filmhit der 1950er Jahre¹

1 Einleitung

Mit der Rückkehr großer Kinosäle und einer Zunahme der Besucherzahlen gelten die 1990er Jahre als hoffnungsfrohes Jahrzehnt des Kinos. Zugleich haben theoretische Neuorientierungen dafür gesorgt, dass Filme auch in der Geographie heute größeres Interesse finden. Angesichts dieser aktuellen Entwicklungen gerät leicht in Vergessenheit, dass in Deutschland der Kinobetrieb schon vierzig Jahre früher seine größte Blüte erlebte. Der quantitative Höhepunkt der Kinobegeisterung lag hier im Jahr 1956 mit über 800 Millionen Kinobesuchen, eine Zahl, wie sie heute etwa die gesamte Europäische Union erreicht. Mit Fernsehen, Videotechnik und neuen Medien ist der individuelle Filmkonsum in den letzten Jahrzehnten zwar weiter gestiegen, doch sind das kollektive, geteilte Erleben und damit auch die soziale Verbindlichkeit medialer Erfahrung gleichzeitig zurückgegangen. Von den einstmals 15 Kinobesuchen pro Kopf und Jahr sind in Deutschland keine zwei mehr übrig geblieben (Eurostat 2001).

Qualitativ genießt das damalige Kinoprogramm im Rückblick allerdings geringe Wertschätzung. Vor allem an die Heimatfilme wird da gedacht, die im Spitzenjahr mehr als ein Drittel der uraufgeführten Filme ausmachten. Allein der heute sprichwörtliche *Förster vom Silberwald* konnte von 1954 bis 1958 mehr als 20 Millionen Zuschauer verbuchen. Und auch das *Schwarzwaldmädel*, *Grün ist die Heide* und *Sissi* wurden von einem Millionenpublikum besucht – Titel, die allesamt nach süßlich-seichter Unterhaltung klingen. Weniger bekannt ist, dass das damalige Kinoprogramm auch Anlass zu scharfen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen gab. Die einen beklagten den Sittenverfall und riefen zum Kampf gegen ‘Schmutz und Schund’, die sie in Form unzüchtiger Bekleidung und niveauloser Populärkultur über die Jugend kommen sahen. Wie Rockmusik, Jeans und Comic-Strips stammten auch die verpönten filmischen Vorbilder oft aus ‘Amerika’. Andere stießen sich hingegen daran, dass der deutsche Kinobetrieb zu sehr dem der NS-Zeit ähnel-

te: Auf der Leinwand waren oft noch dieselben Stars zu sehen, und auch unter den Regisseuren waren berühmte Namen schon bald wieder vertreten. Besonders an den neuen Filmen des *Jud-Süß*-Regisseurs Veit Harlan entzündete sich heftiger Protest, der zu zahlreichen Demonstrationen und langwierigen gerichtlichen Auseinandersetzungen führte (Kraushaar 1996, 542f).

Für diese kurz angerissenen Dimensionen steht exemplarisch der Film *Liane, das Mädchen aus dem Urwald*. Auch diesen Film sahen Millionen, er war scheinbar unpolitisch, ein bisschen 'amerikanisch' und heftig umstritten wegen seiner 'Freizügigkeit'. Im Kern handelt seine Geschichte von einem hellhäutigen Mädchen, das von einer Expedition im afrikanischen Urwald entdeckt und gefangen wird, um sich schließlich als einzige Nachfahrin eines reichen Hamburger Reeders namens Amelongen zu entpuppen. Weil das Mädchen anfangs wenig bekleidet unter afrikanischen Wilden haust und auch sonst einen kessen 'Wildfang' gibt, sehen einige Betrachter in *Liane* heute vor allem einen erfrischenden Aufstand gegen die rigide Sexualmoral der 1950er Jahre. Liane, so heißt es etwa, sei „die Figur, die den Bundesdeutschen versuchte, Nacktheit als natürlich nahezubringen“ (Feddersen 1997). Die lange Zeit vorherrschenden Interpretationen des damaligen Unterhaltungsfilms legen dagegen nahe, den Film als kritikwürdigen Fall von Eskapismus zu deuten. *Liane* wäre damit eine exotisch angehauchte Variante der Flucht aus der mühsamen Alltagsrealität sowie den Erinnerungen an Krieg und NS-Faschismus.

Eine gründlichere Betrachtung kann sich mit beiden Lesarten nicht ganz zufrieden geben. Sie folgt zunächst der Annahme, dass uns *Liane* – wie andere populäre Filme der Zeit – Wichtiges über die Veränderung gesellschaftlicher Selbstbilder und Rollenverständnisse zu sagen hat, die in ihren konkreten Bezügen zu würdigen sind (vgl. Seeßlen 1989, 138). Dass dabei den Geschlechterrollen besondere Bedeutung zukommt, legt im vorliegenden Fall schon die Besetzung der Hauptrolle mit einer unbekanntem Schülerin (Marion Michael) nahe, die durch einen Wettbewerb in der Bildzeitung ausgewählt wurde und kometenhaft zum begehrtesten weiblichen Jungstar der Zeit aufstieg. Zudem weisen die Befunde anderer Filmanalysen darauf hin, dass das Verhältnis der Geschlechter gerade in dieser Zeit ein wichtiges Feld ist, auf dem die Auseinandersetzungen um die soziale Ordnung durchbuchstabiert und ausgetragen werden (Westermann 1990, Kap. 3).

Die folgende Interpretation fußt auf der Grundthese, dass in *Liane* mit der Konfigurierung der Geschlechter eine doppelbödiges gesellschaftliche Restauration betrieben wird. Ein bestimmtes Frauenbild in bestimmbareren räumlichen und historischen Kontexten dient hier als Medium und Ressource, um die soziale Ordnung wieder herzustellen und die politische Nation zu erneuern. Diese Erneuerung vollzieht sich jedoch nicht als umstandslose, erinnerungsfeindliche „Rückkehr in die Bürgerlichkeit“ (Herbert 1995) nach dem NS-Faschismus, sondern zugleich als – kaum weniger zweifelhafte – Kritik der alten und neuen Bürgerlichkeit. Der afrikanische 'Urwald' als räumlicher Bezugspunkt der Erzählung erfüllt dabei gleich mehrere Funktionen. Er steht zunächst für aufregende Exotik und paradiesische Freiheiten, wie sie auch der zeitgenössisch verbreitete Gummibaum

noch zaghaft beschwört. In der erzählerischen Tradition von Joseph Conrad signalisiert der 'Urwald' zugleich dunkle Gefahren, die im Inneren der Protagonisten selbst angesiedelt sind. Jenseits der Metaphorik stellt der 'Urwald' schließlich konkrete historische Bezüge her, welche die Geschichte rahmen und ihren politischen Kern erst genau bestimmen.

In diesem Sinne verfolgt die vorgelegte Analyse vor allem zwei Absichten. Erstens soll anschaulich werden, wie in einer bestimmten historischen Situation (hier: der bundesdeutschen Nachkriegszeit) spezifische Raumbilder (z.B. der afrikanische 'Urwald') filmisch mobilisiert werden, um gesellschaftspolitische Botschaften zu übermitteln (hier: die Ordnung der Geschlechter als Grundlage einer Wiedergeburt der Nation). Dabei spielen metaphorische und metonymische Bezüge ebenso eine Rolle wie tatsächliche historische Zusammenhänge. Zweitens, methodologisch gewendet, soll gezeigt werden, dass der Rückgriff auf Produkte der Populärkultur bei der Untersuchung der Funktion solcher Raumbilder eine forschungsökonomische Alternative darstellt zu herkömmlichen sozialgeschichtlichen Rekonstruktionen. Selbst und gerade an einem (sehr erfolgreichen) 'Schundfilm' lassen sich wichtige gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen der in Frage stehenden Zeit mit vergleichsweise geringem Aufwand explorieren, wobei die Funktion der räumlichen Chiffren und Bezüge näher bestimmt werden kann.

Die Entwicklung der Analyse erfolgt in vier Schritten, wobei der methodische Zugriff in einer zweigleisigen Kontextualisierung besteht: Einerseits finden wichtige öffentliche Debatten im unmittelbaren zeitlichen Umfeld des Films Beachtung, die sich aus vorhandener Literatur rekonstruieren lassen. Andererseits wird die Erzählung in verschiedenen Filmgenres situiert, deren narrative Logik der Film aufnimmt und stellenweise variiert, woraus sich zusätzliche Perspektiven auf die Erzählung ergeben. Zunächst wird in dieser Weise das Genre der Tarzanfilme betrachtet; an ihm lässt sich der Kern der schillernden Botschaft bestimmen und ein begrenzter, kultureller Bruch mit der Elterngeneration kenntlich machen (2). Anschließend werden Bezüge zum Kolonialfilm und zum Halbstarkefilm ausgehend vom Drehbuchautor des Films, Ernst von Salomon, rekonstruiert und mit der Thematisierung der Gewalt im Film in Verbindung gesetzt (3). Das Thema des Sexskandals führt uns weiter zum Heimatfilm und den Familienstrukturen der Protagonistin (4). Ein kurzer Schlussabschnitt pointiert die Interpretation des Films auf dieser Grundlage (5).

2 Tarzan: Von der Zivilisierung zur *re-education*

Der Film bezieht sich offensichtlich auf das Genre der Tarzanfilme, das deutet schon der Name der Hauptfigur an, dem diese nicht nur durch einige Schwingübungen an Baumranken im Verlauf des Films gerecht wird. Weitere Ähnlichkeiten und Bezüge gibt es auf den ersten Blick: Wie *Tarzan* spielt auch *Liane* in Afrika, wie ihr Vorbild ist auch sie meist spärlich bekleidet, und ähnlich begrenzt ist auch ihr Sprachvermögen, das im ganzen Film nur ein gutes Dutzend Äußerungen zulässt, selten mehr als zwei Silben lang. Eine tiefer liegende Ähnlichkeit findet sich in der zentralen Problematik der Herkunft: Tarzan ist

bekanntlich der Abkömmling eines Adligen, Lord Greystoke, und so geht es in dem ersten, das Genre begründenden Erfolgsroman von Edgar Rice Burroughs, *Tarzan of the Apes* (1914), ganz wesentlich darum, wer der rechtmäßige Nachfahre des in Afrika umgekommenen Lord Greystoke ist und damit zugleich auch ein angemessener Gatte für Jane Porter. Über seine Hintergedanken bei der Konstruktion der Tarzangeschichte schrieb Burroughs im Rückblick:

„Vor allem interessierte mich die Vorstellung eines Wettkampfs von Vererbung und Umwelt. Zu diesem Zweck wählte ich ein kleines Kind von einer Rasse, die stark von erblichen Eigenschaften der feineren und edleren Art gezeichnet war, und ich warf dieses Kind in einem Alter, in dem es noch nicht vom Zusammensein mit Geschöpfen der eigenen Art beeinflusst sein konnte, in eine Umwelt, die derjenigen, in der es geboren wurde, so weit wie möglich diametral entgegengesetzt sein sollte (...)“ (zit. n. Taliaferro 1999, 14, Üs. MF).

Ein darwinistischer Überlebenskampf der ‘Rassen’: Keine Frage, dass die guten Gene schließlich auch in der fremden Umwelt – und gerade im Urwald! – triumphieren werden. Auch Liane lebt seit dem Kleinkindalter mit fremden Geschöpfen in der afrikanischen Wildnis zusammen und ist doch unverkennbar von feinerem Geblüt. Was sich bei ihr – genau wie bei Tarzan – schließlich an zufällig konservierten Fingerabdrücken aus Kindertagen beweisen lässt, hat der kernige Expeditionsfotograf Thoren (Hardy Krüger) schon zu einem früheren Zeitpunkt an ihrem Gesichtsschnitt erkannt: „... die kommt aus einem guten Stall“.

Allerdings gibt es auch Unterschiede zwischen Tarzan und Liane, erstens und vor allem den des Geschlechts. Weibliche Tarzanwesen gab es bereits in einigen Comics, am populärsten als *Sheena, die Dschungelkönigin* ab Ende der 1930er Jahre und später in der italienischen Version der *Pantera bionda*. Auch im Film waren Auftritte leicht bekleideter Frauen in tropischen Gefilden etabliert, nicht zuletzt durch Tarzans Partnerinnen oder Gegnerinnen (vgl. die Darstellungen bei Fury 1994). Doch war daraus kaum eine Hauptrolle geworden, wie sie Liane spielen durfte, sportlich, kämpferisch und aufregend. Liane, wohlgermerkt, tritt uns dabei weniger als Königin oder frauliche Pantherin entgegen denn als pubertäres ‘Mädchen’, wie es schon im Titel heißt.

Neben dem Geschlecht hat sich zweitens das historische Panorama deutlich verschoben, vor dessen Hintergrund die Geschichte zu lesen ist. Eric Cheyfitz (1997, 4f.) hat die ursprüngliche Tarzanfigur als eine außenpolitische Fantasie gedeutet, in der sich die US-amerikanischen Ängste und Begierden Ende des 19. Jahrhunderts kondensieren. Tarzan schaffe gewissermaßen eine neue, imaginäre *frontier* im kolonialen Afrika, wo sich die überkommenen Westernträume mit neuen imperialistischen Ambitionen mischen könnten (vgl. Dixon/Grimes 2004, 272). Auch in *Liane* tragen die Europäer, die hier unter deutscher Leitung Afrika erforschen, einen paternalistischen Führungsanspruch vor sich her, der schon in der Inszenierung ihrer technischen und moralischen Überlegenheit zum Ausdruck kommt. Die naiven, im Grunde gutherzigen Afrikaner, die wir im Film kennen ler-

nen, bedürfen allemal der Hilfe und des Schutzes von außen. Doch ist der Bezug auf Afrika aus deutscher Perspektive nach dem Zweiten Weltkrieg von ganz anderer Beschaffenheit als der Blick des US-amerikanischen Publikums auf die europäischen Einflusssphären dort zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Die Hochphase des kolonialen Imperialismus ist definitiv vorbei und 'Schwarzafrika' ist für das deutsche Publikum in den 1950ern kaum eine Chiffre, die geeignet wäre, vergangene Kolonialträume zum zweiten Mal wieder zu erwecken. 'Afrika' fungiert hier eher als ein Natur-Raum, in welchem sich menschliche Probleme gerade fern der Geschichte rekonfigurieren und vielleicht auch lösen lassen. Fern der Geschichte heißt hier in erster Linie: fern der jüngsten deutschen Geschichte. Der konkrete koloniale Bezug fungiert dann als ein Abstandhalter, der es ermöglicht, heikle Themen wie 'Rasse', Nation und territoriale Herrschaft in einem historisch abgelegten Feld zu artikulieren.

Zwei andere Aspekte des Tarzangenres sind in diesem Zusammenhang von Interesse: Erstens das Motiv der Zivilisation und Zivilisierung, das mit diesem Genre eingeführt wird, und zweitens der implizite Bezug zu der bemerkenswerten deutschen Rezeptionsgeschichte der Tarzanfigur. Liane ist als „eine Art Ethnopygmalion“ (Feddersen 1996) bezeichnet worden, und tatsächlich nimmt das klassische Motiv der Zähmung und standesgemäßen Erziehung in dem Film beträchtlichen Raum ein, nachdem Liane einmal gefangen worden ist. Nun wird die halbwüchsige Frau zivilisiert und gefügig gemacht. Sie lernt die deutsche Sprache, wenn auch nur rudimentär, ihre Haare werden geschnitten, sie übt sich anständig zu kleiden, Tee zu trinken usw. Liane als *My fair Lady*. Eines ihrer ersten Worte lautet bezeichnenderweise „Seife“, die Warnung der Expeditionsärztin Jacqueline (Irene Galter) nachplappernd, nachdem Liane bei ihrer ersten Waschung tollpatschig am Schaum geschleckt hat. Für die zeitgenössischen Zuschauer dürfte das Seifenthema nicht nur die gängigen Sauberkeitwünsche wachgerufen haben, sondern im vorliegenden Kontext auch das Thema Hautfarbe, genauer die körperlich kodierte (post-)koloniale Situation. Anne McClintock (1995) hat in ihrem Buch *Imperial leather* die Rolle ausgiebig diskutiert, die der Saubermach- und Seifendiskurs im kolonialen Rassismus spielte. Die Haut als Schauplatz des Kampfes um Sauberkeit und Zivilisation, ein Kampf, in dem die natürliche Hautfarbe unhintergebar bleibt wie die Fingerabdrücke. Weiße Haut wird denn auch zum Namen gebenden Zeichen für die Figur, die paradoxerweise qua Biologie zumindest moralisch schon zivilisiert ist, „Weißhaut“ – in Burroughs Affensprache: „Tarzan“.

Die Dunkelhäutigen sind bei *Liane* vor allem die ganz primitiven Wo-Dos, die das helle Mädchen nicht umsonst abgöttisch verehren. Sie kämpfen noch 1956 mit Blasrohren und rennen vor den Klängen eines Lautsprechers erschreckt davon. Kindliche Freude und blinde Wut sind ihr Ausdruck, von Zivilisationserscheinungen weder getrübt noch verfeinert. Sie sind Teil des afrikanischen Naturbildes, wie die Tiere, die immer wieder auftauchen und, ganz wie bei *Tarzan*, als Sinnbild natürlicher Vergesellschaftung dienen (vgl. Holtmark 1981, Kap. 3). Oft kündigen die Tiere in *Liane* Kommendes an: Schon ganz am Anfang des Films sehen wir nach den trommelnden Wo-Dos verschiedene Tierfamilien

durch die Landschaft stapfen, die die Restauration der Amelongschen Familienverhältnisse vorzeichnen. Liane, die meist ein einsames Löwenjunges mit sich führt, wird später selbst wie ein Tier mit dem Netz gefangen. Sie beißt um sich und soll deshalb auch eine Nacht im Tierkäfig eingesperrt verbringen. Kaum verschleppt, wird sie von dem Fotografen Thoren mit einer Banane gefüttert; auf der Überfahrt nach Hamburg füttert sie später selbst einen Affen mit einer Banane – so werden ikonografische Übergänge zwischen Tier und Mensch geschaffen und zugleich hierarchisch geordnet. In der Summe der bildlichen und textlichen Bezüge entsteht im Laufe des Filmes aus den Elementen Kleidung, Sprache, Seife, Hautfarbe, Tierwelt ein Muster sozialer Zugehörigkeiten, in dem für Liane die Abstammung mit der Kulturstufe und dem Grad an individueller Zivilisierung in Einklang gebracht wird. Es ist wenig überraschend, dass diese Muster im 'Urwald' und in 'Hamburg' auch ihre räumlichen Korrelate bzw. Bestimmungen finden.

Doch das Motiv der Zivilisierung lässt sich nicht nur auf Liane beziehen. Auch Thoren, der junge Fotograf, macht im Verlauf des Films eine Wandlung durch. Marschiert er am Anfang noch als ungehobelter paramilitärischer Bursche im Khakihemd durch den Busch, so sehen wir ihn im Laufe seines Deutschlandaufenthaltes zu einem properen Schwiegersohn gedeihen, der in Anzug und Krawatte im Blankeneser Garten des Reeders Amelongen sitzt und der sozialen Ordnung huldigt, die hier zugleich die natürliche ist. Die Zivilisierung ist da fast eine *re-education*, jedenfalls eine Wiedereingliederung in die anständigen Reste von Heimat und Familie. Ganz zum Schluss jedoch, und das ist eine nicht zu unterschätzende Pointe des Films, kehren Liane und Thoren zusammen in den afrikanischen 'Urwald' zurück, nachdem sie den gesellschaftlichen Dschungel von Hass und Intrigen in Deutschland kennen gelernt haben. Der afrikanische Wald macht sie frei und gleich: schön, jung, primär menschlich. Hier gibt es jedenfalls keinen Stand und keine Klasse, die sie in Hamburg zu trennen drohten, keine bürgerlichen Konventionen und keine allzu belastete Geschichte.

Edward Said (2000, 336) hat in einem Essay über Johnny Weissmuller dessen Tarzan als einen „einsamen Überlebenden“ bezeichnet, der sozialer Perspektiven beraubt „im dauerhaften Exil“ verharren müsse. Wir können dieses Bild eher noch auf Thoren als auf Liane beziehen. Liane könnte sich in Hamburg einfügen, eine Heimat finden, die zu verlieren sie nie wirklich Gelegenheit hatte. Thoren dagegen ist ein heimatloser Überlebender, ein Junge der Flakhelfergeneration, der gelernt hat, „am Leben zu bleiben“, wie er sagt. Seine Aussichten auf Anerkennung und sozialen Aufstieg sind prekär, er weiß nicht, wo er hingehört, ja er kennt nicht einmal seine eigenen Gefühle wirklich. Sein Ort bleibt einstweilen 'außerhalb' – und er will das offenbar auch so.

Die Einordnung ins soziale Ganze und das begrenzte, individuelle Aufbegehren gehen für Liane und Thoren Hand in Hand. Das ist die doppelbödige, scheinbar widersprüchliche Botschaft des Films, die in verschiedener Form immer wieder durchgespielt wird. Ein erster, vorgängiger Ausdruck dieser Doppelbotschaft lässt sich schon in der Berufung auf das Genre selbst identifizieren, das in Deutschland durch einen merkwürdigen Widerspruch

von ideologischem Gehalt und öffentlicher Rezeption gekennzeichnet ist. Schon Mitte der 1920er Jahre wurden die *Tarzan*-Romane von Burroughs in der deutschnationalen Presse scharf angegriffen, weil sie ein sehr unvorteilhaftes Bild der Deutschen und besonders der deutschen Kolonialtruppen in Ostafrika zeigten (Lorenz 1982, 118). Die meisten Bücher und auch die meisten frühen Tarzanfilme wurden aber vorerst gedruckt bzw. aufgeführt, bis hin zum ersten Tonfilm mit Johnny Weissmüller, *Tarzan, Herr des Urwalds*, im Jahr 1932. Wenig später wurden Tarzanfilme jedoch wegen ihrer angeblich anti-deutschen Ausrichtung vollständig aus dem Programm genommen, und so erschienen während der gesamten NS-Zeit in Deutschland keine Tarzanfilme und auch keine Tarzanpublikationen mehr. Im Krieg wurde Tarzan von dem erklärten Eugeniker Burroughs dann sogar noch zum kämpfenden Antifaschisten gemacht. *Tarzan triumphs* hieß der hierzulande wenig bekannte Film, der erst 1971 unter dem Titel *Tarzan und die Nazis* im deutschen Fernsehen gezeigt wurde.² Die feine Ironie dieser Rezeptionsgeschichte macht Tarzan zu einem anti-deutschen Helden, obwohl er als sozialdarwinistisch konzipierter Herrenmensch doch fest in ideologischen Mustern verankert scheint, die in Deutschland zur gleichen Zeit ihre äußerste Radikalisierung fanden.

Vor diesem Hintergrund rückt nicht nur der Tarzanboom der 1950er und 1960er Jahre in ein etwas anderes Licht, sondern auch das Misstrauen, mit dem die Hüter der Hochkultur die bekannte Figur bei ihrem sehr erfolgreichen Wiederauftritt in Deutschland beäugten. Zwischen 1950 und 1960 wurden Dutzende der alten Filme und einige neue gezeigt, die Bücher und Comics wurden veröffentlicht, zudem drängten neue, deutschsprachige Bildergeschichten mit Tarzan-ähnlichen Figuren wie Akim und Tibor auf den Markt (vgl. Seeßlen 2000). Das Tarzangenre stand dabei ohne Zweifel für einen Bruch mit der jüngeren Vergangenheit, für eine neue, amerikanische, 'undeutsche' Welt, die im Kulturellen nun Einzug halten konnte. Der Bruch bezog sich dabei allerdings in erster Linie auf die Darstellungsweise, denn *Tarzan* war ja nur sehr bedingt ein Vorkämpfer für Völkerverständigung, Emanzipation oder demokratische Gesellschaftsformen. Es waren denn wohl auch vor allem anti-amerikanische und ästhetische, anti-moderne Ressentiments, wenn die Elterngeneration darin eine sittliche Gefährdung der Jugend erkennen mochte. So knüpft *Liane* auch genrehistorisch an eine Doppelbotschaft an: *Tarzan* war Schund, oder wie man heute sagen würde: *trash*, und damit ein bisschen subkulturell und irgendwie aufbegehrend – in seinen gesellschaftspolitischen Visionen jedoch war er bestenfalls harmlos und im Kern reaktionär.

3 **Gewalt: Von den 'Geächteten' zu den 'Halbstarken'**

Das Buch, das den Film inspirierte, wurde von Anne-Day Helveg verfasst und erschien zuerst als Fortsetzungsroman in der Bild-Zeitung. Die tatsächlich verfilmte Geschichte, das Drehbuch zum Film und die Dialoge verfasste jedoch ein anderer Schriftsteller, der zu den bizarrsten Figuren in der deutschen Medienszene des 20. Jahrhunderts gehört, Ernst

von Salomon (1902-1972). Sein Werdegang vom Freikorps-Kämpfer und Faschisten der ersten Stunde bis zum Bestsellerautor der Adenauer-Ära liefert uns Stichworte zu weiteren Aspekten des Films. Nur zwei davon sollen hier aufgenommen werden, nämlich erstens der Bezug zum Kolonialfilm der NS-Zeit und zweitens die durchgängige Verachtung für die bürgerlichen Institutionen und Konventionen, die mit einer hohen (auch individuellen) Bereitschaft zur Anwendung von Gewalt einherging.

Berühmt wurde Salomon schon mit seinem ersten Buch unter dem Titel *Die Geächzten* (1930), in dem er seinen Weg zum antidemokratischen Kämpfer reuelos nachzeichnete. Trotz der politischen Anerkennung, die seinen Werken ab 1933 zuteil wurde, hatte Salomon wohl nur begrenzte Sympathien für die NSDAP und trat politisch im engeren Sinne nicht hervor. Ab Mitte der 1930er Jahre begann er jedoch Drehbücher für Unterhaltungsfilme zu schreiben, und zwar unter anderem für einige der großen Kolonialfilme der NS-Zeit. Die Filme *Kautschuk* (1938) und *Kongo-Express* (1939) waren vergleichsweise harmlose, wenn auch im Kern problematische Filme, in denen tropische Abenteuer-geschichten erzählt wurden. Wie die Titel schon andeuten, ging es darin mehr oder weniger direkt um die Erschließung tropischer Räume und Ressourcen, ein Thema, das zu dieser Zeit stark politisch besetzt war, gleichgültig, ob man es tatsächlich auf den Wiedererwerb von Kolonien in den Tropen gemünzt sah, oder metonymisch auf den 'Lebensraum' im Osten. Explizit politisch war jedoch besonders der dritte Kolonialfilm, an dessen Drehbuch Salomon mitwirkte, *Carl Peters* von 1941, ein hetzerischer, antisemitischer und anti-englischer Film mit Hans Albers in der Hauptrolle des deutschen Urkolonisten, der während des Krieges mit viel Werbung in die Kinos kam und nach dem Krieg wegen seiner ausgeprägt antidemokratischen Ausrichtung einige Jahre mit Aufführungsverbot belegt blieb.

Liane knüpft an diese Filme in zweierlei Weise an, nämlich über personelle Kontinuitäten und über den Ort der Handlung. *Kautschuk* und *Kongo-Express* drehte mit Eduard von Borsody auch derselbe Regisseur, der *Liane* machte. Die Übereinstimmung von Drehbuch und Regie macht *Liane* narrativ und ästhetisch zu einem Abkömmling der Kolonialfilme, und umso mehr sind auch die entsprechenden Aspekte der Tarzangeschichte ernst zu nehmen. Noch eindeutiger ist Mitte der 1950er Jahre der Ort der Handlung von kolonialen Bezügen bestimmt, nicht nur, weil sich in vielen afrikanischen Ländern genau zu dieser Zeit die antikoloniale Befreiungsbewegung merklich artikuliert, sondern vor allem, weil (Ost-)Afrika ansonsten zeitgenössisch *nicht* besetzt ist: nicht als 'Ost' oder 'West' im politischen Sinn, und auch noch kaum als internationalisierter Medienraum der Tierwelt (vgl. Flitner, i.V.). Anders formuliert: Afrika ist aus deutscher Sicht kolonial, soweit es überhaupt geschichtlich ist, und das heißt *postkolonial* im Sinne einer diskurs-historischen Beziehung.

Das Stichwort zum zweiten Thema, das der Drehbuchautor für *Liane* im Gepäck führt, gibt der Film, mit dem Salomon unmittelbar zuvor beschäftigt war. 1954 schrieb er das Drehbuch für den Film *08/15*, einen pseudokritischen Film über die Wehrmacht mit

Blacky Fuchsberger in der Hauptrolle als aufrechter Gefreiter, der gegen sinnlose Schleiferei und Korruption unter den Offizieren ankämpft – für eine saubere Armee ohne ständige Privilegien. Eine Faszination durch Gewalt in Verbindung mit tiefem Ressentiment gegen bürgerliche Verkehrsformen durchzieht das gesamte Werk von Salomon, und Gewalt in verschiedenen Formen ist auch ein wichtiges Thema im Film *Liane*.

Dabei geht es in *Liane* nicht nur um militärische Gewalt, sondern auch um subtilere Formen physischen Zwangs, der bevorzugt gegen Frauen oder Afrikaner ausgeübt wird. Gleich sehr früh im Film wird das Motto dazu vorgegeben, und einmal mehr spielt hier die Tierwelt in die Etablierung der sozialen Norm. Da ist der Fotojäger Thoren mit einheimischen Helfern unterwegs und will gerade einen Vogel fotografieren. Ein Afrikaner hebt sogleich die Waffe, um den Vogel abzuschießen. Mit der belustigt und kopfschüttelnd vortragenen Bemerkung „Immer gleich totmachen“ hält ihn Thoren davon ab. Nur wenige Schritte später: großes Geschrei der Helfer, eine Schlange zischt vom Baum herab. Thoren haut sie erbarmungslos mit der Machete entzwei und brummelt: „Diesmal ging’s ja wohl nicht anders.“

Um diese Denkfigur geht es auch im weiteren Verlauf immer wieder, wenn Gewalt ins Spiel kommt, also um die Frage, wann Gewalt berechtigt, erlaubt oder notwendig ist. So gibt es etwa ein halbes Dutzend physische Übergriffe auf die beiden Frauen Jacqueline und Liane, und dabei wird sehr fein unterschieden: Wird die Gewalt in guter Absicht ausgeübt, und das heißt besonders, wenn Thoren Liane ‘etwas härter anfasst’, dann billigt dies der Film direkt durch seine Bilder, indem die Perspektive des Täters übernommen wird, oder durch den weiteren Verlauf, der die Notwendigkeit der Tat umgehend erhellt. Geschieht ähnliches in zweifelhafter oder gar böser Absicht, etwa wenn der Grobian Keller Liane ‘unnötig’ hart anfasst oder Jacqueline begrapscht, dann wird dies im Fortgang der Geschichte bestraft, entweder durch eine Tracht Prügel von Thoren, oder durch direkte Gegenwehr in Form einer Ohrfeige von Jacqueline. Die tierischere Liane verteidigt sich mit Bissen.

Analog gilt dieses Muster auch bei militärischen Konflikten. Der erste, scheinbar willkürliche Überfall der Wo-Dos auf das Zeltlager der Expedition zu Anfang des Films wird hart zurückgeschlagen. Auch bei ihrer zweiten Attacke muss von der Waffe Gebrauch gemacht werden, doch ist hier der Angriff seinerseits legitim, denn die Wo-Dos wollen nur ihre verehrte Liane befreien – das findet auch Thoren verständlich. Und so werden die Angreifer schließlich vor allem mit symbolischer Gewalt in die Flucht geschlagen. Die hinterlistige Gewalttat des Bösewichts Schöning (Reggie Nalder) am Ende des Films wiederum wird mit aller Konsequenz, d.h. bis zu dessen Tod verfolgt.

Diese Motivik lässt sich auch vor dem Hintergrund der Debatten um verschiedene Formen von Gewalt einordnen, die Mitte der 1950er Jahre die deutsche Öffentlichkeit bestimmten. Eine der hitzigsten Debatten ist die um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und den Eintritt in die NATO. Stichwort 08/15: Adenauer schreitet im Januar 1956 die Front der ersten Kompanien ab, und noch im selben Jahr wird auch die Nationale

Volksarmee der DDR gegründet. „Nicht für Dollar, nicht für Rubel, fort mit dem Kasernentrubel“ heißt es auf zahlreichen Demonstrationen im Westen (Kraushaar 1996, Bd. 2, S. 1394). Franz-Josef Strauß, der nach dem Krieg noch gewünscht hatte, wer jemals wieder eine Waffe in die Hand nehme, dem möge der Arm abfallen, ist gerade Verteidigungsminister geworden, als *Liane* erscheint. In der Bejahung legitimer militärischer Gewalt, so könnte man argumentieren, ist der Film ganz staatstragend im Sinne der jungen Republik. Gewalt ja, aber nur, wenn es sein muss bzw. als notwendige Verteidigung.

Gewalt spielte im Jahr 1956 aber noch eine zweite, wichtige Rolle in der Öffentlichkeit, denn dieses Jahr war auch ein Höhepunkt der sogenannten ‘Halbstarkenbewegung’. Eher als eine Art Mode-Protest Jugendlicher hatte das Anfang der 1950er schon begonnen, Mädchen trugen die langen Haare verwerflich offen, malten Schmollmund und Lidstrich, Jungen trugen spitze Schuhe, Elvistolle und Röhrenhosen, alles offensichtlich ‘amerikanisch’ beeinflusst. Besonders die jungen Männer zeigten dabei zeitweise einen ausgeprägten Hang zur Randalie. Scheinbar sinnlose Schlägereien untereinander und mit der Polizei waren in größeren Städten an der Tagesordnung, oft mit zahlreichen Verletzten und Festnahmen, und so äußerten auch Politiker bald vielfach ihre Besorgnis über die sogenannten Halbstarken oder auch ‘Frühreifen’.³ Ab Mitte der 1950er gab es dann mehr oder weniger subkulturelle Identifikationsfiguren für die ‘Halbstarken’, allen voran James Dean, der Ende 1955 umkam und bald zum Mythos wurde. In Deutschland lief nur wenig zeitverzögert eine Filmwelle an, die das Thema aufnahm. Nach Nicholas Rays ...*denn sie wissen nicht, was sie tun* kam 1956 ein Film von Georg Tressler unter dem Titel *Die Halbstarken* ins Kino, mit Horst Buchholz, dem ‘deutschen James Dean’, in der Hauptrolle, 1957 folgten *Die Frühreifen* (Joseph von Baky), ebenfalls ein Film zur sogenannten ‘Gefährdungsthematik’, 1958 wiederum mit Buchholz *Endstation Liebe* und *Nasser Asphalt*.

Liane hat einen Bezug zu dieser Gruppe von Filmen schon alleine wegen Hardy Krüger, der in mehreren Filmen über die ‘gefährdete Jugend’ große Rollen hatte (Kurowski 1989, 129). *Liane* ist auch ein Film über und für die aufmüpfige Jugend und ganz sicher nicht ohne Sympathie für diese. Die unnahbare und ruppige Art, in der Thoren im Kreis der Expeditionsteilnehmer agiert und die freche Unbekümmertheit von Liane, die auf Einordnung und Konventionen nur halb aus Unkenntnis pfeift, machen gerade den Charme dieser Figuren aus. In dem Aufbegehren gegen die bürgerliche Ordnung, oder jedenfalls in der Pose des Aufbegehrens, konnte sich fraglos auch Salomon wiederfinden. Zumal dürfte er mit der ungerichteten Gewalt keine Probleme gehabt haben, die in diesem Zuge ausgegärt wurde. „Was wir wollten, das wussten wir nicht, und was wir wussten, das wollten wir nicht. [...] wir taten es“, schreibt Salomon (1930, 73) in seinem Roman *Die Geächteten* über seine Zeit beim faschistischen Freikorps. Man kann in seiner Apologie heroischer Gewalttaten zumindest sprachlich einige Verwandtschaft mit dem wüsten und scheinbar grundlosen Aufbegehren der Halbstarken in den 1950er Jahren erkennen: „Denn sie wissen nicht, was sie tun“. Doch stimmungsmäßig führt uns diese Verwandtschaft allzu weit von

Liane fort, ganz sicher jedenfalls im Blick der damaligen (nicht nur männlichen) Fans, die in dem antibürgerlichen Impuls des Films wohl vor allem Freiheit und Leichtigkeit fanden – und ‘Sex’.

4 Geschlecht: Vom Körper zur Herkunft

Ein nordamerikanischer Vertrieb preist *Liane jungle goddess* heute mit den Worten: „One of Germany’s all time ranking films (...), full of adventure, action and excitement. Some nudity and topless situations.“ Einige Nacktszenen sind tatsächlich in dem Film enthalten, doch dürfte sich der Film damit heute kaum mehr den Vorwurf der Pornografie einhandeln. Meist fallen da doch die langen Haare des Urwaldmädchens im entscheidenden Moment geschickt über die Brüste, huscht Liane schnell aus dem Bild oder ist die Kamera entfernt genug bei ihrem erfrischenden Bad im Waldsee. Die öffentliche Aufregung, d.h. die Erregung öffentlichen Ärgernisses ebenso wie die Anziehungskraft dieser Bilder, ist hierzulande nur in historischer Sicht nachvollziehbar.

Was die Darstellung von Nacktheit angeht, waren die 1950er Jahre sehr restriktiv, da bestätigt einschlägige Literatur die spontane Vermutung. „Bare Brüste, wie sie selbst im Nazifilm gelegentlich vorkamen, waren (...) tabu“, schreibt ein Betrachter knapp über diese Zeit, und das stimmt für den deutschen Film mit wenigen Ausnahmen (Radevagen 1981, 244). Unter diesen waren vor allem die sogenannten ‘Kulturfilme’ über südamerikanische Indigene (z.B. *Hito-Hito* von Hans Ertl) oder Tierfilme, in denen am Rande einige Afrikanerinnen auftauchten, Grzimeks *Kein Platz für wilde Tiere* (1956) etwa, oder Heinz Sielmanns *Herrscher des Urwalds* (1958). Der Blick, den diese Filme auf die ‘paradiesischen Primitiven’ erlaubten, mag nicht ihren geringsten Reiz ausgemacht haben. Und genau hier knüpft *Liane* vom Setting her an: Urwald, Tiere, Wilde, da ist ein gewisses Maß an Nacktheit schon etabliert und vorgesehen. Allerdings ist diese Nacktheit doch weitgehend an die dunkle Hautfarbe geknüpft und in gewisser Weise wird Lianes helle Blöße durch die intertextuelle Kontrastierung auch besonders sichtbar. Ohne Frage war *Liane* damals ein sehr ‘freizügiger’ Film und er wurde auch aggressiv mit diesem Hinweis beworben und bekämpft.

Liane spielt die Rolle eines frech-naiven, aber doch formbaren Blondchens und gerade darin können wir auch weitergehende Bedeutungen entschlüsseln. Liane ist und bleibt ein weitgehend unbeschriebenes Blatt, eine Projektionsfläche, ein Medium. Nehmen wir ihren Namen wörtlich. Liane ist eben nicht Tarzan, nicht einmal Jane, oder L-Jane, sie ist vielmehr Tarzans Transportmittel. Sie verschafft unserem germanischen Tarzan-Donnergott Thoren Bewegung, einmal die soziale Bewegung aufwärts, soziale Anerkennung und Aufstiegschance, zudem die moralische Heimkehr der Flakhelfergeneration.

In diese Interpretation fügt sich, was im Film fast beiläufig am Anfang passiert: dass Liane nämlich bei der ersten Begegnung Thoren rettet. Die Wo-Dos haben ihn geschnappt, das Messer ist gezückt, Liane tritt auf und spricht die Begnadigung aus. Ein Gründungsakt,

Liane als Pocahontas (vgl. Theweleit 1999). Zwar muss sich Liane nicht selbst als Opfer darbieten, in der Folge aber wird sie zumindest von Thorens Gnaden abhängig und muss sozial zu ihm hinabsteigen. Später folgt eine zweite, nur scheinbar umgedrehte Rettungsszene, in der sich Thoren freundlich aber bestimmt um die gefangene Liane kümmert. Bei genauer Betrachtung wird in dieser Schlüsselszene jedoch ein Dritter gerettet, und dabei ist es bildlich geradezu fassbar, wie Lianes Körper zu einer Ressource im sozialen Geschehen wird. Während sie rechts im Bild auf einer Pritsche halbnackt in einem Fangnetz zapelt und von Thoren gebändigt wird (Abb. 2), liegt links im selben Zelt auf einer Sanitätsliege der im Kampf verletzte Kersten und wird von Jacqueline in weißer Schwestertracht verarztet (Abb. 1). Die Kamera schwenkt zwischen diesen beiden Einstellungen hin und her: Thoren hält die sich windende, entblößte Liane nieder, der Verwundete liegt derweil nebenan auf dem Rücken und wird von der „weißen Krankenschwester“ geheilt (vgl. Theweleit 2000, 131f). Eine merkwürdige Körperverschmelzung, eine Transfusion zumindest scheint hier statt zu finden: der männliche, kriegerische Körper wird in der Unterwerfung des sexualisierten Frauenkörpers restauriert.



Abbildung 1: Jacqueline verarztet Kersten



Abbildung 2: Thorben bändigt Liane

Wie so oft sehen wir Thoren in dieser Schlüsselszene fast über die Schulter, während er Liane niederhält. Das „Blickregime“ (Silverman 1997) wird im Film selbst thematisiert: Thoren ist schließlich Fotograf, wir haben ihn ganz am Anfang filmen sehen und später Bilder entwickeln, die er von Liane in freier Wildbahn geschossen hat. Wir bekommen aber keines dieser Bilder zu Gesicht, das erledigt der Film selbst, der uns insgesamt in Thorens Position des *male gaze* setzt, jedenfalls was Liane angeht.

Lianes Körper als Frauen-Bild führt uns jedoch noch in ein anderes Bedeutungsfeld, welches das Geschlecht im weiteren Sinne des Wortes betrifft: das Tarzanthema der Ab-

stammung. Zunächst ist da eine Frau, die überhaupt nur als Bild vorhanden ist, als standesgemäßes Ölbild im Salon des Hamburger Reeders, ein Bild, das wir gleich mehrfach zu Gesicht bekommen. „Mutter“ lautet auch Lianes erstes, klar erkennbares, deutsches Wort in dem Film, und es ist das einzige, welches sie mehrfach ausspricht. Bei ihrer ersten Hör- und Sprechprobe leuchten ihre Augen bei dem Wort, beim zweiten Mal, im Haus des Großvaters, spricht sie es selbsttätig aus, als sie ihre Mutter auf dem besagten Bild zu erkennen scheint, umso erstaunlicher, als sie diese bereits im Alter von zwei Jahren bei einem Schiffsunglück verloren hat. Die Mutter, kein Zweifel, steht für die instinktive Verbundenheit mit dem „guten Stall“, den Thoren erkannt hat, für Lianes Blutsbande.

Das Wort Vater hingegen kommt im ganzen Film nicht vor, wir erfahren auch nichts über ihn außer seinem Untergang. Diese prekäre Elternkonstellation bringt uns direkt zum Heimatfilm – ein weiteres Genre, an das *Liane* anknüpft, und eines, das viel konfliktreicher ist, als das Vorurteil es will. Das legen jedenfalls neuere Untersuchungen nahe, die nicht nur das Süßlich-Versöhnlerische in den Blick nehmen. So schreibt etwa Jürgen Trimborn (1998, S. 80):

„Auffallend oft begegnen uns im deutschen Heimatfilm der fünfziger Jahre zerstörte, beschädigte Familienstrukturen, die in der Regel – ob im Film selbst thematisiert und explizit angedeutet oder nicht – wohl als Resultate des Zweiten Weltkrieges angesehen werden können (...). In den meisten Fällen besteht die Familie des Heimatfilms bemerkenswerter Weise aus einem verwitweten Vater und seiner heiratsfähigen Tochter, (d.h. es ist) in der Regel (...) gerade die Mutterfigur, die in den Familien der Heimatfilme wegfällt. Über den Verbleib der Mutter wird in der Regel überhaupt keine Angabe gemacht.“

Dies lässt sich einleuchtend als eine (intendierte) Verschiebung deuten, da ja in der großen Mehrzahl der unvollständigen Familien tatsächlich der Vater fehlte (ebd.). Liane aber fehlen beide Eltern, und mit dem Schiffsunglück im Jahr 1941 wird jedenfalls der Zeitpunkt ihres Verschwindens explizit in die Kriegsjahre gelegt. In diesem Punkt ist der Film direkter als die meisten Heimatfilme der Zeit. Und die totale Abwesenheit des Vaters wird durch die wiederholt erwähnte, jedenfalls im Geiste anwesende Mutter geradezu in den Vordergrund gerückt.

Eine Ersatzmutter ist im Film nicht in Sicht, mit Abstrichen vielleicht die Haushälterin bei Amelongens, die den passenden Namen Alma trägt. Die Suche nach Ersatzvätern für Liane bzw. Thoren im Film bietet uns drei Personen der entsprechenden Generation. Des Reeders Neffe Viktor Schöning, der Bösewicht des Films, der offenbar im Krieg seine zivile Karriere gemacht hat, während andere an die Front mussten, kommt ebenso wenig in Betracht wie der Funker Keller, ein Rüpel, der gerne schießt und auch seine Funkerei kaum bei den Pfadfindern gelernt haben dürfte. So bleibt eigentlich nur der Expeditionsleiter, Prof. Danner, ein guter Wissenschaftler und besonnener Patriarch, zudem Internationalist qua Amt. Auch Jane Porters Vater Archimedes im Urtarzan war übrigens schon Professor, auch er ein guter, in dem die Figuren von Vater und Forscher zusammen-

fließen. Zu ihrem Prof. Danner kehren Liane und Thoren denn schließlich auch vorläufig zurück.

Diese Rückkehr lässt verschiedene Deutungen zu. Für Liane ist es mit der unschuldigen Freiheit des Urwalds vorbei, denn sie weiß jetzt woher sie stammt. Sie ist nicht nur in gewissem Umfang erzogen worden, sondern durch die Einordnung auch ihrer mythischen Stellung weitgehend beraubt. Thoren hat in Hamburg immerhin die Aussicht und den Segen gewonnen, an dem „guten Stall“ zu partizipieren. Doch die Bedingungen für den sozialen Aufstieg scheinen für ihn nicht sonderlich anziehend. Beide wählen einstweilen die unnatürliche Familie, ein ungeklärtes Gemisch aus der Expeditionscrew und den wilden Wo-Dos. Ein angemessenes Vorbild für die Jugend der 1950er Jahre konnte diese Wahl aus Sicht der meisten Eltern kaum abgeben. Wie vergnügt man das junge Paar zum Schluss im Waldsee baden sieht, lässt kaum einen anderen Schluss zu, als dass es fern von Heimat und Familie allemal amüsanter zugeht als zu Hause. Darin ist *Liane* geradezu ein Anti-Heimatfilm: Die Wildnis lockt, das Leben geht weiter, und zwar da draußen im Urwald. Aber diese Deutung übersieht nicht nur die moralische Heimkehr und die soziale Einordnung, die die beiden bereits aktiv durchlebt haben. Das Bad im See wäre dafür vielleicht nur eine kleine Belohnung. Der Weg in den Urwald zeigt in Film und Literatur bekanntlich oft auch die Selbstgefährdung und Entgrenzung an, den „Weg in das innere Dunkel der Menschen“ (Kobner 1994, 104). Und dann wäre der Schluss zugleich eine Drohung mit dem Bruch der zivilisatorischen Fassade.

5 „Bundesnackedei“

Worum geht es in dem Film also? Wenn man den vorgeschlagenen Interpretationen auch nur teilweise folgen mag, zeichnen sich die Konturen einer gesellschaftspolitischen Botschaft deutlich ab. Es geht um den rechten Weg in ein Leben, das vielleicht ein wenig unbürgerlicher ist, als sich die Eltern dies wünschen, aber doch letztendlich anständig. Um junge Mädchen, die nicht ganz wissen, wo sie hingehören und auch nicht mehr jedem älteren Mann gehorchen wollen, aber schließlich doch ihren Kerl bekommen. Es geht um die Ausübung kontrollierter Gewalt, die sich zwar in einer diffusen sittlichen Überlegenheit legitimieren muss, deren Motive und Grenzen im Einzelnen aber nicht zur Diskussion stehen. Um die Rückkehr der Flakhelfergeneration aus dem Dunkel da draußen, das als afrikanischer Urwald nur noch halb so schlimm scheint und sogar durchaus verlockende Züge trägt. Es geht um das Aufbegehren der vermeintlich Geächteten. Und um die Rückkehr der jungen Bundesrepublik in den Kreis der zivilisierten Nationen, wehrhaft, aber einstweilen fern von imperialen Ambitionen.

In diesem Sinne lässt sich die längste Äußerung von Liane interpretieren, immerhin der einzig grammatikalisch vollständige, wenn auch nicht fehlerfreie Satz, den Liane im ganzen Film spricht. Eine asiatisch wirkende Journalistin fragt sie im Hafen von Port Said, genauer gesagt, sie fragt den Beschützer Thoren: „Kann sie nicht selbst etwas sprechen,

vielleicht in ihrer Muttersprache?“ Lianes Antwort, sehr zögerlich, schüchtern und stockend gesprochen: „Ich bin ... froh ... auf Europa.“

Heimwärts geht es hier, nicht mehr nach Hamburg oder nach Deutschland, sondern nach Europa, noch etwas zögerlich, jung und unbedarft. Liane ist der Körper, in dem die junge Bundesrepublik halb widerstrebend als zivilisiertes Land entsteht, in einer europäischen Wertegemeinschaft, die von Adenauers Bananenkontingent bis zu Albert Schweitzers Vermächtnis reicht, eine neu-deutsche Ordnung mit afrikanischen Ressourcen, eine männliche Ordnung mit weiblichen Ressourcen, antiamerikanisch und doch amerikanisiert, immer noch etwas militaristisch und doch in ein legitimes Verteidigungsbündnis eingebunden, abgelöst vom Stammbaum, aber ihn anerkennend – alles in allem vielleicht doch noch: 'Prädikat: wertvoll'.

Es war der Bild-Zeitung vorbehalten, zentrale Elemente dieser Botschaft in einem schlagenden Begriff zu verdichten: Sie hat Liane irgendwann einmal den „Bundesnackedei“ getauft. Das gewollt harmlose Wort Nackedei, der Hauch von Pädophilie, den es in Kombination mit den 'freizügigen' Bildern des 'blutjungen' Mädchens in den 1950er Jahren verströmen musste, und als nähere Bestimmung dazu die Bundesrepublik. Nicht etwa der deutsche Nackedei hieß es, oder der Nationalnackedei – nein, die politische Verfasstheit muss her: der Bundesnackedei. Als Gegenpol und gewissermaßen große Schwester dieses „Bundesnackedei“ lässt sich die „Reichswasserleiche“ identifizieren, wie die Schauspielerin Kristina Söderbaum im Volksmund genannt wurde, die germanische Kindfrau, Ehefrau von Veit Harlan und „gemeinsame Mutter-Figur von Melodram und Nazi-Ideologie“ (Kuhlbrodt 2001), die in verschiedenen Filmen der NS-Zeit angesichts der ihr zugefügten Schande ins Wasser gehen musste.

Ein Bundesnackedei, der im afrikanischen Waldsee schwimmen geht, anstelle einer Reichswasserleiche, die in den Sümpfen des Ostens versinkt: Die Wiedergeburt der Nation, nicht als Melodram oder gar als Tragödie, weniger als befreiender Akt denn als kontrollierte Enthemmung, als ‚repressive Entsublimierung‘, als Entfaltung durch den fröhlichen Volks-Körper, den gnädig spät geborenen Körper eines Mädchen des Volkes. Vergessen wir dabei nicht: der Badeseesee liegt, jedenfalls vorläufig noch, im ‚Urwald‘, einem Urwald, der bei Salomon – wie bei Joseph Conrad – nicht nur als allgemeines Raumbild für wirre Düsternis und gefährliche Verlockung steht, sondern zugleich auf ein gesellschaftliches Dunkel verweist, das historisch jeweils genau bestimmt werden kann.

Anmerkungen

- 1 Der Essay geht auf einen Vortrag in der Reihe *Screening Gender* der Freiburger Frauenforschung zurück. Ich danke Martina Grimmig und Christine Zimmer für entscheidende Hinweise. Ein Dank geht zudem an die Mitarbeiter des AV-Medienzentrums der UB Freiburg für verschiedentliche Unterstützung. Der Abdruck der Video-Stills erfolgt mit freundlicher Genehmigung der e-m-s GmbH, Dortmund.

- 2 Eigentlich wollte sich Tarzan ja auch in diesem Fall politisch gar nicht einmischen, aber wenn sogar die eigene Familie angegriffen wird: „Took away Boy? – Now, Tarzan make war!“ (Fury 1994, 102).
- 3 Der legendäre Familienminister Franz-Josef Wuermeling war Vorreiter dieser Bemühungen und sorgte nicht nur für eine Kampagne gegen „Schmutz und Schund“, welche die Jugend verdarben, sondern bald auch für das bis heute gültige Jugendschutzgesetz bzw. „Gesetz zum Schutz der Jugend in der Öffentlichkeit“, in welchem unter anderem die Normen für die freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) festgeschrieben wurden (Keßler 2001).

Literatur

- Burroughs, Edgar Rice 1914: Tarzan of the apes. New York.
- Cheyfitz, Eric 1997: The Poetics of Imperialism. Translation and Colonization from The Tempest to Tarzan. Expanded Edition. Philadelphia.
- Dixon, Deborah / John Grimes 2004: Capitalism, masculinity and whiteness in the dialectical landscape: The case of Tarzan and the Tycoon. In: GeoJournal 59 (4), S. 265-275.
- Eurostat 2001: Statistik kurz gefasst. Thema 4 – 2/2001 - Kinostatistiken. (Red. Richard Deiss). Luxembourg.
- Fedderson, Jan 1996: „Ich will sagen, wie es wirklich war“. In: taz - die Tageszeitung vom 09.12.1996.
- Fedderson, Jan 1997: Sozusagen eine Femmage. In: taz – die Tageszeitung vom 17.12.1997.
- Flitner, Michael 2000: Vom ‘Platz an der Sonne’ zum ‘Platz für Tiere’. In: ders. (Hg.): Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik. Frankfurt/M. S. 94-110.
- Flitner, Michael 2005: Inszenierte Natur, postkoloniale Erinnerung: ‘Serengeti darf nicht sterben’. In: Michael Flitner, Julia Lossau (Hg.): Themenorte. Münster. S. 107-124
- Fury, David 1994: Kings of the Jungle. An Illustrated Reference to „Tarzan“ on Screen and Television. Jefferson u. London.
- Herbert, Ulrich 1995: Rückkehr in die Bürgerlichkeit? NS-Eliten in der Bundesrepublik. In: Bernd Weisbrod (Hg.): Rechtsradikalismus in Niedersachsen nach 1945. Hildesheim. S. 1-17.
- Holtmark, Erling B. 1981: Tarzan and Tradition. Classical Myth and Popular Literature. Westport u. London.
- Keßler, Lutz 2001: Jugend und Film während der Adenauerzeit. In: Deutsches Filminstitut (Hg.): Sozialgeschichte des bundesrepublikanischen Films. Die 50er Jahre. Online-Dokument (<http://www.deutsches-filminstitut.de>). Frankfurt.
- Koebner, Thomas 1994: Insel und Dschungel. Zwei Landschaftstypen im Film. In: Berg, Jan / Kay Hoffmann: Natur und ihre filmische Auflösung. Marburg. S. 95-108.

- Kuhlbrodt, Dietrich 2001: In Teufels Küche: Stephen Spielbergs 'A.I.' ist der Film zum Terrorkrieg. In: *Jungle World* Nr. 39 vom 19. Sept. 2001.
- Kurowski, Ulrich 1989: „Denn viel von uns sind verlorene Kinder.“ Schauspielerinnen und Schauspieler im deutschen Nachkriegsfilm. In: Hilmar Hoffmann/Walter Schobert (Hg.): *Zwischen Gestern und Morgen. Westdeutscher Nachkriegsfilm 1946–1962*. Frankfurt. S. 112–134.
- Kraushaar, Wolfgang 1996: *Die Protestchronik 1949–1959*. 4 Bde. Hamburg.
- Lorenz, Detlef 1982: *Alles über Tarzan. Bücher, Filme, Comics*. 2., korr. Aufl., [Braunschweig].
- McClintock, Anne 1995: *Imperial Leather. Race, gender and sexuality in the colonial contest*. New York.
- Radevagen, Til 1981: Wie die blonden Tanten bei Capri baden gingen. In: Eckhard Siepmann (Hg.): *Bikini – Die fünfziger Jahre. Kalter Krieg und Capri-Sonne*. Berlin. S. 236–253.
- Said, Edward 2000: *Jungle calling. On Johnny Weissmuller's Tarzan*. In: ders.: *Reflections on Exile and Other Essays*. Cambridge. S. 327–336.
- Salomon, Ernst von 1930: *Die Geächteten*. Berlin.
- Seeßlen, Georg 1989: Durch die Heimat und so weiter. Heimatfilme, Schlagerfilme und Ferienfilme der fünfziger Jahre. In: Hilmar Hoffmann/Walter Schobert (Hg.): *Zwischen Gestern und Morgen. Westdeutscher Nachkriegsfilm 1946–1962*. Frankfurt/M. S. 136–161.
- Seeßlen, Georg 2000: Gezeichnete Tropen. Urwald-Flora in Comics, vor allem bei Hansrudi Wäscher. In: Michael Flitner (Hg.): *Der deutsche Tropenwald. Bilder, Mythen, Politik*. Frankfurt/M. S. 94–110.
- Silverman, Kaja 1997: Dem Blickregime begegnen. In: Christian Kravagna (Hg.): *Privileg Blick. Kritik der visuellen Kultur*. Berlin. S. 41–64.
- Taliaferro, John 1999: *Tarzan forever. The life of Edgar Rice Burroughs, creator of Tarzan*. New York.
- Theweleit, Klaus 1999: *Pocahontas in Wonderland, Shakespeare on Tour. Indian Song*. Frankfurt/M. u. Basel.
- Theweleit, Klaus 2000: *Männerphantasien. Taschenbuchneuausgabe*. München u. Zürich (Erstausgabe Bd. 1 1977).
- Trimborn, Jürgen 1998: *Der deutsche Heimatfilm der fünfziger Jahre. Motive, Symbole, Handlungsmuster*. Köln.
- Westermann, Bärbel 1990: *Nationale Identität im Spielfilm der fünfziger Jahre*. Frankfurt/M. u. a.

Björn Bollhöfer und Anke Strüver ■

Geographische Ermittlungen in der Münsteraner Filmwelt: Der Fall *Wilsberg*

1 Vorspann: Bei ARD und ZDF sitzt Münster in der ersten Reihe

Im vergangenen Jahr wurde die deutsche Fernsehkrimi-Community gleich zweimal und in direkter zeitlicher Abfolge in die westfälische Provinz als Tat-Ort eingeladen: Zu Münsteraner „Doppel“-Morden, die nicht nur in der ersten Reihe, sondern auch zur besten Sendezeit präsentiert wurden: Im Herbst 2003 sowie im Frühjahr 2004 schien jeweils Samstag und Sonntag bzw. Sonntag und am darauf folgenden Samstag um 20:15 Uhr Münster bzw. das Münsterland *der* Ort schlechthin zu sein, zumindest für *Tatort*- und *Wilsberg*-Fans. Während Deutschlands beliebteste Sonntagabendsendung, der *Tatort* (ARD), durch die verschiedenen Regionen des Landes wandert (darunter seit 2002 auch Münster), spielt seit 1998¹ im ZDF *Wilsberg* immer in und mit Münster bzw. dem Münsterland.

Die beiden Filmreihen haben wesentlich dazu beigetragen, dass sich Münster allmählich als Filmstadt etablieren und zum Gegenstand massenmedialer Kommunikation und Populärkultur werden konnte. Für (kultur)geographische Ermittlungen ist diese Entwicklung von besonderem Reiz: Als Produktionsort bietet Münster wirtschaftliche Anreize für zahlreiche Kino- und Fernsehfilme, als Handlungsort unterschiedlichster Formate ist es verstärkt im Fernsehen präsent, und die Stadt wird zunehmend – von Besuchern und vom Stadtmarketing gleichermaßen – als Drehort wahrgenommen. Die Bedeutung Münsters als Filmstadt liegt somit nicht allein in ihren materiellen Ressourcen begründet, sondern auch darin, wie die Stadt gedacht und kommuniziert, wie sie repräsentiert und wahrgenommen wird. Film und Stadt stehen in einem komplexen Wechselverhältnis, in dem sich unterschiedliche Prozesse der Bedeutungszuschreibung und In-Wert-Setzung von Räumen verschränken. Und während Münsteraner Anwohner wie Politiker den Ansturm der Filmcrews begrüßen und sich kooperativ bei den Dreharbeiten zeigen, entdecken Produzenten und Regisseure neue Drehorte, Themen und Motive. „Es gibt einen Trend raus aus der Großstadt, hin zum Provinziellen, zum Lokalen und Regionalen – und zu unverbrauchten Locations“ (Interview Ebel). Der Fall *Wilsberg* ist vor allem deshalb so interessant, da er als Initiator und Katalysator der Filmproduktion in Münster angesehen werden muss. Er ist damit ein ideales Beispiel, um die vielschichtigen Ebenen der Bedeutungskonstitution, die Prozesse von kultureller Produktion, Repräsentation und Aneignung in einem frühen Stadium zu beobachten.

Doch wie hat Münster – ein Ort der vor Ort als (Provinz)Metropole Westfalens bezeichnet wird, aber dennoch ein (N)Irgendwo in Deutschland zu sein scheint – den Weg vor die Fernsehkameras und in die Wohnzimmer geschafft und welche (Raum)Bilder sind damit verbunden? Wie wird die „Wirklichkeit Münster“ durch *Wilsberg* konstruiert? Welche Imaginationen von Münster werden angeboten? Und wie werden diese von verschiedenen Zuschauergruppen wahrgenommen?

Diese Fragen zur Repräsentationen von Raum in und durch Filme bzw. zur Aktivierung von Imaginationen durch die *Wilsberg*-Reihe bilden den Hintergrund unserer Untersuchung. Im Anschluss an diese kurze Vorschau entwickelt sich der „Plot“ zunächst nur hintergründig, anhand der theoretischen Einbettung unserer Ausführungen. Doch dann werden auf der Suche nach (Tat)Orts-Spuren die verschiedenen Ebenen von Münster-Bildern ausgeleuchtet, die der Produktion, der Repräsentation und der Rezeption. Zur vollständigen Lösung des „Falls“ kommt abschließend die ökonomische Bedeutung der Film-Bilder zur Sprache.

2 Alibi zur Tatzeit: GeographInnen vor dem Fernseher

Den Medien kommt eine Schlüsselrolle in dem Vorgang zu, den Stuart Hall treffend als „struggle over meaning“ oder weniger emphatisch als „politics of signification“ bezeichnet hat (Hall 1992). So ist auch das Fernsehen ein dominantes Mittel der soziokulturellen Signifikation, das ein Repertoire an Bildern, Klassifikationen und Ideen erschafft, ordnet und inventarisiert.

In der Kommunikationstheorie wird die Konstruktion von Bedeutungen als zentrale Dimension kommunikativer Praktiken angesehen. Kommunikation ist dabei die Praxis der Produktion, der Zirkulation und des Austauschs von Sinn und Bedeutung. Konzeptionell wird somit eine konstruktivistische Position bezogen, die davon ausgeht, dass filmische Repräsentationen nicht als Abbildungen einer vorab existierenden Außenwelt verstanden werden können, sondern immer Ergebnis und unhintergebar Teil von Kommunikationsprozessen sind. Jede mediale Repräsentation ist eine subjektiv interpretierte Konstruktion, die aus einer Fülle möglicher Darstellungen ausgewählt wurde und von Interessen und Zwängen bestimmt ist. So sehen wir auch durch den Kriminalfilm im Fernsehen nicht auf einen vor-filmischen Raum, sondern ausschließlich ein Bild, das durch die Kamera technisch und ästhetisch als filmische Szene konstituiert ist. In diesem Sinne ist das im Film Sichtbare immer bereits ein gesehenes, interpretiertes Bild der Welt (vgl. Rose 2001: 6). Medien sind Signifikationsapparate, die nicht eine vorgegebene Bedeutung neutral übermitteln, sondern Bedeutungen erst durch Kommunikation erzeugen.

Wenn also Bedeutung keine inhärente Eigenschaft der Botschaft ist, dann spielt auch der Empfänger eine aktive Rolle. Carey (1989) hat unter diesem Blickwinkel Kommunikation als Ritual konzeptionalisiert. Damit wird die Rezeption bzw. das Empfangen von Botschaften nicht als passive Aufnahme verstanden, sondern als ritueller, produktiver Akt der

Re-Definition und Konstruktion von Bedeutungen. Filme sind eine „semiotische Ressource“ (Fiske 1993), d.h. sie haben lediglich potentielle Bedeutungen und entfalten ihr symbolisches und semantisches Potential erst durch die Zuschauer. Insgesamt muss also ‘Realität’ als Ergebnis von komplexen Kommunikationsprozessen verstanden werden.

Zur Erfassung und Interpretation der Prozesse, in denen räumliche Bedeutungszuschreibungen entstehen, ist eine mehrdimensionale Filmanalyse erforderlich. Sie muss sowohl inhaltliche, ästhetische und erzählerische Mittel als auch die Kontexte, welche die filmischen Mittel und Zuschauer prägen, in Betracht ziehen. So stellt Mikos zu Recht heraus, dass „der Sinn eines Filmes erst im Zusammenspiel von Text, Zuschauer und den Kontexten, in die beide eingebunden sind, entsteht“ (Mikos 2003: 13).

Innerhalb der Cultural Studies sind immer wieder theoretische Überlegungen zu einer ganzheitlichen Analyse von kulturellen Produkten und ihren kommunikativen Prozessen angeregt worden, um den Blick auf die Kontextgebundenheit von Kultur zu lenken. Das von Stuart Hall entwickelte Encoding/Decoding-Modell (1999 [1980]) basiert im Unterschied zu traditionellen Ansätzen der Kommunikationsforschung auf der Annahme, dass sowohl die Produktion (encoding) als auch die Rezeption (decoding) an der Bedeutungszuweisung beteiligt sind und dass en- und decodierte Bedeutungen nicht notwendigerweise übereinstimmen bzw. in einer Kausalbeziehung stehen müssen. Die Bedeutungen einer medialen Repräsentation sind somit weder festgelegt, noch ein-deutig in ihrer Interpretation, sondern polysem. Polysemie wiederum steht nicht für willkürliche Bedeutungszuweisungen – sie verweist vielmehr auf die Vielfalt möglicher Interpretationen im Rahmen soziokultureller Lesarten bzw. innerhalb gesellschaftlicher Diskurse und damit auf die Beeinflussung der Bedeutungskonstitution durch den Anschluss- und Aneignungskontext (vgl. Hepp 1999; Jurga 1999; Winter 1999). Bedeutungsproduktion ist somit nicht beliebig, sondern Teil diskursiver Formationen, deren Regeln und Praktiken die möglichen Interpretationen von Repräsentationen und damit deren Bedeutungskonstruktionen rahmen. Zudem ist auch das konsumierende bzw. interpretierende Subjekt nicht autonom in seiner Bedeutungskonstruktion, sondern ebenfalls diskursiv konstituiert. Nach Fiske (1999) dienen Rezeptionsstudien vor diesem Hintergrund zur Suche nach ‘Präferenzlesarten’, d.h. nach favorisierten Bedeutungszuschreibungen.

Im Anschluss an Hall haben Wissenschaftler der Open University das Modell des Kulturkreislaufs (*Circuit of Culture*) entwickelt (Du Gay et al. 1997). Dieses Modell geht davon aus, dass Kultur durch verschiedene Prozesse konstituiert wird, die in einem komplexen Interaktionsverhältnis stehen und erst im Gesamtzusammenhang des Kreislaufes zu fassen sind. Damit wird vor allem dem Umstand Rechnung getragen, die Wirkung der Konsumtion nicht als Absicht der Produktion zu begreifen, sondern als Einheit aus ökonomisch-strukturellen Bedingungen und subjektiven Aneignungsformen. Abgelehnt werden damit die zwei großen Ansätze der Medienrezeptionsforschung: Die behavioristische Stimulus-Response-Theorie einerseits, derzufolge Medienkonsum ein transparenter und kausaler Prozess ist, dessen Wirkungen steuerbar sind, da die transportierten Inhalte ein-deutig

von Rezipierenden wahr-genommen werden; und der Uses- and Gratification Ansatz andererseits, der von der individuellen Nutzung der Medien und ihren Bedeutungen ausgeht.

Bezogen auf Medienprodukte lässt sich der Kern des Kulturkreislauf-Modells folgendermaßen zusammenfassen: Die wesentlichen Instanzen, durch die Kultur vermittelt wird, ist erstens die Produktion einzelner Medienprodukte bzw. Medientexte, zweitens die diskursive Repräsentation und drittens die aktive und produktive Aneignung dieser Kulturwaren. Während die Konzentration auf eine Instanz lediglich einen Ausschnitt dieser Prozesse beleuchten kann, vermag das Modell des Kulturkreislaufs die vielfältigen Aspekte von Materialität und Bedeutung, von Image und Identität zu einem multiperspektivischen Ansatz zu verknüpfen. Dies meint, anhand eines audiovisuellen Produkts zu untersuchen, wie es sich als bedeutungsvoller Text, der in den kulturellen Kreislauf von Produktion und Rezeption eingebunden ist, konstituiert. Damit erweist sich das Modell als ein äußerst tragfähiges Werkzeug zur Untersuchung der Bedeutungen, die einem kulturellen Produkt durch die verschiedenen Instanzen zugetragen werden. Die genannten Kategorien lassen sich jedoch nur zu analytischen Zwecken trennen, da sie sich überlagern und gegenseitig bedingen.

Diese zirkulären Vorstellungen haben bislang wenig Eingang in die Geographie gefunden. Empirische Untersuchungen zu Raum und Film beschäftigen sich primär mit repräsentationstheoretisch fundierten Inhaltsanalysen (so etwa die Beiträge in Aitken/Zonn 1994, Clarke 1997, Cresswell/Dixon 2002) oder ökonomischen Aspekten (Krätke 2002, Mossig 2004). Das Publikum als Gegenstand der Forschung wird bislang weitgehend ausgeklammert, ganzheitliche Untersuchungen, die zwei oder mehr Instanzen gleichzeitig betrachten, werden lediglich auf theoretischer Ebene angeregt (Kennedy/Lukinbeal 1997, Da Costa 2003).

Ziel dieses Beitrags ist es, nicht nur die filmische Repräsentation Münsters in und durch *Wilsberg*, sondern auch deren Rückbindung an Produktionspraktiken und Aneignungsformen zu analysieren, um den zirkulären Prozess der Konstruktion eines Stadtbildes nachzuzeichnen.

3 Film ab: Münster als Schauplatz des Verbrechens

Repräsentation bezeichnet einen Vermittlungsvorgang, der durch Verweisen, Zuschreiben und Stellvertreten funktioniert und ein zentrales Merkmal symbolischer Prozesse ist. Repräsentation meint die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit, einen Prozess, in dem durch Sprache und Zeichensysteme Bedeutungen produziert werden (vgl. Hall 1997). Das filmische Bild Münsters entsteht demnach dadurch, dass der Raum erzählt und formalisiert wird: durch die Festlegung von Strukturen, durch die Definition von Grenzen und Teilbereichen in Bezug auf ihre Funktion oder durch die Festschreibung einer (ver)räumlich(t)en Geschichte der Gemeinschaft. Es gilt somit zu fragen, welche Aspekte

Münsters und seiner Bewohner Eingang in die Raumbeschreibung finden und welche Bedeutungen dem Raum dabei zugeschrieben werden. Dies soll nun anhand einiger *Wilsberg*-Folgen beispielhaft erläutert werden.

In der ersten Szene von *Wilsberg: In alter Freundschaft* (1998) markieren zwei Straßenschilder die „grüne“ Grenze zwischen den Niederlanden und der Bundesrepublik. Inmitten von Wald und Wiesen fährt ein Auto auf der Landstraße in Richtung Münster. Es ist Privatdetektiv Georg Wilsberg, der die junge Ausreißerin Tanja zurück zum Hof ihres Adoptivvaters bringt. Die Kamera schwenkt zwischen dem Wageninnern und dem Blick nach draußen hin und her. Schließlich kommt der Wagen von der Fahrbahn ab, gerät an eine Mauer und bleibt mit Motorschaden liegen. Den Rest des Weges legen die Reisenden im Schlepptau eines Treckers zurück. Die Langsamkeit der Fahrt wird durch ruhige Kamerabewegungen, lange Einstellungen und Totalen getragen, in denen sich die Weite des Landes entfaltet.

Ganz anders führen die Eröffnungen vieler weiterer Folgen an die Thematik heran: Wilsberg fährt mit dem Fahrrad durch das sommerliche Münster, vorbei an Dom, Lambertikirche und Schloss, bis er schließlich sein Antiquariat erreicht und die eigentliche Handlung beginnt. Hier stellt ein konventioneller *Establishing Shot* die Stadt in wenigen Sekunden vor: Eine Luftaufnahme der Altstadt in hellem Licht, die Kamera folgt dem Protagonisten, zoomt langsam, aber stetig heran und nimmt wie zufällig eine Reihe von Straßenansichten und bekannten Gebäuden in den Blick, um die Stadt zu exponieren. Bereits diese kurze Bildinformation vermag Orientierung und Atmosphäre zu schaffen.

Diese beiden typischen Anfangssequenzen markieren in ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit die wichtigsten räumlichen Ausstattungsmerkmale der Wilsberg-Krimis: Das Städtische und das Ländliche. Damit sind die Fixpunkte benannt, die sich im Laufe der Reihe zu stereotypen Modellen westfälischer Provinz verdichten: Hier die kleinen, verstreuten Bauernhöfe, die sich idyllisch in die Wald- und Agrarlandschaft einschieben, dort die beschauliche Provinzmetropole als Fluchtpunkt und Zentrum der Peripherie. Hier die Herrenhäuser des „westfälischen Landadels“ aus „klassizistischem Frühbarock“ und mit „typisch westfälischen Balkendecken“², dort eine vormodern anmutende Architektur als Zeugnis des Bürgertums und des Katholizismus. Die selektive Verwendung von Straßennamen in den Filmdialogen belegt diese Stoßrichtung auf ihre Weise: Eberweg, Sentruper Weg und Försterstraße, Frongasse und Gutenbergstraße, Domgasse und Prinzipalmarkt markieren relevante Schauplätze des ländlich-bürgerlichen Milieus.

Zwischen Stadt und Umland wird die Landstraße – und damit auch der PKW und der ÖPNV – zur notwendigen Verbindung. Sie macht deutlich, wie wichtig sowohl physische Bewegungen und Entfernungen als auch symbolische Relationen zwischen den verschiedenen Orten der Handlung sind. Damit erfüllt die Straße gleichzeitig unterschiedlichste dramaturgische Funktionen: Sie bietet als retardierendes Moment Zeit zum Erzählen oder aber ihr fehlt gerade diese Zeit und dient als physisches Hindernis dem Spannungsaufbau. Dann wird die Landstraße zur Metapher für ein ungeordnetes Nirgendwo, in dem sich der

Städter nicht zurechtfindet.

Eine andere Form der Verknüpfung von Zentrum und Peripherie verläuft über die thematische Rahmung einzelner Folgen. So sieht sich Wilsbergs bester Freund Manni, der Angestellter der Stadtverwaltung und Mitglied der Grünen ist, stets mit Interessenkonflikten zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung konfrontiert: Der geplante Bau eines Einkaufszentrums in Kappenstein führt zu einer Demonstration von Landwirten und Umweltschützern auf dem Prinzipalmarkt, die Diskussion um eine Umgehungsstraße offenbart die Ohnmacht der Dörfer gegenüber der Einflussnahme von Bauunternehmern auf die Politik. Auf diese Weise entstehen erste Differenzen, aber auch Annäherungen zwischen den Punkten, die den filmischen Raum konstituieren und strukturieren. Dabei verbinden sich nicht nur Stadt und Land, sondern auch Gut und Böse, Arm und Reich, Sein und Schein.

Sowohl in der scheinbar heilen Welt der ländlichen Idylle als auch hinter den sauberen Fassaden des städtischen Bürgertums sind Lügen und Verbrechen an der Tagesordnung. Es ist ein Gewebe aus Heuchelei, Korruption und krimineller Energie, das sich unter der Oberfläche überall abzeichnet. Die Verbrechen selbst sind dann nicht nur genrebedingte Notwendigkeit, sondern durch die Typisierung ihrer Motive und Figuren immer auch Mittel zur Verdichtung des Raumbildes. So dienen eine alte Scheune und ein Maisfeld, ein Beichtstuhl oder ein Stadtpark als Tat-Orte. Zu den (meist weiblichen) Opfern gehören Pfarrer, Journalisten und Künstler, die (stets männlichen) Täter sind Staatsanwälte, Ärzte, Gutsbesitzer, Lehrer und Politiker. Einzig der Protagonist Georg Wilsberg entzieht sich diesem Milieu und verkörpert den gescheiterten Anwalt, der sich als Antiquar und Privatdetektiv mehr schlecht als recht über Wasser hält. Auf der anderen Seite bietet gerade diese Hauptfigur Raum für eine ausführliche Charakterisierung, und die trägt wiederum „typisch westfälische“ Züge: Wilsberg ist bodenständig, stur, lakonisch, ernst, mürrisch und wortkarg ...

Neben der Stadt/Land-Thematik erfolgt eine Definition des Raumes Münster über die Abgrenzung zu anderen Regionen. Großstädte wie Berlin und München dienen als Metapher für Fremde, Anonymität, Gewalt und Lasterhaftigkeit. Doch diese Konnotationen werfen ihren Schatten zurück auf die eigene Stadt: Gleich in zwei Folgen wird die Problematik unehelicher Schwangerschaften thematisiert. In beiden Fällen wird die „Schande“ kollektiv verleugnet und geheim gehalten, so dass die Beziehungen an der Gesellschaftsnorm und dem Druck der Familien zerbrechen müssen. Die betroffenen Frauen werden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Ihnen bleibt nur die Flucht in die Großstadt, während die Männer sozialisiert zurückbleiben. Normverletzendes Verhalten wird somit stigmatisiert und ausgegrenzt, interne Konfliktpotentiale werden zugunsten einer Kontrastierung von Eigenem und Fremden aufgegeben.

Abgrenzungen als Mittel der Raumdefinition finden auch an anderer Stelle statt. Das benachbarte Bielefeld wird als negatives Gegenüber stilisiert, um die eigenen Merkmale zu bestimmen und die Stadt als Ganzes zu positionieren. So definieren sich die Kriminalität

der Stadt und das Selbstverständnis der örtlichen Polizei folgendermaßen:

Kommissar Overbeck: „Was denn, nur ein Mann Verstärkung? Ich dachte, wir wollten stürmen?“

Kommissarin Springer: „Wir sind hier in Münster und nicht in Bielefeld, Overbeck!“
(Szene aus: *Wilsberg und der letzte Anruf*, 2002)

Insgesamt zeichnet die *Wilsberg*-Reihe ein einseitiges Bild Münsters, das auf (Stereo)Typisierungen und klaren Grenzziehungen beruht. Die äußere Erscheinung der Stadt wie auch die soziale Gliederung der Bewohner erscheinen äußerst homogen, Abweichungen werden kriminalisiert und ausgegrenzt. In *Wilsberg: In alter Freundschaft* (1998) drückt sich dies dann so aus:

Wilsberg: „In Münster muss man entweder spießig sein oder korrupt.“

Ines: „Auf jeden Fall katholisch.“

4 Doppelgänger unter Tatverdacht: Hinter den Kulissen von *Wilsberg*

Grundlage für den ZDF-Fernsehkrimi *Wilsberg* ist die gleichnamige Romanfigur von Jürgen Kehrer. Seit 1990 veröffentlicht der Dortmunder grafit-Verlag jährlich einen dieser Regionalkrimis des Münsteraners mit steigender Auflagenzahl. Die Entscheidung für die Verfilmung des Stoffes wurde vor dem Hintergrund der Krimiserien-Konkurrenz im deutschen Fernsehen getroffen. Als Alternative zu München, Berlin und Köln, den traditionellen Schauplätzen der Verbrechen im Fernsehen, wurde gezielt eine Region gewählt, deren Motive noch unverbraucht und wenig bekannt sind. Gleichzeitig fiel eine bewusste Entscheidung für Nordrhein-Westfalen, da das ZDF als Teilhaber der Filmstiftung NRW die Region wirtschaftlich fördern und inhaltlich stärker präsentieren will.

Im Folgenden sollen die Produktionspraktiken der *Wilsberg*-Reihe näher analysiert werden. Im Vordergrund steht die Ermittlung der relevanten Einflussfaktoren auf die Auswahl von Motiven, Drehorten und Inhalten sowie eine Analyse der filmischen Inszenierung von Raum.

Wilsberg ist – wie jede andere Fernsehreihe oder serie auch – eine Welt für sich. Die Personen, Themen und Schauplätze finden ihre Grenze in den narrativen und ästhetischen Mitteln des Genres. Schauplätze sind nicht bloß Drehorte, sie sind immer auch metaphorische Orte, die für die Geschichte instrumentalisiert und funktionalisiert werden. Da alle Charakterisierungen der Figuren in äußere Handlung und alle relevanten Gesellschaftsausschnitte in Sichtbarkeit überführt werden müssen, symbolisieren die Schauplätze die Psychologie und den sozialen Status der Figuren. Für die Drehorte bedeutet dies grundsätzlich, dass sie dem Inhalt und den Motiven der Geschichte nachgestellt und untergeordnet sind, sie sind als kommunizierende Gefäße mit der Handlung aufs Engste verbunden. Schauplätze wie „hübsche Villa mit Vorgarten“ oder „Straßencafé mittlerer Preisklasse“ sind zunächst vielerorts realisierbar. Laut Anton Moho (dem Produzent von *Wilsberg*) spielen „praktische Erwägungen und wirtschaftliche Beschränkungen“ eine ganz entscheidende

de Rolle bei der Organisation der Dreharbeiten. Ausschlaggebend dafür, wo letzten Endes gedreht wird, sind also ökonomische und logistische Faktoren, die dem Produktionsablauf zugrunde liegen. Hierzu zählen Drehgenehmigungen, Aufwand und Ablauf der Dreharbeiten, Motivmieten, Verknüpfungsmöglichkeiten und Entfernung zwischen den Drehorten, Reiseorganisation. Ein ganz entscheidender Faktor aber ist der Firmensitz der Produktionsfirma, da hier alle Fäden der Organisation zusammenlaufen und auf ein eingespieltes Produktionsteam zurückgegriffen werden kann. Im Fall von *Wilsberg* ist dies die Cologne Film GmbH in Köln.

Bereits hier wird deutlich, dass nicht nur die dargestellte Stadt, sondern vor allem die Produktionsbedingungen und das Drehbuch die Auswahl der Drehorte bestimmen. Anhand eines kurzen Beispiels soll die Komplexität der Inszenierung filmischen Raums rekonstruiert werden: Die Darstellung von Mannis Arbeitsplatz in der Stadtverwaltung erfordert das Motiv 'Rathaus'. Aus ästhetischen Gründen werden die Außenaufnahmen jedoch am Amtsgericht Münster gedreht, einem eindrucksvollen Gebäude mit weitem Säuleneingang. Der Rathausvorplatz bzw. die gegenüber liegende Seite des Schauplatzes 'Rathaus' wird hingegen in Köln gedreht, da die breite Straßenkreuzung mit Großparkplatz am Amtsgericht die gewünschte kleinstädtische Beschaulichkeit negieren würde. Das Innere des Rathauses wird übrigens, wie alle Innenaufnahmen der *Wilsberg*-Reihe, ebenfalls in Köln gedreht. Das Außenmotiv 'Rathaus' besteht also aus zwei Drehorten, die im Produktionsablauf räumlich und zeitlich getrennt sind, aber eine narrative, filminterne Raumeinheit bilden. Für die Kamerabewegung werden dadurch Schwenks und Totalen unmöglich, der filmische Raum wird über Schuss/Gegenschuss-Verfahren inszeniert (Abbildungen 1 und 2). Insgesamt werden die konkreten Orte des Amtsgerichts und des Rathauses in ihrer räumlichen Kontinuität, ihrer Architektur und ihrer Funktion mehrfach negiert, um einer neuen, filmischen Geographie Platz zu machen.



Abbildung 1: Rathaus (Schuss)



Abbildung 2: Rathaus (Gegenschuss)

An diesem Beispiel lassen sich zwei allgemeine Produktionspraktiken ablesen, die den filmischen Raum maßgeblich bestimmen: Die Ausstattung und die Montage. Die Montage-technik verdeutlicht die filmspezifischen Möglichkeiten der topologischen Gestaltung. Filmschnitte vermögen Distanzen und Relationen von Handlungs- und Drehorten beliebig zu löschen, zu erzeugen oder zu verwischen:

„Filmischer Raum entsteht aus der Addition verschiedener Einstellungen, in denen unterschiedliche Raumsegmente gezeigt werden. Diese einzelnen Einstellungen können an ganz verschiedenen Orten genommen werden, entscheidend ist die Wahrscheinlichkeit ihres Zusammenwirkens in der filmischen Verbindung einzelner Einstellungen. Dadurch entsteht ein Raum, der im Grunde künstlich ist und keine Entsprechung in der Realität besitzt, der sich durch die Addition der Raumsegmente, die die einzelnen Einstellungen zeigen, vielfältig ausdehnt, und damit mehr als einen tatsächlich umschreibbaren Raum darstellt“ (*Hickethier 2001: 84*).

Die Montage schafft also räumliche Nähe, wo die verschiedensten Drehorte oft weit auseinander liegen, sie schafft imaginäre geographische Zusammenhänge, die es so nur im Film geben kann. Auf diese Weise eröffnet sich eine neue, filmische Topographie der Stadt, ein synthetischer Raum, der unterschiedlichste Bedeutungen und Qualitäten zu einer (vermeintlich) kohärenten Einheit zusammenführt.

Mit Hilfe von Kostümen und Requisiten konstituiert die Ausstattung ein Bedeutungsangebot jenseits der Materialität der Drehorte. Autokennzeichen, Stadtpläne, Plakate und Tageszeitungen signalisieren den Handlungsort Münster in zeichenhaft reduzierter Form und füllen die Schauplätze mit einheitlichen Signifikaten auf. Vor allem Nebenschauplätze, die vorrangig singuläre, atmosphärische Raumqualitäten darstellen sollen, können auf diese Weise inszeniert und außerhalb Münsters abgedreht werden.

Insgesamt wird die filmische Stadt zu einem Möglichkeitsraum, in dem Raumbedeutungen beliebig verknüpft und konstruiert werden können, solange der Handlungsort in Form von Zeichen und Referenzen greifbar bleibt. Wenn auch die derart konstruierte Stadt auf filmischer Ebene logisch bleibt und funktioniert, bleibt ihre Rezeption durch ein Publikum offen. Dieser Problematik soll nun nachgegangen werden.

5 Zeugen und Mittäter: Die Zuschauer

Durch die (Über)Sättigung des gesellschaftlichen Lebens mit massenmedialen Bilderfluten ist der Alltag untrennbar mit Populärkultur wie z. B. der Krimireihe *Wilsberg* verbunden. Wie bereits erwähnt, wird jedoch die Analyse der Bedeutungen produzierter Raumbilder durch die Konsumierenden allzu oft vernachlässigt. Gleichwohl ermöglicht sie aufschlussreiche Einblicke in populäre (Raum)Imaginationen – am Beispiel *Wilsberg* Vorstellungen von Münster.

Im Kontext der Annahmen der Cultural Studies bzw. aufbauend auf dem *Circuit of Culture* wird der Konsum von Medien nicht als Übernahme von Medieninhalten oder –

messages durch die Konsumierenden verstanden, sondern als *Aneignung*. Aneignung bezeichnet hier die Vermittlung zwischen diskursabhängigen Medieninhalten einerseits und den lebensweltlichen Alltagsdiskursen, in denen die Konsumierenden verortet sind, andererseits.

Michel de Certeau (1988) versteht den Konsum von Repräsentationen als Teil von Alltagspraktiken und bezeichnet die Rezeption von Repräsentationen als *Aneignungspraktiken*. Die Annahme, dass die Mehrheit der Bevölkerung von den Massenmedien 'eingefangen' wird und sich ihnen nicht entziehen kann, resultiert bei de Certeau *nicht* in der weit verbreiteten Vorstellung, dass die Menschen (unidirektional) von diesen Bildern geprägt werden, sich assimilieren und anpassen. Vielmehr setzt de Certeau dem seine Darstellung des Konsums als Aneignung entgegen. In Bezug auf die Rezeption von Repräsentationen kritisiert er die dem Konsum häufig zugeschriebene Passivität, indem er darlegt, dass der Konsum Repräsentationen verändert und dass diese sich vor allem durch verschiedene Lesarten unterscheiden. Konsumierende konstruieren oftmals grundlegend andere Bedeutungen als die vom Produzierenden intendierten. Repräsentationen bekommen demnach ihre Bedeutungen durch ihren Gebrauch und werden dadurch verändert bzw. nach den Wahrnehmungsschemata der Konsumierenden gegliedert. Im Prinzip werden Repräsentationen überhaupt erst durch ihren Gebrauch Wirklichkeit (Wirklichkeit hier verstanden als *konstruierte* Realität).

Konsumierende werden bei de Certeau somit zu 'textuellen Wilderern': „Er [der Leser] erfindet in den Texten etwas anderes als das, was ihre 'Intention' war. (...). Er kombiniert ihre Fragmente und schafft in dem Raum, der durch ihr Vermögen, eine unendliche Vielzahl von Bedeutungen zu ermöglichen, gebildet wird, Un-Gewußtes“ (1988: 300). Lesen wird dadurch die Inbesitznahme des Texts eines Anderen, denn „an die Stelle des Autors tritt eine völlig andere Welt (die des Lesers)“ (ebd., S. 27) und „der Text bekommt seine Bedeutung nur durch die Leser; er verändert sich mit ihnen“ (ebd., S. 301f).

Vor diesem (theoretischen) Hintergrund ist der nahezu alltägliche Konsum von massenmedial transportierter Populärkultur ein Beispiel für einen Aneignungsprozess. Zur Annäherung an die Aneignung von *Wilsberg* und damit verbundener (Raum)Bilder sowie in An- bzw. Ablehnung bereits durchgeführter Fernseh-Rezeptionsstudien und der uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten haben wir für unser Thema folgendes (Patchwork)Vorgehen gewählt:

Zum einen haben wir – angeregt durch Ien Angs Methode über Zeitungsinserte Freiwillige für Rezeptionsstudien zu gewinnen (Ang 1996) – im Frühjahr 2004 zweimal eine Anzeige in der „na dann – Wochenschau für Münster“³ mit folgendem Text geschaltet: „Wie gefällt Ihnen Münster in den *Wilsberg*-Filmen? Schreiben Sie uns! Forschungsprojekt (struever@uni-muenster.de) Anonymität garantiert“. Die Reaktionen waren allerdings eher gering und lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die Darstellungen Münsters werden durchaus positiv begrüßt, allerdings wird kritisiert, dass es insgesamt etwas zu provinziell inszeniert sei und dass markante Gebäude Münsters im *Wilsberg* eine

andere Funktion haben („Fälschung“)... Hier ein Beispiel:

„Mir gefällt die Darstellung Münsters in den Filmen größtenteils. Die Eigenheiten der Stadt werden – wenn auch manchmal etwas überzeichnet – gut dargestellt. Was mich etwas ärgert ist die Tatsache, daß bestimmte öffentliche Gebäude in den Filmen „an der falschen Stelle“ sind (z. B. das Rathaus im Gerichtsgebäude). Außerdem wird Münster meiner Meinung nach manchmal etwas zu „märchenhaft“ dargestellt (immer nur Grün, immer nur Baudenkmäler, immer nur Sommer). Da ich mich als Münsteraner aber auch durchaus als Großstadtbewohner betrachte und fühle, könnten ruhig auch mal entsprechende Orte gezeigt werden (Uniklinikum, Stadtring, Industriegebiete).“

Auf unsere Anzeige hin hat sich allerdings auch eine Diplomandin gemeldet, die für ihre Abschlussarbeit „Television-Series Tourism in Münster“ einen Fragebogen unter Touristen in Münster verteilt hatte. Ihre Untersuchung des Einflusses von Fernsehserien wie *Wilsberg* auf die Münster-Images von Touristen und die Motivation dieser Touristen, an *Wilsberg*-Stadtrundgängen (organisiert von Statreisen) und „Tatort: Münster“-Wochenend-Arrangements (von Münster Marketing, s.u.) teilzunehmen, berührt unsere Fragestellung bzw. Zielsetzung zwar nur am Rande, soll hier aber dennoch als Aspekt einer Rezeptionsstudie kurz vorgestellt werden:

Die Erhebung basiert auf 49 von Touristen zwischen März und Juli 2004 ausgefüllten Fragebögen. Demnach werden in der Reihe *Wilsberg* vor allem Münsteraner Klischees transportiert, wie Münster als Fahrrad- und als Uni-Stadt – und genau diese zwei Aspekte werden auch als „typisch Münster“ von den befragten Touristen genannt. Darüber hinaus waren die meisten der Befragten bereits vor dem Stadtrundgang bzw. dem Wochenende vertraut mit Münster, insbesondere hinsichtlich der kulturhistorischen Attraktionen Münsters (Prinzipalmarkt, Dom), dem Münsteraner Lebensstil (Studenten- und Beamtenstadt) sowie der Landschaft des Münsterlandes. Laut Befragung haben die gebuchten Veranstaltungen diese Eindrücke nicht verändert, sondern bestätigt. Dass heißt, sowohl die *Wilsberg*-Filme, als auch die damit verbundenen touristischen Angebote greifen die gängigen Münster-Klischees auf.

Obwohl die meisten teilnehmenden Touristen (83,7 %) bereits drei oder mehr *Wilsberg*-Folgen gesehen hatten, war nur die Hälfte von ihnen direkt durch die Fernsehserie motiviert, am *Wilsberg*-Rundgang bzw. am Tatort-Wochenende teilzunehmen. Von den unmittelbar durch *Wilsberg* Motivierten gaben bei mehreren möglichen Antworten wiederum die meisten an, sie seien gekommen, um die Film-Locations zu sehen, viele wollten zudem die Landschaft genießen (73,5 %) und einige wollten die Übereinstimmung von filmischem und 'echtem' Münster überprüfen (Möllemann 2004).

Zum dritten wurde von drei Geographie-Studierenden im Sommersemester 2004 im Rahmen des Hauptseminars „Geographie im Film. Eine Zeit-Raum-Reise in bewegten Bildern“ (Universität Münster) eine Rezeptionsstudie zu „*Wilsberg* und die Stadt Münster als Tat- und Drehort“ durchgeführt, die hier nun ebenfalls zusammengefasst werden soll: Die

Arbeit der Studierenden bestand aus einer Vorstudie mit 24 Befragten zwischen 21 und 63 Jahren, die alle mindestens seit zwei Jahren in Münster leben. Durchgeführt wurde sie in drei Gruppen und in häuslich-informeller Atmosphäre. Ähnlich wie bei einem „Videoabend“, bei dem die Teilnehmer sich größtenteils untereinander bereits vorher kennen, wurde komplett und ohne Unterbrechungen die 10. Wilsberg-Folge (bzw. der 9. Lansink-Wilsberg) *Wilsberg – Letzter Ausweg: Mord* (2003) gezeigt – ohne vorher den Hintergrund der Rezeptionsstudie zu erläutern. Die durchführenden Studierenden haben während der Filmvorführungen die Bemerkungen der Zuschauenden protokolliert sowie direkt im Anschluss an den Film einen Fragebogen im Pretest ausfüllen lassen, der die Wahrnehmung und Beurteilung der Präsentation Münsters in den *Wilsberg*-Filmen durch Münsteraner erfassen sollte.

Die protokollierten Bemerkungen (insgesamt 120) beziehen sich größtenteils (71 %) auf die Darstellungen Münsters im Film und häufig auf dargestellte Widersprüche bzw. „Fehler“, wie z. B. die Umfunktionierungen von Gebäuden („Das ist ja gar kein Krankenhaus“; „Da gibt es doch gar keine Häuser auf dieser Seite“ oder „Die MZ [Münstersche Zeitung] ist aber beim Theater“), falsche Wegführungen („Da darf man aber nicht Auto fahren“) oder auch „für Münster ist das viel zu sonnig“. Schließlich wurde insbesondere in einer der drei Gruppen verschärft die Darstellung von Klischees angesprochen.

Ein weiteres Feld an Rezipienten bot das Seminar selber, in dem eine Sitzung dem Thema „*Wilsberg* und Münster“ gewidmet war. Dabei wurden zu Beginn im Brainstorming zum Thema „Typisch Münster“ folgende Aspekte gesammelt: Radfahren, Kopfsteinpflaster, Regen, Kirchen, grünste Stadt Deutschlands, Promenade, Westfälischer Frieden, viele Studierende, Sandstein, Verwaltungsstadt, Aasee.

Nach dem gemeinsamen Schauen der gleichen Folge (*Wilsberg – Letzter Ausweg: Mord*) füllten 41 Studierende und 2 Dozierende den überarbeiteten Fragebogen zur Wahrnehmung und Beurteilung der Präsentation Münsters in den *Wilsberg*-Filmen durch Münsteraner aus. Von den Befragten hatte nahezu die Hälfte bereits einen oder mehrere *Wilsberg*-Folgen gesehen und war daher mit den Eigenarten der Serie vertraut. Die Frage, ob die Figur Wilsberg typisch für eine Person aus Münster ist, wurde von der Hälfte der Befragten bejaht – davon unabhängig wurden der Person Wilsberg wiederholt folgende Attribute zugeschrieben: neugierig, intelligent, humorvoll, aber auch sehr stur/dickköpfig und mürrisch. In der Aufzählung dessen, was von der Stadt Münster im Film dargestellt wird, wurden am häufigsten der Prinzipalmarkt, das Schloss und der Aasee genannt – und damit zwei *Landmarks*, die beim vorangegangenen Brainstorming nicht erwähnt worden sind (Prinzipalmarkt und Schloss). Des Weiteren gibt die Auswertung des Fragebogens auch wieder, dass ein großer Teil der Befragten mit der Darstellung Münsters in der Episode *nicht* zufrieden ist. Diese Unzufriedenheit bezog sich allerdings und im Unterschied zur Vorstudie nicht primär darauf, dass kein authentisches Münsterbild vermittelt wird (aufgrund der Umfunktionierung von Gebäuden u.ä.), sondern auf die Betonung der „Beamtenstadt Münster“ und das Fehlen der modernen Seiten Münsters wie z. B. die

Kneipenmeile im Hafenviertel. Insgesamt handelt es sich nach Ansicht der Befragten um eine stark klischeehafte Darstellung Münsters, die vor allem die Vorzeigeobjekte der Stadt zeigt und somit für Touristen attraktiv ist. Über 60 % der Antworten gaben daher auch an, dass das vermittelte Münsterbild nicht mit ihrem eigenen kompatibel ist – was für Münsteraner und zumal Studierende nicht unbedingt verwunderlich ist.

Werden diese drei Rezeptionsstudien zusammenfassend betrachtet, so ist zunächst auffällig, dass in allen – und somit sowohl für Münsteraner als auch für Touristen von außerhalb – die Umfunktionierung von Gebäuden im Film bzw. die Überprüfung der Original-Locations ein wichtiges Thema ist. Darüber hinaus ist ebenfalls in allen drei Bereichen die Häufung von den in *Wilsberg* transportierten Klischees angemerkt worden. Insgesamt vermittelt bzw. ermittelt *Wilsberg* eine Imagination von Münster als beschauliche und somit nicht besonders moderne Provinzstadt, die aus Prinzipalmarkt, Universität und Grünflächen besteht – und in der immer die Sonne scheint.

Trotz des mosaikartigen Charakters der hier vorgestellten Rezeptionsstudien wurde durch sie erkennbar, dass die Wahrnehmung Münsters in den Filmen variiert, z. B. bedingt durch Herkunft, Kontext und Alter der Befragten (Münsteraner bzw. Touristen, Studierende bzw. über 50-Jährige). Außerdem offenbart die Analyse der Rezeption existierende Interpretations- und damit Deutungs-Unterschiede zu den Ebenen der Produktion und Repräsentation.

6 Nebenrollen und effekte: Regionalwirtschaftliche Auswirkungen

Im Zusammenhang mit Filmproduktionen war Münster lange Zeit eher ein Unort denn ein Drehort. Erst seit 1993 fungiert Münster als regelmäßiger Drehort und das für mittlerweile ca. zehn Filmproduktionen pro Jahr. Für die Filmschaffenden ist dabei vor allem von Vorteil, dass die Motive in Münster noch nicht so ‘abgedreht’ bzw. ‘verbraucht’ sind wie beispielsweise in Hamburg oder Köln – und dass die Bevölkerung auf Dreharbeiten eher euphorisch denn mit Beschwerden reagiert (Zehren 2003; Interview Ebel). „Was im Münsterland eine Attraktion ist [= Dreharbeiten], sorgt im Kölner Raum mittlerweile für Ärger in der Bevölkerung“ (Beermann 2001: 11).

Dieser Trend wird auch von Seiten der Stadt Münster erkannt und mithilfe des „Film-service Münster.Land“ unterstützt. Als Institution der Stadt Münster macht der durch IHK Nord Westfalen, Stadt Münster und Aktion Münsterland gegründete Film-service seit September 1999 Werbung für den Filmstandort Münster (z. B. auf Messen, Filmfestivals, im Filmnetzwerk NRW), ist zentraler Ansprechpartner für Dreharbeiten in der Region und begleitet lokale Dreharbeiten in allen Produktionsphasen (Location Scout, Drehgenehmigungen, Vermittlung lokaler Ansprechpartner und Dienstleister). Allerdings steht „für den Film-service der wirtschaftliche Aspekt im Vordergrund, dass hier überhaupt Filme gemacht werden – egal ob typisch Münster oder interessante Darstellungen von Münster oder nicht“ (Interview Ebel).

Für die Stadt Münster und das Münsterland lassen sich konkrete quantitative regionalwirtschaftliche Effekte feststellen. So haben die Filmproduktionen im Jahr 2002 ca. 550.000 Euro in der Region für Unterbringung und Catering, Motivmieten, Security, Transportmittel, Veranstaltungstechnik usw. ausgegeben (Zehren 2003). Bei *Wilsberg*-Dreharbeiten verbleiben beispielsweise ca. 5000 Euro pro Drehtag als monetärer Effekt in der Region: Da pro Folge an ca. 12 Tagen in Münster und im Münsterland gedreht wird, handelt es sich pro Folge um einen Betrag von 60.000 bis 65.000 Euro (Beermann 2001: 14; IHK Nord Westfalen).

Aber auch auf der Ebene der qualitativen regionalwirtschaftlichen Effekte, insbesondere des Stadtmarketings, sind Erfolge zu beobachten, die einer ökonomischen Inwertsetzung entsprechen: Die historische Prinzipalmarkt-Kulisse zum Beispiel wird durch *Wilsberg* im Fernsehen zur besten Sendezeit und vor einem Millionenpublikum durch zahlreiche Szenen quasi kostenlos vorgestellt und „beworben“. Diese Form des Stadtmarketings, die Image-Werbung für Münster via *Wilsberg*, hat hohe touristische Werbewirkung, da die Reihe in einem renommierten Programm (ZDF) zur Prime Time läuft und durch hohe Einschaltquoten (stets über 5 Mio. Zuschauer) gekennzeichnet ist.

Filminduzierter Tourismus hat laut Beermann (2001) auf lange Sicht eine größere quantitative regionalwirtschaftliche Bedeutung als die Dreharbeiten. „Der Oberbürgermeister [von Münster] findet die *Wilsberg*-Krimis als Beitrag zu Stadtmarketing unbezahlbar“ (IHK Nord Westfalen).

Neben der allgemeinen Image-Werbung (und dem damit verbundenen Anreiz, Münster zu besuchen), spielt auch der konkrete Drehort-Tourismus eine zunehmend bedeutsame Rolle: So wurde das „Tatort: Münster“-Arrangement vom Münster Marketing zwischen Januar und Juli 2004 188 mal gebucht.⁴ Der einmal monatlich von Statterreisen Münster angebotene Stadtrundgang „*Wilsberg*, Privatdetektiv in Münster“ zu den Originalschauplätzen der Krimireihe erfreut sich mit 30 bis 350 Teilnehmenden großer Beliebtheit – insbesondere direkt nach den Sendeterminen. Angekündigt werden diese Rundgänge übrigens folgendermaßen: „Georg *Wilsberg* ist durch die erfolgreiche ZDF-Krimireihe zum Botschafter seiner Stadt in vielen deutschen Wohnzimmern geworden“ ...; der Rundgang will „ergründen, wie der fiktionale Held *Wilsberg* das Stadtbild verändert ...“

Betont werden muss abschließend allerdings, dass zwar filminduzierter Tourismus als auch filmbezogene Dienstleistungen in Münster beachtenswerte Zuwächse erfahren haben, dass sich aber die Filmwirtschaft als solche (Produktionsfirmen usw.) nicht etabliert hat. Die Gründe mögen in einer der „typischen Eigenschaften“ Münsters liegen, die auch im *Wilsberg* transportiert wird: Als Medienstandort ist es wohl doch zu provinziell.

7 Abspann

Münster hat in den letzten Jahren einen erfolgreichen Weg ins Samstagabend-Programm des deutschen Fernsehens beschritten. *Wilsberg* – das mediale Flaggschiff der Stadt – gilt

nicht nur als Garant für gute Unterhaltung und hohe Einschaltquoten, sondern auch als Touristen-Attraktion. Unser Versuch, Münsters Präsenz im „Leitmedium“ Fernsehen geographisch nachzuzeichnen, konnte wesentliche Strategien und Prozesse der Repräsentation, Produktion und Rezeption einer filmischen Stadt erhellen. Dabei ist deutlich geworden, dass die Bilder von Münster als vielschichtiger Prozess verstanden werden müssen, der auf der Verschränkung und den Rückkopplungen der verschiedenen Ebenen der Bedeutungskonstitution basiert.

Die Bilder von Münster – bzw. Raumbilder im Allgemeinen – haben im Film oftmals die Funktion eher nebensächlicher Verortungen für die Handlung – oft übernehmen sie jedoch auch eine Rolle als Teil der Handlung. In beiden Fällen sollte dabei nicht vergessen werden, dass filmisch konstruierte Raumbilder als semiotische Ressourcen auch (Rück)Wirkungen auf ihre Bezugsräume haben: sie weisen ihnen Bedeutungen zu und beeinflussen die Raumwahrnehmung. Raum-Bilder sind somit massenmedial transportierte, soziokulturell verankerte Vorstellungen, die als Teil kollektiver Deutungsmuster fungieren. Sie stellen in diesem Sinne kein Gegenüber zur „Realität“ dar, sondern eine ihrer Konstitutionsbedingungen (für diesen Prozess am Beispiel der Verschränkung von Raum- und Menschen-Bildern, siehe Wucherpfennig et al. 2003).

Durch die Multiperspektivität des Kulturkreislauf-Ansatzes wird „Realität“ als Ergebnis von komplexen Kommunikationsprozessen begriffen. In Bezug auf Imaginationen bzw. Raumbilder von Münster sind in diesem Zusammenhang die Konstruktionsebenen und inhalte der „Wirklichkeiten Münsters“ in und durch *Wilsberg* auf den Ebenen der Produktion, der Repräsentation und der Konsumtion ermittelt worden. Dabei wird die filmische Stadt Münster als Tat-Ort über „Wahr“-Zeichen wie den Prinzipalmarkt einerseits und Alltags-Zeichen wie beispielsweise die Münstersche Zeitung oder MS-Autokennzeichen andererseits sowohl en- als auch decodiert. Darüber hinaus gilt eher: „Nicht die Stadt macht den Film, sondern der Film macht die Stadt“ (Bollhöfer 2003: 58) – und für die Filmproduktion ist der Stellenwert von Originalschauplätzen dem logistischer Abläufe und finanzieller Mittel untergeordnet. Solange etablierte Produktionsfirmen aus Köln Filme wie *Wilsberg* produzieren, wird sich das auch nicht grundlegend ändern. Auf letzteres ist überdies zurückzuführen, dass die Entwicklung der Filmwirtschaft in Münster auch nach zehn Jahren noch in den Anfängen verharrt.

Gleichwohl ist die Sparte des filminduzierten Tourismus als ‘Wachstumsbranche’ zu begreifen. Die Krimi-Reihe lockt interessierte Besucher in die Filmstadt und wird als Attraktion für städtische Werbekampagnen instrumentalisiert.

Um sich den *verschiedenen* Ebenen der Bedeutungskonstitution durch die Zuschauer inhaltlich zu nähern und um Raumbilder von Münster nicht nur in ihrer Produktion und Repräsentation zu be(ob)achten, wurden drei Erhebungen zur Rezeption von Münster in *Wilsberg* vorgestellt. In dieser Untersuchung konnte herausgearbeitet werden, wie die Repräsentation Münsters in der Medienaneignung aufgrund kontextueller Bedingungen bedeutungs-voll wird. Vor allem entlang der Parameter Herkunft, Kontext und Alter erwei-

sen sich markante Unterschiede in der Wahrnehmung. Die filmische Stadt ist somit „nicht eine Menge geschlossener, mit einem freizulegenden Sinn versehener Zeichen, sondern ein Volumen sich verschiebender Spuren“ (Barthes 1988: 11). Ihre Bedeutung entsteht in der Interaktion der im Film angelegten Strukturen und Diskurse mit den sozialen und kulturellen Praktiken der Rezipienten. Insgesamt sollte deutlich geworden sein, dass die Ebene der Rezeption eine ebenso wichtige ist wie die der Produktion und der Repräsentation. Sie wird allerdings allzu oft vernachlässigt, was zum Teil in den Schwierigkeiten der Durchführung von Rezeptionsstudien begründet liegen mag (siehe dazu Strüver 2004). Dazu gehört auch der kritisch-reflexive Umgang mit der Tatsache, dass die Zuschauer einen eher realistischen als konstruktivistischen Zugang zu medialen Repräsentationen haben. Somit verweisen die empirischen Ansätze wieder an die Macht der Bilder und die Notwendigkeit eines kritischen Umgangs mit Medien zurück, wenn Repräsentation mit Abbildung von Realität verwechselt wird.

Die *Wilsberg*-Filme, aber auch die daraus hervorgegangenen touristischen Events, reproduzieren klischeehafte Imaginationen von Münster – was in den Befragungen zur Rezeption durchaus thematisiert worden ist. Die Studie der Studierenden hat darüber hinaus aber auch gezeigt, dass im Film projizierte vermeintlich „typische Münsteraner Wahrzeichen“ im vorangegangenen Brainstorming der Befragten zu „typisch Münster“ gar nicht vorkamen. Gleichzeitig finden Teile des „Münster-Typischen“ für Studierende, das Nachtleben, keine Berücksichtigung in den filmischen Darstellungen der Stadt als verschlafene, spießig-katholische Provinzmetropole. Um den Kulturkreislauf „*Wilsbergs* Münster“ an diesem Beispiel vorläufig zu schließen: „Es ist schwierig, das moderne Münster als Szene in einem Film zu etablieren (z. B. *Skater*); die Filmemacher arbeiten sich bisher vor allem an Stereotypen ab“ (Interview Ebel).

Anmerkungen

- 1 Der erste *Wilsberg* von 1995 war als Einzelfilm konzipiert und mit anderen Schauspielern besetzt. Erst seit 1998 ist *Wilsberg* als Reihe angelegt und läuft seitdem im Rahmen des ZDF-Samstagskrimis.
- 2 Dialog-Zitate aus *Wilsberg und der letzte Anruf* (2002)
- 3 Kostenloses Veranstaltungs- und Kleinanzeigen-Magazin, Auflage zwischen 37.000 und 43.000/Woche, außerdem online abrufbar.
- 4 Die Zahl geht auf ein Telefonat vom 31.08.04 mit Frau Vogelsang und Herrn Schabbing vom Münster Marketing zurück.

Literatur

Ang, Ien 1996: *Living Room Wars. Rethinking Media Audiences for a Postmodern World*. London.

- Aitken, Stuart / Leo Zonn (Hg.) 1994: Place, Power, Situation and Spectacle. A Geography of Film. Lanham.
- Barthes, Roland 1988: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt/M.
- Beermann, Frank 2001: Regionale Effekte von Filmproduktionen im Münsterland. Gutachten am Institut für Siedlungs- und Wohnungswesen der WWU im Auftrag der IHK Münster.
- Bollhöfer, Björn 2003: Stadt und Film – Neue Herausforderungen für die Kulturgeographie. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 147 (2). S. 54-59.
- Carey, James 1989: Communication as Culture. Essays on Media and Society. London.
- Certeau, Michel de 1988: Kunst des Handelns. Berlin.
- Clarke, David B. (Hg.) 1997: The Cinematic City. London.
- Cresswell, Tim / Deborah Dixon (Hg.) 2002: Engaging Film. Geographies of Mobility and Identity. Lanham.
- Da Costa, Maria H. B. V. 2003: Cinematic Cities. Researching Films as Geographical Texts. Alison Blunt et al. (Hg.): Cultural Geography in Practice. London. S. 191-201.
- Du Gay, Paul et al. 1997: Doing Cultural Studies. The Story of the Sony Walkman. London.
- Fiske, John 1993: Populärkultur. Erfahrungshorizont im 20. Jahrhundert. Ein Gespräch mit John Fiske. In: Montage/AV, 2 (1). S. 5-18.
- Fiske, John 1999: Populäre Texte, Sprache und Alltagskultur. In: Andreas Hepp, Rainer Winter (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Darmstadt. S. 67-86.
- Hall, Stuart 1992: The rediscovery of 'ideology': return of the repressed in media studies. In: Michael Gurevitch et al. (Hg.): Culture, Society and the Media. London. S. 56-90.
- Hall, Stuart (Hg.) 1997: Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London.
- Hall, Stuart 1999: Kodieren/Dekodieren. In: Roger Bromley et al. (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg. S. 92-110. [Original 1980: Encoding/Decoding. In: Stuart Hall et al. (Hg.): Culture, Media, Language. London. S. 128-138.]
- Hepp, Andreas 1999: Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden.
- Hickethier, Knut 2001: Film- und Fernsehanalyse. Stuttgart.
- IHK Nordwestfalen 2004: Mit dem Wilsberg sieht man besser. http://www.ihk-nordwestfalen.de/filmwirtschaft/produktionen_euros.cfm (Zugriff am 31.03.04)
- Jurga, Martin 1999: Texte als (mehrdeutige) Manifestation von Kultur: Konzepte von Polysemie und Offenheit in den Cultural Studies. In: Andreas Hepp, Rainer Winter (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Darmstadt. S. 129-144.
- Kehrer, Jürgen 1991: In alter Freundschaft. Dortmund.
- Kennedy, Christina / Christopher Lukinbeal 1997: Towards a Holistic Approach to Geographic Research on Film. In: Progress in Human Geography 21 (1). S. 33-50.

- Krätke, Stefan 2002: Medienstadt. Urbane Cluster und globale Zentren der Kulturproduktion. Opladen.
- Mikos, Lothar 2003: Film- und Fernsehanalyse. Konstanz.
- Möllemann, Maike (2004): Television-Series Tourism in Münster. BA-Thesis, University of Brighthon.
- Mossig, Ivo 2004: The Networks Producing Television Programmes in the Cologne Media Cluster: New Firm Foundation, Flexible Specialization and Efficient Decision-making Structures. *European Planning Studies*, Vol. 12, No. 2. S. 155-171.
- Rose, Gillian 2001: *Visual Methodologies. An Introduction to the Interpretation of Visual Materials*. London.
- Strüver, Anke 2004: „Everyone creates one’s own borders“: The Dutch-German Borderland as Representation. In: *Geopolitics* 9 (3). S. 627-648.
- Winter, Rainer 1999: Cultural Studies als kritische Medienanalyse: Vom „encoding/decoding“-Modell zur Diskursanalyse. In: Andreas Hepp, Rainer Winter (Hg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Darmstadt. S. 49-65.
- Wucherpennig, Claudia, Anke Strüver, Sybille Bauriedl 2003: Wesens- und Wissenswelten – Eine Exkursion in die Praxis der Repräsentation. In: Jürgen Hasse, Ilse Helbrecht (Hg.): *Menschenbilder in der Humangeographie. (= Wahrnehmungsgeographische Studien Bd. 21)* Oldenburg. S. 55-87.
- Zehren, Martin 2003: Schöne Tatorte. In: *Westfalenspiegel* 52. Jg., No. 5. S. 16-18.
- Interview mit Nicola Ebel vom Filmservice Münster.Land, Münster, 31.03.04 [Interview Ebel]
- Interview mit Anton Moho, Produzent von *Wilsberg*, Cologne-Gemini Filmproduktion, Köln, 04.05.04 [Interview Moho]

Helmut Klüter ■

Kultur als Ordnungshypothese über Raum? ¹

1 Einleitung

Der in den 70-er Jahren des letzten Jahrhunderts ausgerufenen cultural turn in den Sozialwissenschaften (z. B. Geertz 1973) erreichte in den 90-er Jahren die europäische Geographie (vgl. Claval 2001) und liegt seit 2003 auch als deutsches Lehrbuch „Kulturgeographie“ vor (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003; Rezension: Klüter 2005). Nicht nur die Geographie ist von einer Wiederbelebung des Kulturbegriffs betroffen, sondern auch Geschichte, Soziologie, Philosophie, Linguistik, Politologie und Kommunikationswissenschaften. Eine Aufwertung erfuhren solche Disziplinen, die sich nie vom Kulturbegriff getrennt hatten, so die Ethnologie, die Archäologie und in gewisser Weise die Theologie – also „Geisteswissenschaften“ im weitesten Sinne des Wortes. Einige Hochschulen haben Kulturwissenschaften anstelle von Sprach- und Sozialwissenschaften als Bezeichnung von Fachbereichen und Fakultäten übernommen. Unter diesem Aspekt scheint „Kulturgeographie“ etwas Modernes, zumindest aber Attraktives zu sein. Diese Attraktivität wird im folgenden Abschnitt hinterfragt. Danach soll untersucht werden, inwiefern kulturologische Methodik sich von üblicher Sozialwissenschaft unterscheidet. Im vierten Teil wird gefragt, wo sich Schnittmengen zwischen Kulturologie und Kulturgeographie ergeben. Dabei ist zu erörtern, inwieweit mit Hilfe des Kulturbegriffs geographisch-räumliche Sachverhalte geordnet werden können. Anschließend wird die Ausgangsfrage umgedreht: Können Raumabstraktionen als Ordnungsstrategie für das genutzt werden, was gemeinhin als Kultur bezeichnet wird?

2 Zur Attraktivität von Kultur

Traditionell erfasst der Begriff „Kultur“ eine enorme Bandbreite von Sachverhalten. Sie reicht von kultureller Infrastruktur (Museen, Theater, Kirchen, Stadthallen, Denkmäler) über Bildungsinhalte an Schulen, Hochschulen und in Enzyklopädien bis hin zum Inventar

¹ Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, der unter gleichem Thema auf der Tagung „Welt-Ansicht(en) der Geographie“ in Sankelmark bei Flensburg im Mai 2005 gehalten wurde.

dominanter Lebensformen, Meinungen, Praktiken, Normen, Techniken, Wissensbereiche, Ideen, Religionen, Traditionen und Werte. Bei einigen Theoretikern ist auch die Kommunikation über all dieses mit eingeschlossen, andere beschränken den Komplex auf den Output wie auch immer gearteter Kreativität und seiner Vermarktung („Kulturbetrieb“). Schon an diesem Punkt wird der deskriptive Kulturbegriff problematisch. Kreativität impliziert die Abweichung von allgemein akzeptierten Lebensformen, Normen und Ideen – und wird nach der Akzeptanz ihrer Ergebnisse als Kunst, Literatur oder Musik durch „Kulturträger“ ebenfalls zur Kultur. Wenn dem ehemals revolutionären Künstler dann noch ein steinernes Denkmal gesetzt wird, wird frühere Unkultur sogar zu zukünftiger kultureller Infrastruktur. Kultur ist somit einer der wenigen Bereiche, der selbst von hart gesottenen Positivisten dialektisch gedacht wird.

Auch der umgekehrte Fall ist denkbar: Eine bestimmte Praktik gilt den Zeitgenossen als Kultur, wird aber von den Nachkommen verdammt. Kreuzzüge, Hexenverbrennungen und noch im 20. Jahrhundert die Judenvernichtung wurden mit angeblich höchsten kulturellen Motiven inszeniert – und gelten heute als Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Es scheint zur Dialektik von Kultur zu gehören, dass sie sich sowohl für positive als auch für negative Extremleistungen einsetzen lässt. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dies einer der wichtigsten Gründe, Kultur zu einem Problem, d. h. zu einem Objekt für moderne Sozialwissenschaft zu machen.

Mit der Überwindung der letzten Diktaturen in Mittel- und Südeuropa, mit der Etablierung der Europäischen Union ist jenes Motiv in den Hintergrund getreten. Positive Aspekte der Nutzung des Kulturbegriffs werden wirksam:

- Kultur gestattet als Unterstellung gemeinsamer Normen, Werte, Ziele, Techniken, Ideen, Traditionen und Sprache für die Individuen eines „Volkes“ eine gewisse Zuordnungssicherheit. Leicht finden sich für so etwas Empirien: Wenn es auf 20 Uhr zugeht, ist in Deutschland die „Tagesschau“ angesagt. Selbst das italienische Staatsfernsehen RAI kann sich diesem deutschen Kulturgut nicht entziehen und strahlt für die Autonome Provinz Bozen (Südtirol) eine (eigene) „Tagesschau“ aus.
- Kultur als Unterstellung scheint für moderne, „harte“ Wissenschaft nicht nutzbar zu sein. Doch selbst diese Vagheit wird zum weiteren Element ihrer Attraktivität: Sie gestattet es, Kulturologie als Symptomatologie (Luhmann 1997, S. 590) zu etablieren. Der hermeneutischen Interpretation sind somit Tür und Tor geöffnet: Kunstwerk, Bauwerk, Stahlwerk – unter bestimmten Gesichtspunkten wird auch das letztere zum Kulturgegenstand – etwa als Weltkulturerbe Völklinger Hütte.
- Unter dem letztgenannten Aspekt liefert jede „Kultur“ ihre Geographie gleich implizit mit, und zwar als Verbreitungsareal jener Symptome oder ihrer Träger.
- Kultur ist damit direkt an die geographische Landschaftsindikatorenlehre anschließbar – ohne komplizierte Umwege über Technik, Wirtschaft oder soziale Prozesse.
- Kultur umgreift mit Journalismus, Literatur, Kunst, Musik, Architektur, Bildung, Verlagswesen, Rundfunk und Fernsehen einige benachbarte gesellschaftliche Teilsysteme

von Wissenschaft. Dieser Kulturbetrieb verschafft letzterer eine Nische, eine Bastion oder ein Ruhebett, von dem aus man die übrige Gesellschaft beobachten, vielleicht auch ein wenig verachten kann. Für die politisch-institutionelle Einbettung, für geregelte Arbeitsverhältnisse, also für das leibliche Wohl der Wissenschaft, sorgt ein Kultusminister. Die Dauerhaftigkeit und Propagierung jener Nische übernimmt der Kulturteil überregionaler Zeitungen. Diese sehr direkte, angenehme Form von Embeddedness bedarf der Pflege.

- Kultur umarmt daher auch die dringend benötigten Sponsoren der privatisierten Forschung. Während der sensible Sponsor von einem unsensiblen Sozialwissenschaftler oder Sozialgeographen die Fragen fürchtet: „Wie sind Sie zu Ihrem Reichtum gekommen? Wie ist er regional verteilt?“ kann er dem Kulturwissenschaftler oder dem neuen Kulturgeographen vorbehaltlos vorschlagen: „Tun wir etwas für Kultur! Bekämpfen wir doch gemeinsam diese oder jene Spielart der Unkultur! Hier ist das Geld!“
- Hier wird der direkt ökonomisierbare Wert von Kultur deutlich: Es wird eine gemeinsame Solidaritätsbasis für Sponsoren, ihre Wissenschaft und deren Adressaten geschaffen.

3 Kulturologische Methodik

Bei alledem scheinen die Unterschiede zwischen Kulturologie und Soziologie zunächst marginal zu sein:

- Kulturologie unterstellt ähnlich einem Rechtssystem eine Gemeinsamkeit von Normen, Werten, Zielen, Techniken, Ideen, Traditionen und Sprache, die für alle Individuen eines Volkes gelten soll.
- Soziologie unterstellt für eben diese Aspekte Verschiedenheit, die auf Gruppen oder Individuen einer Gesellschaft bezogen werden.

Für viele Forschungsfragen erscheint es irrelevant, ob man heuristisch Gemeinsamkeit annimmt, um sie nach einer Analyse durch Abweichungen vom Gemeinsamen zu relativieren, oder ob man von Verschiedenheiten ausgeht, unter denen man später Koalitionen und Fusionen ausmacht.

Prinzipielle Differenzen ergeben sich allerdings beim Menschenbild. Moderne Soziologie denkt den Menschen im Plural, d. h. als Interessenträger oder Organisationsmitglied, der gegen andere Interessenträger und Organisationen abzugrenzen ist. Dementsprechend ist Sozialgeographie eine Geographie der Menschen. Kulturologie konzipiert „den Menschen“ als Gattungswesen. Er ist Teil einer biologischen Gattung, eines Volkes, Stammes oder einer sonstigen Population. Durch diese Teilhabe oder Teil-Eigenschaft ist sein Handeln stark determiniert. Häufig ist auch von „Verhalten“ die Rede, wobei der individuelle Entscheidungsspielraum gegen Null tendiert. Die Kultur- oder Anthropogeographie gilt folglich als „Geographie des Menschen“.

Wie ein Arzt ist der Kulturologe darauf angewiesen, Symptome zu entdecken und sie

kulturell zu interpretieren. Die Arbeit am lebenden Körper, den man nicht ohne gute Versicherung öffnen sollte, gestattet eine gewisse Aura des Spekultativen. Dem Irrenden wird eine kulturell, ja geradezu schicksalsbedingte Tragik zugestanden. Martin Heidegger und Ernst Jünger profitierten davon. Kultur entlastet das Individuum, das eingespannt in das kulturelle Gewebe seiner Zeit sowieso nicht allzu viele Entscheidungsmöglichkeiten hat. Das zeigt: falsche Kultur ist gegenüber richtiger Kultur nicht nur fehlerhaft, peinlich oder verboten. Sie kann auch als Entschuldigung für individuelles Fehlverhalten eingesetzt werden. Sogar gegenwärtige Abweichungen kann Kulturologie ertragen, tolerieren und perfektionieren: als Subkultur.

Die kulturologische Diagnose muss wie die medizinische mit personellen, psychologischen, historischen, sprachlichen und anderen Verzerrungen rechnen. Bei der Diagnose des Arztes entsteht ein subjektiver Gesamteindruck über Krankheit als verallgemeinerte Erscheinung und über das zu heilende Individuum in concreto, wobei das letztere kaum Kontrollmöglichkeiten über die Richtigkeit der Diagnose besitzt. Dieses Verhältnis ähnelt dem zwischen Lehrer und heranwachsenden Individuum. Der Lehrer vermittelt dabei mit Hilfe des Lehrbuches sein Welt- oder Fachverständnis an den Schüler. Kultur ist das, was der Lehrer hat oder weiß, und gleichzeitig das, was der Schüler lernen muss oder noch nicht weiß. Und ähnlich wie in der Medizin der gute Arzt vergöttert wird, leistet sich Kultur einen Personenkult um Wissende mit Preisträgern und Akademien, etwa der Académie Française. Einträchtig sitzen in diesem Gremium Schriftsteller, Wissenschaftler, Kritiker und ehemalige Revolutionäre nebeneinander. Kultur gilt als eine Art Schmuck des arrivierten Individuums, das dann ähnlich wie die Elite in einem totalitären politischen System im Gegensatz zu den auf durchschnittliche Gattungswesen reduzierten übrigen Menschen („Volk“) steht.

Den Arrivierten wird die Gabe des Beobachtens zuerkannt. Sie beobachten auch Beobachter und natürlich auch die Beobachter der Beobachter. Das Beobachtete wird arrivierte erzählt, wobei wiederum auch das Erzählen von Erzähltem und das Erzählen von erzählten Erzählungen mit eingeschlossen ist. Mit Beobachten und Erzählen ist bereits der Grundbestand kulturwissenschaftlicher Methodik erschöpft. Auch größere Theorien sind Erzählungen. Zu große Erzählungen überbeanspruchen die Zeit und die Rezeptionsfähigkeit der Zuhörer und müssen vermieden werden.

Dies impliziert den weitgehenden Verzicht auf Kritik, auf Strukturanalysen, evolutionäre Ansätze wie Systemtheorien, auf planerische Gesamtkonzepte und auf Emanzipation. Viele Autoren kokettieren mit einem begrenzten Anspruchsniveau. Sie verzichten ganz offen auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität. Man „dekonstruiert“, was von einem methodisch höheren Anspruchsniveau ausgeht.

Als Hauptobjektbereich solcher Art von Wissenschaft bietet sich das wissenschaftliche Ich als Parallele zum literarischen Ich an. Seine Umwelt wird, einschließlich des Räumlichen, mehr oder weniger auf Semantik für das Ego reduziert – oder noch einfacher: ontologisch oder positivistisch als a priori existent vorausgesetzt.

Egozentrik wird unter diesen Umständen zum beliebten Forschungsprogramm, wobei die gewählte „kulturelle“ Bezugsgruppe unter dem Label des kollektiven „Wir“ vereinbart wird.

Disziplinargrenzen spielen in einem derart reduzierten Wissenschaftsprogramm kaum noch eine Rolle. Viele Kulturwissenschaftler sehen ihre Aktivitäten als inter- oder multidisziplinär an. Dabei handelt es sich viel eher um Infradisziplinarität, das heißt: um Aktivitäten unterhalb der Exaktheitsschwelle von Einzeldisziplinen. In diesem Sinne wird also bewusst „folk science“ im Sinne von G. Hard produziert, und das in zweierlei Bedeutung:

1. Man möchte für das „Volk“, d.h. für „seine“ politische und ökonomische Elite verständlich sein.
2. Man produziert Stereotypen über das eigene und andere „Völker“. Das eigene Volk schneidet dabei meist recht positiv ab.
3. Die Stereotypen werden zu Pseudo-Kollektivindividuen zusammengefasst – wie man es aus dem Sport kennt: „DDR besiegt Bundesrepublik“ (1974 in Hamburg mit 1 : 0). Oder: „China hat vor Europa und unabhängig von Europa den so wichtigen Kompass und andere für die Seefahrt und Entdeckungsbewegung wichtige nautische Instrumente, außerdem den Globus erfunden.“ (Schlögel 2003, S. 150)

Von dort ist es nur ein kleiner Schritt zur „Psychologie“, „Kreativität“, „Überlebenskraft“ und „Stärke“ von Völkern. Auch die „Kultur“ von Völkern wird dann häufig in dem Sinne benutzt, wie man vom kulturvollen Benehmen einer Person reden würde. Die Personalisierung von Kulturen geht vielleicht dort am weitesten, wo man ihnen eine eigene Biographie mit eigenen Überlebens- und Sterbestrategien unterstellt. „Alle Kulturen machen einen ähnlichen Prozess der Entstehung, des Aufstiegs und des Niedergangs durch.“ (Huntington 1996, S. 512 f.) Auch der Selbstmord wird gleich mitgedacht: „Viel bedeutsamer als wirtschaftliche und demographische Fragen sind Probleme des moralischen Verfalls, des kulturellen Selbstmords und der politischen Uneinigkeit des Westens.“ (Huntington 1996, S. 500). Auch die Rettung vor dem Untergang wird in den Bahnen von Individuen gedacht: „Im Kampf der Kulturen werden Europa und Amerika vereint marschieren müssen oder sie werden getrennt geschlagen. In dem größeren Kampf, dem globalen eigentlichen Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei sind es die großen Weltkulturen mit ihren großen Leistungen auf dem Gebiet der Religion, Kunst und Literatur, der Philosophie, Wissenschaft und Technik, der Moral des Mitgefühls, die ebenfalls vereint marschieren müssen, da auch sie sonst getrennt geschlagen werden.“ (Huntington 1996, S. 531). In all dem wird deutlich, dass sowohl dem Wettbewerbs- als auch dem Kampfgedanken eine merkwürdige, fast totalitäre Vergleichsstrategie zugrunde liegt, in der schließlich der einen Population von Religion über Wissenschaft bis Mitgefühl Positives und der „Barbarei“ Negatives unterstellt wird. Geographie müsste hier fragen, unter welchen Aspekten solche Vergleiche sinnvoll sind, und ob sie unbedingt derart vulgär-individualistisch durchgeführt werden müssen.

Die unreflektierte kulturologische Axiomatik zielt auf Konflikte zwischen Kulturen,

also größeren Aggregaten. Der kulturologische Output ist damit oft direkt an Programme von Territorialadministrationen anschließbar. Und er eignet sich als besonders politisches Programmraumadditiv zur Steigerung von Aggressivität (z. B. Huntington 1996) und wird gegebenenfalls direkt in die Erzeugung von Kriegsideologien für eine politische Administration eingespeist.

4 Schnittmengen mit und Bindearme zur Kulturgeographie

Auf die semantische Nähe von kulturologischer Symptomatologie und kulturlandschaftsgeographischer Indikatorenlehre wurde schon anfangs verwiesen. Insofern scheint das Wiederaufleben der Kulturgeographie im Lichte des *cultural turn* selbstevident zu sein. Attraktiv für Kulturgeographie ist sicher auch die methodische Reduktion aufs Beobachten und Erzählen. Gebhardt gelingt es, beinahe den gesamten geographischen Output erzählerisch zu fassen: „a) Hermeneutisch-interpretative Erzählformen, b) Systemtheoretisch informierte Erzählformen, c) Poststrukturalistische und diskursanalytische Erzählformen.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 299) Unberücksichtigt bleibt, dass der Begriff „Erzählung“ in der Literaturwissenschaft schon seit fast einem Jahrhundert ein *Terminus technicus* und ganz anders angelegt wurde (vgl. Lotman 1972). Bei Gebhardt vereinfachen sich die Erzählformen nicht zuletzt dadurch, dass die Diskursanalyse somit in hermeneutischer Tradition steht (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 300 ff.). Es verbleiben also nur noch zwei unabhängige Erzählformen, von denen die systemtheoretische nach einer kurzen Vorstellung nicht mehr erwähnt wird.

Damit bleibt die „hermeneutisch-interpretative Erzählform“ übrig – also genau das, was Kulturlandschaftsgeographen schon immer gemacht haben. Kulturgeographie 2004 hat weder Skrupel noch Probleme, das sogenannte diskursive „Neue“ in das alt bekannte Kulturlandschaftsforschung der 60-er Jahre des letzten Jahrhunderts einzuordnen einzupassen: „Die Regionale Geographie... kann auf diese Weise zunächst die alten Diskussionen um die Wissenschaftlichkeit geographischer Regionalisierungen überwinden, indem sie klar macht, das jegliche Form der Regionalen Geographie eine Form der Landschafts-Deutung darstellt, eine Konstruktion aus dem spezifischen und historisch wandelbaren Blickwinkel der Geographie.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 304) Also sortiert Gebhardt seine „Beispiele öffentlicher Diskurse in Deutschland in Bezug auf die klassischen Teilgebiete der Humangeographie“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 309) so, dass sie weitgehend in Uhlig's kulturlandschaftliche „Organisationsplan und System der Geographie“ (Uhlig 1970, S. 28) passen.

Konnte man allerdings für die alte Kulturgeographie noch eine Art raumwissenschaftlichen *Common sense* annehmen – auch wenn er sich weitgehend aus Ignoranz gegenüber dem Fremden und der Isoliertheit der damaligen Geographie ergab –, verzichtet die „neue“ Kulturgeographie ganz absichtlich auf methodische Perfektion und inhaltliche Aktualität. Insofern huldigt sie einem Eskapismus, für den Weltferne und Mystik

die neuen Qualitätsmaßstäbe sein können (z. B. Falter, Hasse 2002). Noch enger am subjektiven Erleben orientiert sind Lossau 2003 und Strüver 2003, in denen jeweils das wissenschaftliche mit dem dichterischen „Ich“ beinahe zusammengefließen wäre, wenn die Autorinnen gewisse narrative Qualitätsmaßstäbe beachtet hätten.

Demnach ist Kulturgeographie nicht mehr kritisierbar. Sie repräsentiert eine Erzählung neben anderen. Das gestattet, die Kulturlandschaft und alles Ontologische, was vor 1968 dazu gesagt worden ist, zu reanimieren. Der Cultural turn unterminiert nicht nur die außerwissenschaftliche, sondern auch die innerwissenschaftliche Kritik: Man ordnet sich der jeweils anderen Wissenschaft, der anderen Erzählung oder der „anderen“ Geographie zu (vgl. Thabe 2002, Lossau 2003) – und fühlt sich vor den Nachstellungen der ersteren sicher.

Die Relevanz solcher Forschungen folgt nicht mehr Kriterien, mit denen andere Teilsysteme der Gesellschaft Wissenschaft ex post bewerten, sondern: „Die ‚Relevanz‘ einer geographischen Analyse dessen, was in einer Gesellschaft verhandelt wird, ergibt sich, Jürgen Habermas 1983 folgend, vor allem aus der Tatsache, dass solche Diskurse häufig staatlichem Handeln vorausgehen. ... Wichtige gesellschaftliche Themen werden in der Regel nicht vom politischen Establishment oder den Vertretern großer Organisationen oder gesellschaftlicher Funktionssysteme aufgeworfen. In diesem Kontext kommt den neuen Erzählungen des Regionalen eine kritisch-reflexive Funktion zu, sie ‚dezentrieren‘ den Glauben an vermeintliche geographische Evidenzen, vermeiden die vorschnelle Reduktion von Vielheiten und Ausgrenzung von Differentem ... und suchen dabei gleichwohl nach Möglichkeiten der ‚Repositionierung‘ der eigenen Normen und ‚Weltbilder‘.“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2004, S. 308 f.)

Relevanz ist also ex ante gegeben. Kulturgeographie verkörpert die Präexistenz des Politischen. Sie fühlt im voraus, was später einmal politisch und/oder gesellschaftlich relevant werden wird. Kann man denn dagegen sein?

5 Kritische Argumente gegen Kultur als Ordnungshypothese über Raum

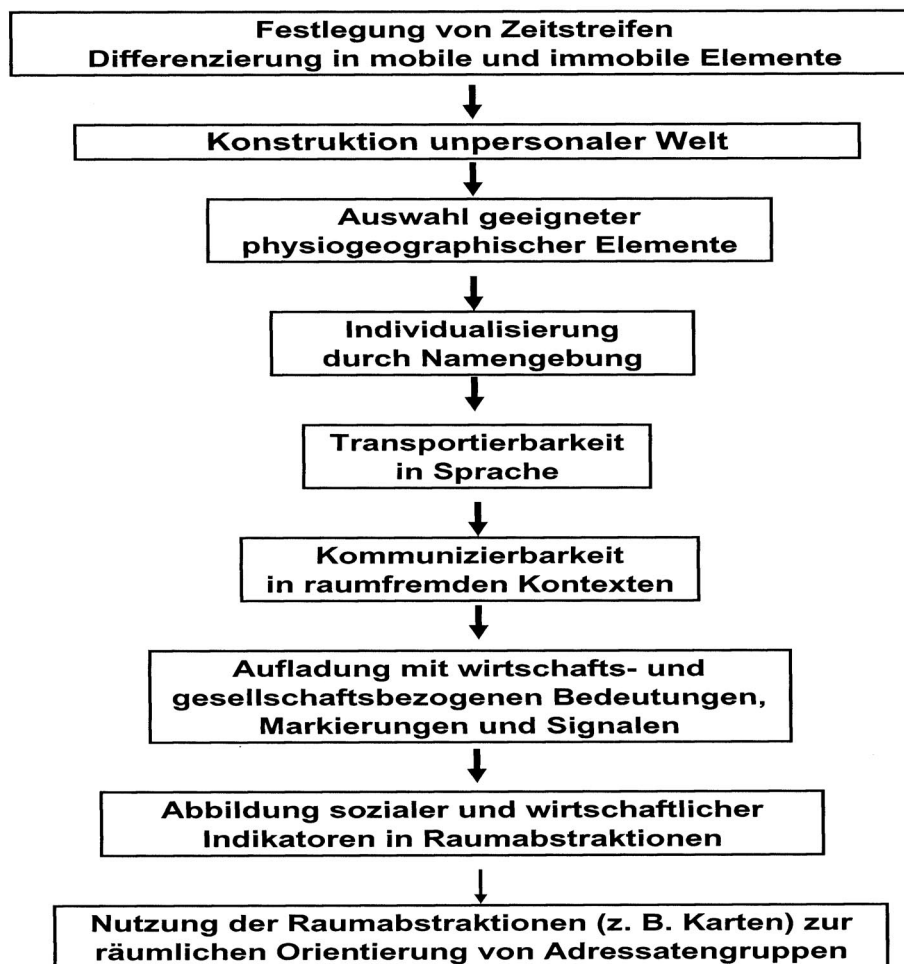
Versteht man kulturologische Symptomatologie als Methode, erscheint sie zumindest historisch gerechtfertigt. Symptomatologie stand immer und steht auch noch heute an der Grenze zwischen Wissen und Glauben. Im Zeitalter der Entdeckungen waren Entdecker und Entdeckte für die Gesamtheit ihrer Kommunikation zumindest heuristisch auf Symptomatologie angewiesen. Sie mussten mit dem Vorwissen aus der eigenen „Kultur“ die fremde erschließen. Sie lasen auf ihre Weise den Gebrauchswert der fremden Gegenstände. Lesefehler wurden hart bestraft, wie uns die Schicksale von Atahualpa (ca. 1500–1533) und James Cook (1728–1779) lehren. Um sie zu vermeiden, lehrte und lernte man linguistische Sprachen, Religion, Geographie, Geschichte, Technik, Soziologie und vieles andere. Kultur als Vermischung der Kategorien Kommunikation, Recht, Gesellschaft, Kunst, Lite-

ratur, Sprache, Technik und Zeit wurde immer stärker entmischt. Man redet erst dann (wieder) von kulturellen Bedingtheiten, wenn man mit normaler Wissenschaft nicht mehr weiter kommt. Dient Kultur hier als funktionales Äquivalent des Undurchschaubaren? Eigentlich müsste Symptomatologie als unsicheres und bisweilen gefährliches Analyseinstrument, einschließlich der kulturlandschaftlichen Indikatorenlehre, möglichst schnell beiseite gelegt werden. Doch folgende Faktoren wirken dagegen.

1. Symptomatologie hat einen erheblichen Unterhaltungswert. Die Erschließung gesellschaftlicher Kenntnisse über Kulissen, also über die unexakten Raumabstraktionen von Interaktionssystemen, ist eine beliebte Freizeitbeschäftigung, die im Tourismus marktwirtschaftlich umgesetzt wird. Symptomatologie als Selbsterfahrung dessen, was andere längst wissen, wird als besondere Herausforderung in Extremsportarten, als Gesundheitselixier oder auch als besonderer Fluchtpunkt aus der garstigen Wirklichkeit eingesetzt. Dieser Eskapismus funktioniert auch in der Wissenschaft: Man geht bisweilen sehr steinige Umwege, um zu abenteuerlich einfachen Ergebnissen zu kommen (vgl. Strüver 2003, S. 127).
2. Der Kulturdiskurs tritt in Wellen auf: Immer dann, wenn durch die Erweiterung der Informations- und Mobilitätstechnik grundlegend neue Inhalte ins Blickfeld geraten, versucht man (in der Regel vergeblich), die alten über die Zeit zu retten. Das geschah nach der Ausbreitung des Buchdrucks (16. Jh.), nach der Einführung von Eisenbahn und Dampfschiffen (19. Jh.), nach der Verbreitung von Flugzeug, Radio und Fernsehen (20. Jh.) und mit der Einführung der Computermedien (21. Jh.). Letzteres erweist sich mit dem Übergang von Encyclopaedia Britannica und Brockhaus auf Google und Wikipedia als besonders kulturträchtig, weil jener das Verhältnis zwischen arriviertem Individuum und seinen Speichermedien völlig umkrempelt. „Man hält an der Form eines Riesengedächtnisses fest, was man erwartet hatte, und muss dann an neuen Informationen erkennen, dass es so nicht eingetroffen ist. Dann muss das System neue Mittel aktivieren oder seine Memoiren korrigieren, um das, was es erwarten kann, auf den neuesten Stand zu bringen. Der Vergleich des Ist-Zustandes mit dem Sollzustand, den man selbst gesetzt hatte, wird zum Dauerproblem, und die laufenden Korrektur-notwendigkeiten ruinieren allmählich das, was an Bindungen vorausgesetzt war. Es bleiben schließlich nur noch die Werte als Selbstbestätigung von Kultur.“ (Luhmann 1997, S. 411) Kultur kaschiert dabei die mehr oder weniger ehrenhafte Resignation des Individuums vor der Flut des Neuen. Jener Rückzug auf Werte ist auch in der Geographie nachvollzogen worden: „Kultur kann ... als Ergebnis vergangenen und als Bedingung künftigen sozialen Handelns eingegrenzt werden; ... als die Gesamtheit der bewerteten und bewertenden Handlungsweisen der Mitglieder einer Gesellschaft sowie deren Ergebnisse“ (Lexikon der Geographie 2002, Eintrag Kultur).
3. Der Satz aus dem Lexikon der Geographie könnte auch im Geschäftsbericht eines beliebigen Großunternehmens stehen, wenn man Kultur durch „gute formale Organisation“ oder „erfolgreiches Management“ ersetzt. Dass Kultur hin und wieder wirklich als

funktionales Äquivalent der formalen Organisation dient, wird im Lexikon der Geographie weiter unten deutlich: „Materielle Kultur ist also ein objektiver Ausdruck von spezifischen Werten, Handlungsmustern und Institutionen, die das Handeln mit einer bestimmten Sinnggebung versehen. In dieser Optik ist beispielsweise die Kulturlandschaft als das Ergebnis kulturspezifischen sinnhaften Handelns zu begreifen.“ (Lexikon der Geographie 2002, Eintrag Kultur). Auch in diesem Zitat scheinen Unternehmen und Unternehmenskultur Pate gestanden zu haben. Allerdings wird Handlungssinn nicht aus Organisationsprogrammen oder Kommunikationsprozessen erschlossen,

Abb. 1: Abstraktionen von der physischen Umgebung



sondern aus der Landschaft abgelesen. Eine bessere Anonymisierung seiner Fremdsteuerung kann sich das Unternehmen gar nicht wünschen. Was nicht aus der Landschaft abgelesen werden kann, fällt weg. Wie in alten Zeiten wird dabei auch vor Tautologien nicht zurückgeschreckt: „In dieser Optik ist ... die Kultur...als Ergebnis kulturspezifischen ... Handelns zu begreifen.“ Tautologie und Verschleierung bestimmter Ziele organisierter Kommunikation lassen sich gut an der im Kontext des cultural turn wieder auflebenden Geopolitik (vgl. Wolkersdorfer 2001, Reuber, Wolkersdorfer 2003) erläutern.

Im Zuge des Verfalls demokratischer Legitimationsprozesse suchen Politiker Ersatzlegitimationen und „finden“ sie in „kulturellen“ Imperativen. Das ist die neue, alte Bedarfssituation für „Geopolitik“. Politik wird nicht aus der Willensbildung des Souveräns filtriert, sondern aus Implikaten des (von früherer Politik geschaffenen, aber dennoch) extern gedachten Administrativraums (= dem Programmraum im gesellschaftlichen Teilsystem Politik). Geopolitik ist zeitversetzte Tautologie. Dies kann an den folgenden Abbildungen gezeigt werden:

Während man eine normale Raumabstraktion über mehrere Schritte von der physischen Umgebung hin zu einem orientierenden Text- oder Zeichnungs-/Kartenkonstrukt erzeugt (Abb. 1), wird bei der Geopolitisierung eine existierende Raumabstraktion (Administrativraum) mit Hilfe von Kultur und Volk ontologisiert und in aggressive physisch-räumliche Aktivität umgesetzt (Abb. 2).

Das spezifisch Undemokratische an Geopolitik kann darin gesehen werden, dass normale Politikprozesse von verschiedenen konkurrierenden Gewalten bestimmt werden. Exekutive, Legislative, Judikative, Administrative, Kriminelle, Ökonomische, Kooperative und Kommunikative Gewalten verfügen unter demokratischen Bedingungen mit eigenen Organisationen über jeweils eigene Programme und eigene Programmräume (Abb. 3; Klüter 2000a, S. 601). Zu einem einzigen, (geopolitisch) eindeutigen Programmraum kann es nur dann kommen, wenn eine Gewalt die anderen vollständig majorisiert, oder wenn alle Gewalten aus wunderbaren Gründen zufällig ein- und demselben Programm huldigen. In beiden Fällen dürfte Diktatur, Verteidigungszustand oder eine ähnliche außergewöhnliche Situation vorliegen. Geopolitik ist dann nichts anderes als die ideologische Verdeckung dieser meist innerstaatlich gewaltsamen Prozesse (vgl. Heinrich 1991). Auch die euphorische Begrüßung des kulturell reanimierten Nationalstaates durch die neuen Geopolitiker (beispielsweise bei Wolkersdorfer 2001, S. 52, 53) ändert nichts daran: Sie unterschlägt unter anderem, dass die Basisgröße für den Nationalstaat nicht von den genuin politischen Gewalten Exekutive, Legislative und Judikative getragen wird. Dafür sind diese drei Strukturen in Demokratien zu stark wahlabhängig. Die Basisstrukturen werden in der Regel durch die dauerhaftere administrative Gewalt getragen. Ihr Programmraum, der Administrativraum, ist eine Projektion öffentlich-rechtlicher Ordnungsansprüche auf geometrisch abgegrenzte Flächen und alles, was darauf an menschlichen Aktivitäten stattfindet. Dieser Administrativraum reicht aus, um die meisten politischen und planerischen

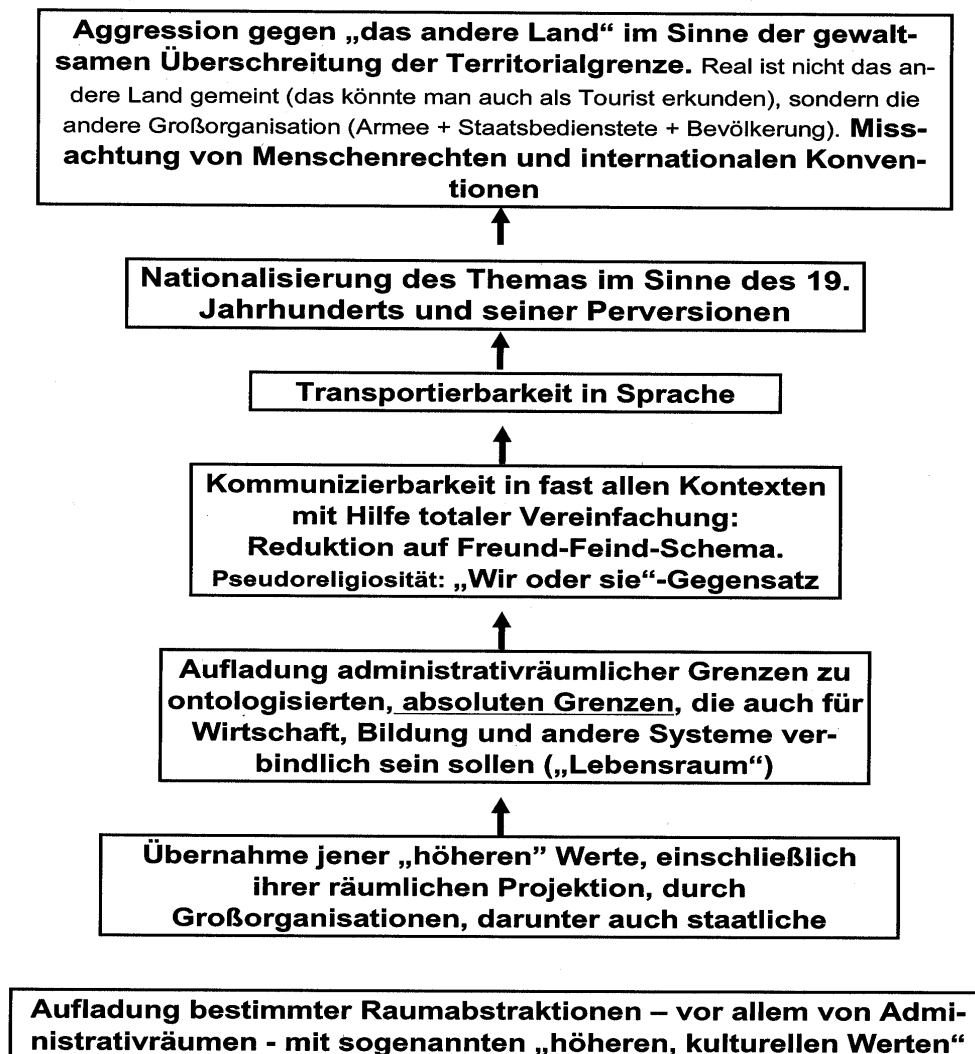


Abb. 2: Raumabstraktionstyp Vaterland: Geopolitisierung zur Erzeugung von Massenaggression („Umkehrung“ der räumlichen Abstraktion, d. h. von abstrakten politischen oder sozioökonomischen Zielen hin zur physisch-räumlichen Aktivität)

Prozesse zu tragen oder zu domestizieren. Die Transformation des staatlichen Administrativraums in ein aggressionsträchtiges „Vaterland“ ist kein automatischer Prozess, sondern bedarf besonderer organisatorischer Anstrengungen in Militär, Geschichte,

Geographie, Schule, Sport und anderen Strukturen (vgl. Klüter 1986, S. 128 ff.; 2000b, S. 46-49). Vaterland kann als Projektion des Glaubens der Bürger an die Integrität des Staates

Abb. 3: Politische Gewaltenteilung in modernen Gesellschaften

Gewalten:	Legislative	Exekutive	Judikative	Administrative	Kriminelle Gewalt	Lobbies, Pressure groups		
	G e w a l t					Kooperative Gewalt	Ökonomische Gewalt	Kommunikative Gewalt
Teil-system	Parlamente Bürgerschaften Gemeinderäte	Regierung Magistrat Bürgermeister	Gerichte	Berufsbeamten in nachgeordneten Verwaltungen, Regierungen und Behörden	Negative Normen-parallelisierung aus Teilsystemen mit schwer kontrollierbaren Ansprüchen	Unternehmerverbände und gesellschaftliche Gruppen: Parteien, Sportverbände, etc.	Unternehmen	Presse Nachrichtenagenturen, Fernsehen Radio
Personal-selektion	Wahlen	Wahlen	Emennung, häufig auf Lebenszeit		Diskriminierte Abweichler	je nach Satzung	je nach Kapital-u. Organisationsinput	Angestellte, Zeitverträge
Themen-selektion	öffentlich	teilweise öffentlich	öffentlich	geschlossen	geschlossen, Verbote in legalen Systemen	Geschlossen		Output öffentlich
Zeithorizonte Periodisierung	Legislaturperioden (kurz- bis mittelfristig)	Wahlperioden (kurz- bis mittelfristig)	Pensionierung der Stelleninhaber (langfristig)		Prozeßbezogene Kompetenz (flexibel)	Organisatorische Kompetenz (mittel- und langfristige)	nach Kapitalausstattung und Leistung	diffus (kurzfristig)

Entwurf: H. Klüter 1997

auf dessen Administrativraum zur Erzeugung latenter Aggressivität („Vaterlandsliebe“) nicht über normale politische Mechanismen vermittelt werden. Glaube, also religiöser oder pseudoreligiöser Input, ist notwendig, um die gewünschten Aggressionen aufzubauen. „Im Raum oder in der Sprache über Raum ist eine Archäologie der Macht kodiert, die je nach Kontext Ziel, Transmissionsriemen, Manipulationsinstrument und anderes sein kann und die sich nicht in Physiognomie und Funktion, sondern in Symbolisierung und Bedeutungszuschreibung äußert.“ (Reuber, Wolkersdorfer 2003, S. 48). Diese Anweisung zum Stri-

cken effizienter Ideologien kann nur für die Raumabstraktion „Vaterland“ gelten und sollte der Propaganda vorbehalten bleiben. Wenn sie dazu genutzt wird, die „Kulturgeographie als eine spezifische Form von Wissen und Macht“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003, S. 8) zu etablieren, dann wird Geographie wieder zur opportunistischen Ideologiefabrik. Erst die nachhaltige Vermischung der normalen, friedlichen Abstraktionen Administrativraum und Heimat mit der eher dem Ausnahmezustand zuzuordnenden Abstraktion „Vaterland“ produziert Geopolitik. Geopolitik ist somit der klassische Archetyp der absichtlichen Vermischung grundverschiedener Analysekatoren unter dem Label „Kultur“ für ideologische Ziele.

Es ist an der Zeit, Kultur als Ordnungshypothese über Raum kategorisch zurückzuweisen – und zwar dorthin, von wo sie kam: in die Geschichtswissenschaft. Dort hatte der Kulturbegriff schon immer einen Stamplatz, und zwar als periodisierende Erfassung einer gesellschaftlichen Entwicklung. „Anscheinend operiert Kultur so, dass sie in die Vergangenheit Unterscheidungen hineinliest, die dann Rahmen liefern, in denen die Zukunft oszillieren kann. Die Unterscheidungen geben Formen an, die bestimmen, was von etwas Bestimmtem aus die ‚andere Möglichkeit‘ wäre.“ (Luhmann 1997, S. 592) Auch dieser Kulturbegriff spiegelt demnach eher die Selektionsstrategien des periodisierenden Subjekts wider als das, was zu vergangenen Zeiten geschehen ist.

Der Import aus der Geschichtswissenschaft in die damals noch junge Geographie geht auf Ritter und Ratzel zurück. In einer merkwürdigen Angst versuchten sie, auf diese Weise dem Horror vacui zu entgehen. Ratzels Satz: „Im Raume lesen wir die Zeit“ impliziert, dass die Kategorie „Zeit“ damals schon reichlich inhaltlich „gefüllt“ war. Ratzels Ansatz verstellte den Blick darauf, dass mit Raum Umgebung strukturiert, berechenbar bzw. verwaltbar und erschließbar gemacht wird. Eine Korrektur Ratzels erfolgte bereits 1898 durch Felix Hausdorff, der den geschichtlich ontologisierten, „fotografischen“ Raum-begriff ablehnte:

„...die Starrheit gewisser Naturkörper ist nicht eine aus räumlichen Messungen abgeleitete Tatsache, sondern eine den räumlichen Messungen zugrunde liegende Voraussetzung. Ursprünglich heißt es nicht: Körper sind starr, die zu verschiedner Zeit gleiche Raunteile erfüllen, sondern: Raunteile sind gleich, die derselbe starre Körper zu verschiedenen Zeiten ausfüllt.“ (Hausdorff 1898, S. 101)

„Ich darf hiermit wohl den Beweis, soweit er sich erbringen lässt, als erbracht ansehen, dass es keinen absolut realen Raum von tatsächlicher Konstitution gibt, die von unseren Sinnen einfach realistisch abfotografiert würde; denn bei Umformung dieses Raumes und entsprechender Umformung der ihn erfüllenden physischen Körper bleibt unser Bewusstseinsbild unverändert. Es lässt sich stets ein Verhalten der starren Naturkörper, die unsere Maßstäbe bilden, ersinnen, wobei die Messungen ein von der „Wirklichkeit“ völlig verschiedenes Resultat ergeben; es sind eben die Messungen und nicht diese Wirklichkeit „maßgebend“. Nennen wir jene Raummessung, die auf Voraussetzungen über Starrheit und freie Bewegung fester Körper beruht, die physische Geometrie, die andere, im hypotheti-

schen absoluten Raume angestellte die transzendente, so können wir das Gesagte dahin zusammenfassen, dass die transzendente Geometrie überflüssig ist, wofern sie der physischen beistimmt, unbrauchbar, wenn sie ihr widerspricht.“ (Hausdorff 1898, S. 105)

Es fällt auf, dass Hausdorff den „realen“ Raum der klassischen Geographie bereits „transzendental“ nennt, während der mathematische Raumbegriff, der auch in der Systemtheorie nutzbar ist, als „physische Geometrie“ beschrieben wird. Doch mit dieser Diktion drang Hausdorff seinerzeit nicht durch. Ratzel war etabliert. Man las Hausdorff nicht. Wie attraktiv die Ratzelsche Formel heute wieder ist, kann man in dem in seiner Rückwärts-gewandtheit bizarren Buch des Historikers Karl Schlögel (2003) nachlesen, das jene Formel als Titel nutzt. Peinlicherweise blendet Schlögel in dem nahezu enzyklopädisch angelegten Buch nicht nur Hausdorff, sondern die gesamte physisch-mathematische Diskussion des Raumbegriffs aus. Und das, obwohl die Erstellung von Karten eines von Schlögel's Hauptthemen ist. Unklar bleibt bei ihm, warum der Historiker anderen historischen Quellen wie Urkunden, Chroniken, Dokumentensammlungen so sehr misstraut, dass er die Geschichte lieber symptomatologisch im Raum liest, also gefiltert durch die Selektion der durch Kartenzeichner, Geographen und Architekten. Quellenkritik scheint in der kulturologisch überformten Geschichtsschreibung keine große Stärke zu sein. Übrigens wird auch die Sozialgeographie von 1960 bis heute bis auf wenige überwiegend englischsprachige Autoren völlig unterschlagen. Der für die deutsche Raumdiskussion so wichtige Kieler Geographentag von 1969 hat bei Schlögel (2003) noch nicht stattgefunden.

6 Räumliche Abstraktion als Ordnungsstrategie über „Kultur“?

Die Argumentationen der vorigen Abschnitte zeigen, dass die klassische geographische Methodik zum Themenfeld Kultur an zwei Punkten erweitert werden muss:

1. Kulturgeographie war und ist nicht in der Lage, eindeutige Algorithmen zur territorialen Grenzziehung darzulegen – vor allem dort, wo es um Kultur geht. Wo liegt eine Grenze zwischen unterschiedlichen Aktivitäten/Indikatoren sozialer Gruppen vor und ab wann ist eine solche Grenze Kulturgrenze? Die Kriterien variieren je nachdem, was dem einzelnen Forscher als Symptomatologie einfällt.
2. Die Positionierung der Geographie auf der Rezipienten- oder Interpretatorensseite von „Kultur“ greift zu kurz. Auch Erzählungen darüber, wie die Kultur über die Erde geht (vgl. Hettner 1929), imaginieren eine Neutralität, die in dieser Form nicht stimmt.

Hettners Buch zeigt deutlich, dass schon damals die Geographie auf der Produzenten-seite von „Kultur“ stand. Gerade die nach 1. problematische räumliche Abgrenzung, die Bindung an Territorien, war und ist ein Mittel, den Realitätseindruck von Kultur(-Ideologie) zu verstärken.

Doch zu welchem Zweck? Die Anonymisierung organisierter Fremdsteuerung unter dem Label kultureller Werte und Normen wurde bereits erwähnt. Durch die Aufwertung

Typen sozialer Systeme	Selektion durch	Stabilisierung durch	Zeithorizont	Mindestanforderung räumlicher Abstraktion	Struktur der Raumabstraktion	Anwendung auf Beispiele aus dem Themenfeld "Kultur" (vgl. Text)
Interaktion	Anwesenheit	Personen, Themen	sehr kurzfristig	Kulisse	Ordnungsrelationen über bestimmte Umweltelemente	a) Kontingenzvernichtung b) Kult des Individuums - "Vergessen" der Interaktion
Organisation	Mitgliedschaft	1. Stellen 2. Mitgliedschaftsregeln, 3. Entscheidungsprämissen (Programm)	Entwicklung: • Vergangenheit: Geschichte, Tradition, • Gegenwart: Entscheidung • Zukunft: Planung	Programmraum	Topologische bzw. geometrische Abbildung bestimmter Umweltelemente; adressatenspezifische Exaktheit	a) Differenz von Selbst- und Fremdsteuerung. Kombination der beiden Elemente vor allem durch Raumabstraktionen b) Bildungs-, Museums-, Theater-, Denkmalinfrastruktur
Gesellschaft	kommunikative Erreichbarkeit	Heute: funktionale Differenzierung in neue Teilsysteme	Evolution	Sprachraum	Areale von Gültigkeits-, Verstehbarkeits- und Verwendungsspektren	a) technische und sprachliche und soziale Erreichbarkeit b) ontologisierte "Kulturgrenzen"

Programmraum = für mehrere Adressaten standardisierte Modellkulisse

H. Klüter

Abb. 4: Räumliche Abstraktion (Sachdimension) im Themenfeld Kultur

des Norm-Handelns werden andere Handlungsmöglichkeiten ausgeschlossen. „Denn von ‚Kultur‘ als einem eigenständigen Gegenstandsbereich im Unterschied zu ‚Natur‘ spricht man erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zwar in Reaktion auf zunehmend universalistische, historische und regionale Vergleiche, die Extremfälle (die ‚Wilden‘, vorbiblische Zeiten) einbeziehen und das Material unter dem Gesichtspunkt von für Menschen notwendiger ‚Kultur‘ aufbereiten.“ (Luhmann 1997, S. 587, 588). Abb. 4 zeigt einige Differenzierungen zum Themenfeld Kultur in Bezug auf die sachdimensionalen Raumabstraktionen, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

Die in der oben angesprochene Kontingenzvernichtung durch eine bestimmte Art Kultur ist in der Ökologie längst bekannt: Die Artenvielfalt auf Getreideäckern ist geringer als in Eichen-Buchen-Wäldern. Sie gilt nicht nur für „natürliche“ Kulissen, sondern auch für städtebauliche. Luhmann verallgemeinert sogar auf Interaktionssysteme insgesamt: „Kultur verhindert ... die Überlegung, was man anstelle des Gewohnten anders machen könnte.“ (Luhmann 1997, S. 588). Während vor dem Ersten Weltkrieg deutsche Einfamilienhäuser in vielen regionalen und baulichen Varianten errichtet wurden, herrscht heute in

dieser Beziehung eine Eintönigkeit, die die Himmelsrichtungen vergessen lässt. Ob Nord-, Süd-, West- oder Ostdeutschland – die Kulissennormierung erreicht vor dem Hintergrund ungenutzter Kontingenzen nahezu totalitäre Dimensionen. Kulissen dieser Art könnte man nach bestimmten kulturellen Einflüssen differenzieren. Ungelöst bleibt dabei die Frage, warum Nivellierung und Anpassung eintreten. Unter Rückgriff auf Organisationen lässt sich die Frage zumindest teilweise beantworten: Bausparkassen, Bauaufsicht mit ihren Standards, aber auch Fernsehsender mit ihren Serien werben direkt oder indirekt für einen ganz bestimmten Wohntyp, und dies so intensiv und listig, dass nur wenige Massenvarianten in Deutschland den Wettbewerb überleben. Der Frage nach kulturellen Normen und Werten sollte zunächst die analytische Differenzierung in Fremd- und Selbststeuerung vorausgehen.

Organisationen sind in ihrer innerbetrieblichen Arbeitsteilung dann erfolgreich, wenn die Kombination von Fremdsteuerung und Selbststeuerung zum Hintergrundrauschen der gewünschten Aktivität wird. Die Fremdsteuerung gibt einen bestimmten Impuls, die eigentliche Aktivität wird als Selbststeuerung durchgeführt. Der Auftrag einer Dienstreise von A nach B kann aus zwei Zeilen bestehen. Die Umsetzung übernimmt der Fahrer anhand einer Straßenkarte. Dieser geringe Umfang an Fremdsteuerung reicht aus, um eine komplizierte Transportleistung abzurufen. Raumabstraktionen kombinieren Fremdsteuerung und Selbststeuerungskapazitäten in einer Weise, die komplizierte Befehle, aufwendige Hierarchien und entsprechende Kontrollen überflüssig machen. Unter diesem Aspekt ist die Steuerung über räumliche Orientierungen für Organisationen eine sehr erfolgreiche, kostensparende Strategie. Das organisatorische Apriori von Raumabstraktionen kommt dabei zum Zuge: Die Erstellung dauerhafter Raumabstraktionen ist nicht individuell, sondern nur durch Organisationen möglich. Nur spezialisierte Organisationen verfügen über die finanziellen, analytischen, drucktechnischen Instrumente, Fachkräfte und Vertriebsmittel, um Raumabstraktionen zu erzeugen und zu vervielfältigen. Unter diesem Aspekt ist die kulturgeographisch penetrante Reflexion auf das Individuum oder auf das Gattungswesen Mensch nicht zielführend, weil es keinen Einfluss auf die Produktion dauerhafter Raumabstraktionen hat. Oder: Sie ist eine weitere Strategie, die Fremdsteuerung durch Organisationen zu verschleiern. Die aufrichtiger geographische Bezugsgröße wäre hier der Programmraum, der seine Strukturierungs- und Abgrenzungskriterien aus den Programmen von Unternehmen, Behörden und anderen Organisationen bezieht.

Eine ähnliche Gedankenfigur gilt für „Kultur“. Auch der Kultur ist das Individuum machtlos ausgeliefert. Es hat keinen Einfluss darauf, was in den Kultur-Kodex aufgenommen wird. Darüber entscheiden Organisationen. Nicht die einsamen, kreativen, unverstandenen Literaten/Künstler/Komponisten sind Kulturschaffende, sondern diejenigen, die für Verlage, Fernsehen und andere Medien über sie und vieles andere urteilen. Das organisatorische Apriori gilt somit auch für die Kreation von Kultur.

Geographie muss auf diese Situation als Organisations- und Informationswissenschaft antworten. Zwecksetzung ist dann nicht mehr Erd- oder Kulturbeschreibung, sondern die

Erzeugung räumlicher Orientierung bestimmter Adressaten. Die Nachfrage nach Orientierung wächst mit der zunehmenden Mobilität von Menschen, Gütern und Maschinen und der Vielfältigkeit von Informationsströmen.

Je komplexer soziale und ökonomische Orientierungen ausfallen, und je zeitaufwendiger sie dechiffriert werden müssen, desto größer ist die Nachfrage nach ihrer Übersetzung in vereinfachende und leichter zu dechiffrierende räumliche Orientierung.

Träger der Nachfrage sind vor allem Unternehmen und Behörden, die verschiedenartige Aktivitäten gleichzeitig in effektiver Arbeitsteilung koordinieren, steuern und miteinander kompatibel machen müssen. Die fortschreitende Monetarisierung früher unentgeltlich erbrachter Güter und Leistungen erhöht den Organisationsbedarf um ein Weiteres. Damit ist die derzeitige Nachfragesituation umrissen: Der Markt hat einen derart großen Bedarf an synchronisierenden Strategien, dass er auch Schwaches, Unfertiges oder Wiederaufgewärmtes schluckt. Das ist die Konjunktur, auf der auch „neue“ Kulturgeographie, „cultural“ und „spatial turn“ reiten.

Richtiger wäre es, wenn Geographie sich direkt an der Produktion und Perfektionierung von Synchron-Modellen über soziale, technische und/oder sonstige Systeme beteiligt. Diese Modelle

- nutzen für sich die Abstraktion von Zeit und Mobilität (vgl. Abb. 1),
- werden in ihrer Selektivität von den Adressaten selten hinterfragt,
- verlangen den Adressaten hochgradig induktive Schlüsse von bekannten auf unbekannte Systemumgebungen ab (und trainieren sie von der Schule an dahin),
- liefern Sicherheiten für das Agieren in unbekanntem oder das Kommunizieren über unbekannte Systemumgebungen,
- ersetzen die soziale durch räumliche Orientierung (an aufgestellten oder interpretierten Signalen/Markierungen),
- erlauben es somit, Mobilität und andere Aktivitäten durch höchstmöglichen Rückgriff auf Selbststeuerungskapazitäten organisiert fremd zu steuern,
- sichern die Organisationssysteme vor den Gefahren, die durch unkontrollierte (anarchische) Mobilität von Personen und Technik entstehen können.

Der letzte Punkt besagt, dass „kulturelle“ Kontingenzbeschränkung des Handelns Programmpunkt in Organisationen sein kann: Ist ein Ort nicht auf der Karte verzeichnet, kann man nicht dorthin fahren.

Diese Modelle werden auf eine bestimmte Programmdauer für weitreichende Steuerungsprozesse eingesetzt und substituieren reale, befehlende Kommunikationsakte durch indirekte disperse Information, die vom Adressaten aufgenommen wird oder werden muss. Haupteinsatzbereich der Modelle ist die Schnittstelle zwischen sozialen und technischen Systemen. Mit Hilfe räumlicher Orientierungen lassen sich soziale Systeme mit Wahrscheinlichkeitserfolgen steuern, die sonst nur aus der Automatisierung bekannt sind. Somit kann man mit Hilfe jener Synchron-Modelle soziale Steuerungsprozesse automatisieren.

Die reale oder ideelle (modellhafte) Bindung sozialer Systeme an Territorien (Adresse, Grundstücksbesitz) ist eins der wichtigsten Instrumente, einander widersprechende, konflikthafte Aktivitäten und Prozesse in Gesellschaft und Technik miteinander kompatibel zu machen. Die eine Aktivität wird an dem einen, die andere an einem davon entfernten Ort platziert. Die Planung von Kompatibilitäten ersetzt in komplexen urbanen Gesellschaften immer stärker die zielorientierten Strategien (vgl. Klüter 2002). Es geht immer weniger darum, qualitative oder quantifizierte Planziele zu erreichen, als vielmehr darum, Reibungen zwischen den einzelnen territorial gebundenen Aktivitäten so lange wie möglich zu vermeiden. Die Etablierung des Privaten auf immobilien Grundstücken oder in Wohnungen ist gleichzeitig eine großartige Idee zur Zählung des Individuums – das nun zum Schutz seines Grundstücks auf die Regulierung einer staatlichen Administration angewiesen ist und ihr dafür Loyalität zollt – also das Befolgen von geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der Gesellschaft.

Könnte es nicht ausreichen, Kulturgeographie um Organisationstheorie zu ergänzen? Wahrscheinlich nicht, denn die Entfernung zwischen beiden ist zu groß. In diesem Zusammenhang sei auf eine merkwürdige Koinzidenz verwiesen: Die Konjunktur des Cultural turn und der „neuen“ Kulturgeographie fallen in Deutschland mit einer drastischen Reduzierung an Kultur- und Bildungsinfrastruktur zusammen. Die reichste Gesellschaft, die in Deutschland je existiert hat, ist offenbar nicht in der Lage, die überkommenen Theater, Museen, Schulen und Wissenschaftseinrichtungen zu unterhalten. Anders ausgedrückt: die Mittelverteilung ist in eine derartige Schieflage geraten, dass die Gesellschaft von der Substanz lebt, d. h. zur Erhaltung und Erweiterung des privaten Wohlstands ihre eigene Infrastruktur „auffrisst“. In dem Sammelband „Kulturgeographie“ (Gebhardt, Reuber, Wolkersdorfer 2003) wird diese alarmierende Tendenz nirgends thematisiert. Die „neue“ Kulturgeographie erschöpft sich hier wie die alte in Belanglosigkeit. Diese Art des kulturellen Niedergangs kann nur erfasst werden, wenn man die Organisations- und Finanzierungsmechanismen analysiert.

Sind es dann nicht doch die anderen Normen und Werte, die die Entscheider dazu bringen, kulturelle und bildungsbezogene Infrastruktur abzubauen? Und über Sponsoring auf sehr teure Weise an anderer Stelle überflüssigerweise wieder aufzubauen? In den USA, Großbritannien und einigen deutschen Bundesländern werden kulturelle Einrichtungen in Mittel- und kleineren Großstädten ausgedünnt, während die Hauptstädte immer neue Institute, Museen und Festivals erhalten. Schon eine relationale Wirtschaftsgeographie müsste hier differenzierter antworten: Die Einbindung der Entscheider in regionale und überregionale Netzwerke setzt Wettbewerbsregeln, die in der einen Region Steuerersparnisse einfordern und in der anderen verstärkte Marktpräsenz durch Sponsoring stimulieren. Die Entscheidung über die Allokation von Infrastruktur geht von der Öffentlichen Hand an die Private. Auch das kann wiederum nur über organisatorische Bezüge – besser gesagt: organisierte Orientierungen und Zwänge – begründet werden, nicht über individuelle.

Könnte man dann nicht die räumliche Domäne des „Kulturellen“ auf die makro-

regionale Ebene beschränken? Ist Kultur nicht etwas, was nur dann funktioniert, wenn viele Organisationen sich daran beteiligen? Mit Hilfe des Luhmannschen Gesellschaftsbegriffs auf der Basis von kommunikativer Erreichbarkeit als Selektionskriterium und des Sprachraumbegriffs als Areal von Gültigkeits-, Verstehbarkeits- und Verwendungsspektren (Klüter 1986, S. 36 ff., S. 104 ff.; 1999, S. 191 ff.) müsste man auch dieses Feld reformulieren. Weite Teile der so genannten Differenzen zwischen Kulturen lassen sich in unterschiedliche Reichweiten von Sprachen, Teilsprachen und Codes (z. B.: Macht/Recht, Geld/Eigentum, Kunst, Liebe/Vertrauen, Glaube) auflösen. Da nach Luhmann moderne Gesellschaft sowieso sich zunehmend in funktionale Teilsysteme differenziert, wird es immer schwerer werden, Grenzen zu finden, die für alle verbindlich sein sollen. Art, Tiefe und Detailliertheit der Versprachlichung, beziehungsweise der Umsetzung in Codes können dabei stark variieren. Vor allem der Geld-Code, die Einbeziehung von gesellschaftlichen Aktivitäten in die Sphäre des materiellen Tauschs war und ist sehr verschiedenartig festgelegt. Erinnert sei an die abends in Moskau oder anderen Millionenstädten der damaligen Sowjetunion umherirrenden ausländischen Wirtschaftsdelegationen auf der Suche nach dem örtlichen Rotlicht-Viertel. Das gab es nicht. Man suchte es vergebens. Sexualität war in der sowjetischen Gesellschaft nicht monetarisiert. Zwar gab es wegen der starken ausländischen Nachfrage einige Subkulturen dieser Art in oder in der Nähe internationaler Hotels. Doch sie breiteten sich nicht aus. War das eine Grenze zwischen östlicher und westlicher Kultur? Keineswegs. Nach der Perestrojka verschlechterte sich die soziale Lage junger Frauen abrupt. Die Monetarisierung nach westlichem Vorbild setzte ein und schuf das bis dahin unbekannte Produkt „sexuelle Dienstleistungen“. West-Ost-Differenzen in der Art und Tiefe der Versprachlichung, Kodifizierung wurden abgebaut.

Warum operiert man aber dennoch immer wieder mit „Kulturgrenzen“? Wahrscheinlich handelt es sich um einseitig auflösbare, kalkulierbare Missverständnisse. Demaskierte Missverständnisse dieser Art sind dann nationale Stereotypen. Läge eine echte Kommunikationsgrenze vor, wie im Falle des Columbus, als er erstmals Amerika betrat, dürfte man keine Information haben, was auf der anderen Seite der Grenze anders ist. Die Exzesse der deutschen Ballermann-Kultur auf Mallorca (<http://www.ballermann6.de>) spielen genau mit diesem Missverständnis: Bestimmte Deutsche fühlen sich sicher, weil die in Deutschland üblichen sozialen Kontrollen aufgrund der „Fremde“ nicht greifen. Also nicht die Fremde ist unbekannt, sondern der betreffende Deutsche fühlt sich auf Mallorca unbekannt. Der Kulturbegriff stützt sich also nicht auf die ungewohnte, andersartige Umwelt, sondern auf die Selbstidentifikation des Individuums, das sich nicht anpassen möchte oder kann. Natürlich könnte man die Differenz von deutscher Seite auflösen und vor der nächsten Mallorca-Reise ein spanisches Gesetzbuch im Internet lesen und sich kultivierter benehmen. Doch genau das ist nicht gewollt.

Der Trennungskult ist keineswegs auf freizeitlebende Biertrinker beschränkt. In Mecklenburg-Vorpommern vergeht kaum eine deutsch-polnische Tagung, auf der nicht über die schwer zu überwindenden kulturellen Unterschiede zwischen den beiden Völkern

getuschelt wird. Das Tuscheln wird weitergehen: Nur 0,2% des erteilten Fremdsprachenunterrichts entfällt in dem nordöstlichen Grenzland auf Schüler, die Polnisch lernen (Englisch 70,7 %, Französisch 15,5 %, Russisch: 8,4 %, Latein: 3,6 %, Spanisch: 1,4 %, Schwedisch: 0,2 %). Die „kulturellen Unterschiede“ bedeuten schlicht, dass auf deutscher Seite kaum jemand eine polnische Zeitung lesen kann. Es gibt einige wenige Schulen, die das Polnische als normale Fremdsprache behandeln und entsprechend erfolgreich vermitteln. Aber auf Landesebene fehlt offenbar der politische Wille dazu. Der Rückgriff auf „kulturelle Normen, Werte und Traditionen“ und andere Allgemeinplätze hat dann die Funktion, die Einflüsse von Organisationen (in diesem Fall der Regierung) zu anonymisieren.

Wird die deutsch-polnische Grenze damit zu der absoluten, also für alle Teilsysteme der Gesellschaft gültigen Territorialgrenze, die die Geopolitik so dringend benötigt? Natürlich nicht. Der Hinweis auf die pauschale Andersartigkeit von Kultur scheint eher ein Indikator für die Grenzen des Wissens des erkennenden Subjekts zu sein. Oder: der Verweis auf „kulturelle Differenzen“ in einer Analyse ist in der Regel ein Hinweis darauf, dass der Autor nicht mehr weiter weiß. Schon daher ist es nicht ratsam, dem „Beobachter“ wissenschaftstheoretisch einen Sonderstatus zuzubilligen. Wenn er unter Zeit-, starkem Programm- oder Nachfragedruck steht, erzeugt ein Wissenschaftler ähnlich suboptimale Produkte, wie andere unter Druck gestellte Erwerbstätige auch.

Geopolitik als Glaube an die absolute Territorialgrenze ist unter diesem Aspekt nicht viel mehr als die intellektuelle Verweigerung, auf die Organisationen, die diese Grenze für ihre Kompatibilität mit anderen Systemen nutzen, nicht einzugehen. Im Zeitalter von Rundfunk, Satellitenfernsehen und Internet ist das absurd. Es kann keine absoluten, sondern nur funktionale – also für bestimmte Teilsysteme der Gesellschaft gültige und von bestimmten Klientelen akzeptierte – Territorialgrenzen geben.

Das bedeutet, dass Unterschiede zwischen nationalen Gruppen nicht ontologisch als Eisberge aus den Kulturen der Vergangenheit in die Gegenwart ragen, sondern mit einem ähnlichen Vergleichsinstrumentarium hinterfragt werden müssen, wie andere innergesellschaftliche Unterschiede auch. Sie können mit Hilfe funktionaler Äquivalenzen oder anderer sozialwissenschaftlicher Strategien geklärt werden. In besonderer Weise gilt das für die wissenschaftlichen Beobachter solcher Unterschiede. Denn angesichts des technisch möglichen Zugangs zu Informationen über Internet und andere Medien in fast allen Sprachen und des immer größer werdenden Überangebots an Information gewinnt die Selektionsstrategie über das, was der Forscher wissen, und das, was er nicht wissen möchte, immer größere Outputrelevanz. Das gesellschaftliche Teilsystem Wissenschaft kann vielleicht auch heute noch als Netzwerk zwischen Organisationen von Hochschulen, Forschungsinstituten und ähnlichen Einrichtungen verstanden werden. Für Informationsströme reicht das Netzwerkmodell nicht aus. Hier bedarf es eines Radiomodells: Jemand erzeugt Information und muss sich damit abfinden, dass sie über sprachräumliche Strukturen wie von einem Sender ausgehend durch evolutionisierende technische Reichweiten immer weiter getragen

wird. Ubiquitarität scheint machbar. Die soziale Reichweitenbegrenzung scheint senderseitig in einem Maße aufgehoben, dass weltbürgerliche Enthusiasten immer wieder in Euphorie geraten. Sie vergessen, dass die Empfänger-Kapazitäten umso stärker begrenzend wirken. Das Nicht-Lernen-Wollen im (o. g. Sinne) der Ballermann-Anhänger, der Kulturontologen oder Geopolitiker, das Nicht-Lernen-Dürfen in Schulen mit veralteten Programmen und übergroßen Klassen und das Nicht-Lernen-Können aufgrund von Exklusion aus gesellschaftlicher Kommunikation sind die Limitationen, und damit auch Problemfelder, denen sich die Sozialwissenschaften, einschließlich der Sozialgeographie, stellen sollten.

7 Zusammenfassung

Gerade in einer komplexer werdenden Gesellschaft scheint der Kulturbegriff als Dach für das, was von dieser Gesellschaft als verstehenswert, erhaltenswert und förderfähig gilt, immer attraktiver zu werden. Das Lesen dieser Kultur im Sinne einer Symptomatologie passt exakt in die landschaftliche Indikatorenlehre der Kulturgeographie, in der das altbekannte Gattungswesen „Mensch“ in Gestalt seines selbst ernannten Stellvertreters, des Geographen, die Landschaft für sich erschließt. Nicht lesbare Inhalte werden ausgeschlossen – vor allem organisatorische Bezüge. Die Konzentration auf „Beobachten“ und „Erzählen“ macht die streitbaren Aktivitäten „Analysieren“ und „Planen“ der Sozialgeographie obsolet und versetzt in eskapistischer Manier den geneigten Leser in das kulturvolle Arkadien, das ihm immer schon vorschwebte.

Am Beispiel der neuen Geopolitik wurde gezeigt, wie selektiv und letztlich tautologisch jene Erkenntnisstrategie aufgebaut ist: Mehrere Raumabstraktionstypen werden unentwirrbar miteinander vermischt, Sprach- und Code-Grenzen werden zu Kulturgrenzen stilisiert. Alte, gern gesehene Feindbilder werden latent gehalten. Die textlichen Nähen von Geopolitik und Kulturgeographie und ihre Nutzung für das politische Lager-Denken sind verräterisch. Die Abgrenzung der einen „Kultur“ von der anderen korreliert häufig mit den oft ungenügenden Fremdsprachenkenntnissen der Autoren, die es ihnen und den Lesern gestatten, sich in dem fremden Land wie in einem Zoo zu bewegen. Dort, wo Kultur über die periodisierende Geschichtsschreibung (Epoche) oder die Erfassung einer Bildungs-, Denkmals- und Unterhaltungsinfrastruktur hinausgeht, wird sie in der Geographie zu einer Selbstbeschränkung der Analyse:

1. Man lässt die organisatorischen Bedingtheiten einer sachbezogenen oder territorialen Grenze außer acht.
2. Man schaut absichtlich nicht hinter eine territoriale Grenze – oder verringert für die Betrachtung der anderen Seite die Tiefenschärfe.
3. Man bindet Informationen, Aktivitätenspektren, Sprachen und Austauschmöglichkeiten in prämoderner Form nach dem Modell der Raumabstraktion „Grundstück“ an ein Territorium, ohne ubiquitäre Mechanismen wie Massenmobilität,

Internet, Fernsehen und ihre Bearbeitung in anderen Raumabstraktionen zu berücksichtigen.

Damit ist der Gebrauch jener „Kultur“ in der Wissenschaft selbst Symptom einer Problemlage und muss sozialwissenschaftlich, d. h. auch sozialgeographisch hinterfragt werden.

Fruchtbarer erscheint die Umkehrung der Fragestellung, also die Auflösung kultureller Differenzen über Raumabstraktionen und die Programme ihrer Träger. Die von ihnen induzierte Fremdsteuerung, die über Raumabstraktionen vermittelt wird, ist oft so stark, dass es Sinn macht, sie unter Rückgriff auf „kulturelle Normen und Werte“, „Lebensformen“, „Traditionen“ und andere Allgemeinplätze zu anonymisieren. Für die Erzeugung von Raumabstraktionen und Kultur gilt somit ein organisatorisches A Priori. Sie lassen sich nicht von Individuen produzieren. Wenn Geographie Probleme dieser Art aufarbeiten will, kann sie das nur als Organisations- und Informationswissenschaft.

Die territoriale Kulturgrenze ist demnach bestenfalls eine sprachräumliche oder Code-Grenze. Unter heutigen Informationsbedingungen mit Internet, Fernsehen und anderen grenzunabhängigen Medien sind absolute Territorialgrenzen, die für alle gesellschaftlichen Teilsysteme gelten sollen, unrealistisch. In der Regel sind „Kulturgrenzen“ konstruierte, einseitig auflösbare, kalkulierbare Missverständnisse. Demaskierte Missverständnisse dieser Art sind nationale oder kulturelle Stereotypen. Nur funktionale Grenzen sind denkbar. Sie müssen auch funktional, und damit sozialwissenschaftlich analysiert werden.

Geographie sollte sich daher von der Kultur-„beschreibung“ distanzieren und sich verstärkt mit der Erzeugung und dem Gebrauch von Raumabstraktionen für Organisationen befassen. Raumabstraktionen gestatten äußerst effektive Verbindungen von Fremd- und Selbststeuerung. Der Pauschalverdacht, Fremdsteuerung würde durch kulturelle Normen und Werte erzeugt, ist heute nicht mehr haltbar. Denn für große, stark arbeitsteilige Organisationen werden räumliche Synchron-Modelle zunehmend notwendig, um die wachsende Eigenkomplexität zu bewältigen und für andere Systeme operationabel zu kanalisieren. Diachronmodelle (mit Kausal- und Finalerklärungen) sind für die Steuerung großer Systeme zu umfangreich, zu aufwendig. Das bedeutet, dass immer mehr soziale und ökonomische durch räumliche Orientierungen, und somit durch weitere nicht zu hinterfragende, automatisierte Fremdsteuerung ersetzt werden muss. Von Kultur bleibt dabei wohl nur noch die Imagination, die Umwelt entspräche dem eigenen Wissen.

Literatur

Claval, Paul 2001: Geography and culture today. In: IGU study group: The cultural approach in geography. Newsletter Nr. 6. S. 1-8.

Geertz, Clifford 1973: The interpretation of cultures. Selected essays. New York.

Falter, Reinhard, Jürgen Hasse 2002: Geographie und das Mensch-Natur-Verhältnis. In: Erdkunde 2002, Bd. 56/2, S. 81-94.

- Gebhardt, Hans 2003: Bilder der Erde – Weltbilder in geographischer Sicht. www.geog.uni-heidelberg.de/anthropo/mitarbeiter/gebhardt/weltbilder.pdf (eingesehen am 11.10.2005)
- Gebhardt, Hans, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer (Hg.) 2003: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Berlin, Heidelberg.
- Gebhardt, H., P. Reuber, G. Wolkersdorfer 2004: Konzepte und Konstruktionsweisen regionaler Geographien im Wandel der Zeit. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 78, H. 3, 2004, S. 293-312.
- Habermas, Jürgen 1983: Theorie kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.
- Hard, Gerhard 2002: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 1 (Osnabrücker Schriften zur Geographie, Band 22) Osnabrück.
- Hard, Gerhard 2003: Dimensionen geographischen Denkens. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 2 (Osnabrücker Schriften zur Geographie, Band 23) Osnabrück.
- Hausdorff, Felix 1898: Das Chaos in kosmischer Auslese. Erschienen unter dem Pseudonym Paul Mongré. Leipzig.
- Heinrich, Horst-Alfred 1991: Politische Affinität zwischen geographischer Forschung und dem Faschismus im Spiegel der Fachzeitschriften. (Giessener Geographische Schriften 70) Giessen.
- Hettner, Alfred 1929: Der Gang der Kultur über die Erde. 2. Auflage. Berlin, Leipzig.
- Huntington, Samuel P. 1996: Der Kampf der Kulturen. The Clash of Civilizations. München, Wien.
- Klüter, Helmut 1986: Raum als Element sozialer Kommunikation. (Giessener Geographische Schriften 60) Giessen.
- Klüter, Helmut 1999: Raum und Organisation. In: Peter Meusburger (Hg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart. S. 187-212.
- Klüter, Helmut 2000a: Regionale Kommunikation in Wirtschaft und Politik. In: Informationen zur Raumentwicklung 2000, Nr. 9/10: 599-610.
- Klüter, Helmut 2000b: Räumliche Aspekte von Transformationsproblemen aus systemtheoretischer Perspektive. In: Europa regional 2000, Nr. 3/4: 35-51.
- Klüter, Helmut 2002: Raum und Kompatibilität. In: Geographische Zeitschrift 90, 2002. Heft 3 + 4, S. 142-156.
- Klüter, Helmut 2005: Geographie als Feuilleton. Anmerkungen zu dem Buch „Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen“. Hg.: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer. Berlin, Heidelberg 2003. In: Berichte zur deutschen Landeskunde. Bd. 79, H. 1, 2005, S. 125-136.
- Lexikon der Geographie. 4 Bde. Berlin 2002. Hg.: Ernst Brunotte et al.
- Lossau, Julia 2003: Geographische Repräsentationen – Skizze einer anderen Geographie. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 101-111.
- Lotman, Jurij M. 1972: Die Struktur literarischer Texte. München.

- Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1 und 2. Frankfurt.
- Reuber, Paul, Günter Wolkersdorfer 2003: Geopolitische Leitbilder und die Neuordnung der globalen Machtverhältnisse. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 47-65.
- Schlögel, Karl 2003: Im Raume lesen wird die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien.
- Strüver, Anke 2003: „Das duale System“: Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Identitätskonstruktionen aus feministisch-poststrukturalistischer Perspektive. In: Hans Gebhardt, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003, S. 113-128.
- Thabe, Sabine 2002: Raum(de)konstruktionen. Reflexionen zu einer Philosophie des Raumes. Opladen.
- Uhlig, Harald 1970: Organisationsplan und System der Geographie. In: Geoforum 1970, Heft 1. S. 19-52.
- Wolkersdorfer, Günter 2001: Politische Geographie und Geopolitik: Zwei Seiten derselben Medaille? In: Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer (Hg.): Politische Geographie. (Heidelberger Geographische Arbeiten, Band 112) Heidelberg.

»Den Namen von Autoren oder Lehrmeinungen kommt hier keinerlei substantielle Bedeutung zu. Sie indizieren weder Identitäten noch Ursachen.«

Derrida 1996 [1967], S. 176

Thomas Dörfler ■

Geographie und Dekonstruktion. Zu einem zeitgenössischen Missverständnis

Was tun, wenn nichts mehr geht?

Der Ort

Entgegen der oft anzutreffenden Auffassung, die hiesige Geographie tue sich vor allem dadurch hervor, daß sie im Vergleich zu internationalen Debatten bemerkenswert statisch und neuerungsresistent ein Eigenleben führt, machen sich in dieser Disziplin seit einigen Jahren Tendenzen bemerkbar, die diesem Fach neue inhaltliche Impulse vermitteln möchten. Dies geschieht hauptsächlich – und im Lichte ihrer Kritik wenig überraschend – in Form einer Integration angelsächsischer bzw. französischer Theorieangebote aus dem Umkreis des Poststrukturalismus. Auffallend genug, daß dies teils Jahrzehnte nach den Meilensteinen der einschlägigen Veröffentlichungen dieser Theorierichtung geschieht, so ist es noch verwunderlicher, mit welcher Verve die ProtagonistInnen jene älteren Positionen als Neuerung und Erweiterung der hiesigen geographischen Debatten verstanden wissen wollen (Hasse/Malecek 2000, S. 104 f.). Vor allem der Dekonstruktion und der Diskursanalyse werden dabei großes Wohlwollen entgegengebracht, nachdem deren große Zeiten bereits Geschichte zu sein schienen und Abgesänge auf Epochen lanciert wurden (Bohrer/Scheel 1998). Bei dieser Neuinszenierung werden zudem die einschlägigen postmodernen Chiffren mitunter äußerst inflationär gebraucht, so daß man sich als nüchterner, den Diskurs aus anderen Disziplinen wie den Gesellschafts- oder Literaturwissenschaften hinlänglich kennenden Leser schon fragen darf, woher diese Unruhe rührt.

Die Identifikation mit den als »neu« deklarierten Ansätzen geht dabei bisweilen soweit, daß die Exaltierung eines habituellen Andersseins, mehr noch als die Verehrung der französischen oder angloamerikanischen HeldInnen selbst, die nüchterne und vor allem argumentative Auseinandersetzung zu scheuen scheint. Wichtig wird es dagegen in solchen Texten, von denen noch zu reden sein wird, den richtigen Stallgeruch zu besitzen, und der

macht sich vor allem im Gebrauch der korrekten Phrasen und Lebensüberzeugungen bemerkbar – bis hin zum »Derridismus«, wie ihn Heinz Kimmerle schon früh für die Rezeption der Schriften Derridas bemerkt hat (Kimmerle 1997, S. 12).

Meine These, die ich hier im weiteren entwickeln möchte, lautet deswegen folgendermaßen: Jene »neuen« Theorieangebote der Dekonstruktion oder der Diskursanalyse in der Geographie berufen sich zwar auf die Säulenheiligen des sogenannten Poststrukturalismus, der im übrigen eine deutsche Erfindung ist, lassen aber die genaue Kenntnis der Werke oft vermissen – wodurch es möglich wird, mit dem populären Verweis auf jene Denker (»mit Deleuze«, »Derrida's Dekonstruktion« etc.) sie gewissermaßen zu entsorgen, um im weiteren, außer durch Überzeugungstaten, keinerlei inhaltlichen Bezug mehr zu jenen Theorien entwickeln zu müssen. Stattdessen wird nicht selten ein Problemzusammenhang gemäß der eigenen Weltanschauung konstatiert, dieser einer »Dekonstruktion« unterzogen, um hernach das zu finden, was bereits das Ausgangsphantasma war: andere Ansätze denken einfach nicht anders genug.

Damit wird aber das begrüßenswerte und kritische Potential, das im Poststrukturalismus steckt, erheblich geschmälert bis unmöglich gemacht. Ein Beispiel soll die Argumentation abrunden, wie ein dekonstruktiver Begriff der Grenze als ein solch kritisches Element dennoch verfochten werden könnte.

Das Symptom

Auf sich aufmerksam macht man in aufmerksamkeitsüberfrachteten Zeiten v.a. durch Schlagworte und Unausgegrenztes, das im Gewande des Revolutionären oder Tabubrechenden daherkommt – das gilt mittlerweile für die kritische, wie auch für die konservative Seite. So lassen sich Diskurse proklamieren, ohne Folgen und Möglichkeiten eingehend abschätzen und ausformulieren zu müssen. An die Stelle fundierter Analyse tritt dann weltbildmäßige bis ideologische Überzeugung, und eine tiefgehende Argumentation wird durch das Vage ersetzt, das sich im flüchtigen Hinweis als das ganz Große erkennen lassen soll. So läßt sich denn in den einschlägigen geographischen Publikationen gerne lesen von einer »anderen Geographie«, die durch einen Richtungswechsel der Betrachtung möglich werden soll (Lossau 2002, S. 153 ff.), oder gar vom »anderen Denken«, das eine solch veränderte Theorieproduktion herbeizuführen vermag – als ließe sich eine vorhandene Problemlage einfach *new age*-mäßig »wegdenken« oder »umschreiben« (Lossau 2000b, Lossau 2002, S. 185 f.).¹ Auch das Präfix »neu« wird des öfteren vor sich hergetragen, um den mittlerweile etwas angestaubt klingenden geographischen Begrifflichkeiten neues Leben einzuhauchen (Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer 2003). Allein, was damit wirklich anderes bzw. neues in die Debatte eingeführt wird, bleibt meist vage oder wird durch falsche, oder zumindest mißverständliche Literaturangaben diskreditiert (vgl. Hahn 2004).

Schlimmer noch, wird doch an vielen Stellen ein regelrechter Methodenmix im negativen Sinne des Wortes gebraucht, dessen Paradoxien man am besten selber sprechen lassen sollte:

Als Gemeinschaft der Länder (Staaten), die den französischen Sprachgebrauch gemeinsam habe, sei die Organisation Internationale de la Francophonie (OIF) zunächst eine politische Gemeinschaft, die ihre Schwerpunkte jedoch auch als Kultur- und Wertegemeinschaft derart setze, dass sie mit der Differenz mondialisation vs. globalization eine[n] humaneren Kontrapunkt gegen die neoliberale amerikanische Globalisierung (gegen die amerikanische Kulturindustrie) institutieren [sic!] wolle. In diesem Sinne seien Sprache und Geopolitik eng verbunden, da gemeinsame Sprache als Einheit einer Differenz [sic!] betrachtet werden könne. G. schlug einen Zugang vor, der die Verbreitung und Stärkung von Sprache (Sprachpolitik) mit der Etablierung territorialer Macht verbindet. Dazu wird a) handlungstheoretisch auf die Akteure geschaut, die bei der Etablierung einer Organisation der Frankophonie mitwirken, b) eine inhaltliche Analyse der Beeinflussung nationaler Außenpolitiken durch Mitgliedschaft in der OIF angestrebt und c) die Frage gestellt, wie der Stellenwert der Organisation als Internationaler Akteur zu klären ist. Abschließend ist eine Dekonstruktion der Ideen und Bilder, die als frankophone Identität geschaffen und ggf. in politischen Auseinandersetzungen aktiviert werden, angestrebt.²

Wie man eine Akteursperspektive mit Außenpolitik mit Dekonstruktion methodisch zusammenbringen kann, das weiß wohl nur der Eingeweihte. Aber den mit Derrida vertrauten Menschen graut vermutlich vor solch einer Schlagstock-Dekonstruktion, die sich als Herzustellendes selbst ankündigt: Man führe sich einen Text Derridas vor Augen, der beginnt mit: »Im folgenden werde ich dies und jenes dekonstruieren.«

Auch eine Kritik an der »herkömmlichen« Diskursanalyse darf dabei nicht fehlen, die sich dann aber schon mal vergaloppieren kann, so daß sie jener unterstellt, was sie selbst gerade verbricht: Etwa durch die Behauptung, die »Intentionalität« der Texte bzw. ihrer Schreiber wäre der Inhalt einer solchen »herkömmlichen« Diskursanalyse gewesen, von der sich dann die »neue« (eigene) recht leicht abgrenzen ließe. Man darf natürlich gespannt sein, wo die AutorIn dieses Moment der Intentionalität ausmachte, sollte aber Foucault gemeint sein (der mit gutem Recht damit assoziiert wird), so muß man leider konzedieren: man hat davon nichts verstanden. Denn wer annimmt, Diskursanalyse widme sich irgendwelchen »subjektiven Aspekten« oder deren sich in Texten manifestierenden Äußerungen, der hat schlicht das Thema verfehlt, oder begeht, wie das herkömmlich heißt, Etikettenschwindel. Aber lassen wir auch hier die Texte selber sprechen:

Stärker konzeptionell bearbeitete M. das Thema der Renaissance bzw. Restrukturierung der Bahnhöfe, indem sie eine poststrukturalistische Diskursanalyse als adäquates methodisches Vorgehen vorschlug, das die bislang herrschende methodologische Unsicherheit der Diskursanalyse überwinden solle. (Herkömmliche) Interpretative wie strukturalistische Diskursanalysen böten einen verengten Blick, da sie kondensiert auf die sich in Texten mani-

festierenden Intentionalität von Autoren achteten bzw. Diskurse als textlichen Ausdruck überindividueller Strukturen ansähen. Damit könne die eigentliche Stärke beider Ansätze, nämlich Sprache als zentral bei der Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit anzusehen, nicht genügend zur Geltung kommen. Ein poststrukturalistisches Verständnis erlaube es hingegen, jeden Text als in einen spezifischen Kontext eingebunden zu sehen, der sowohl subjektive wie strukturelle Aspekte umfasse.³

Hier sieht man par excellence, was man als postmodernen *newspeak* bezeichnet könnte: meinen tut man Giddens' Strukturierungstheorie, aufpeppen muß man diesen langweiligen und hinlänglich durchexerzierten Ansatz aber mit einem »poststrukturalistischen« Jargon. Dieser wird dadurch zur Legitimation einer angekündigten methodischen Veränderung, die man tatsächlich aber nicht vollziehen muß (oder will): so entsteht alter Wein in neuen Schläuchen.

Der Jargon des Vermeintlichen, oder: vermeintliche Philosophie

Natürlich hält auch die Gender-Theorie Einzug im Gefolge einer solchen Veränderung der diskursiven Landschaft eines Faches, die aber leider am anfälligsten für Theoreme des »Ganz-Anderen«, der »Nicht-Identität« oder der »Kritik am Phallogentrismus« ist. Wie kaum eine andere Disziplin neigt diese (zumindest in der hier kritisierten Variante) dazu, jene Denkansätze, die sich den amorph konstatierten »Verschiedenheiten« (des Sexuellen, des Geschlechts, der Identitäten etc.) aus guten Gründen verweigern, zu diskreditieren. Besonders kapitalismuskritischen Ansätzen wird dieser Furor oft zuteil, weil die analytische Trennung von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, von Arbeit und Kapital in diesem Weltbild nicht sein darf. Welche Auswirkungen dies zumeist in bezug auf eine kritische Positionierung der Gender-Theorie hinsichtlich des Herrschaftskomplexes Subjekt, Arbeit und Produktion hat, ist hinlänglich bekannt – nämlich keine. Wichtig bleibt aber anzumerken, man habe nun »logozentristische« Weltbilder (den Marxismus, die Vernunft etc. pp.) »dekonstruiert« (vgl. auch Lossau 2003, S. 104 ff.).

Nun läßt sich aber auch kaum leugnen, daß der Feminismus in Gestalt des Poststrukturalismus bedeutsame Erkenntnisse zur sozialen Konstruktion von Geschlechtlichkeit geliefert hat (Butler 1991).⁴ Auch in der neueren Geographie sind interessante Arbeiten zu geschlechtsspezifisch konstituierten Räumen erschienen, deren Ertrag hier nicht zur Disposition steht (Dörhöfer/Terlinden 1998, einen Überblick liefern Fleischmann/Meyer-Hanschen 2005). Zu welchen Verwirrungen aber eine solche Denkbewegung ebenso führen kann, hat Doreen Massey in einem Beitrag zur erwähnten neuen Kulturgeographie gezeigt (Massey 2003): Hier gerinnt das Gender-Denken zu einer bloßen Assoziation auf die räumlichen »Vielfältigkeiten«, die doch »wahrscheinlich unumstritten« durch Interaktion zustande kommen, und deswegen angeblich unhintergebar wären (ebd., S. 31); vielleicht aber auch nicht. Vielleicht kommen räumliche Bezüge auch durch Produktionsverhältnisse zustande, die diese »Vielfältigkeiten« erst als notwendige Differen-

zierungen zur Etablierung kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse hervorbringen. Die Kenntnis einer materialistischen Raumtheorie wie die von Henri Lefèbvre hätte solche Mutmaßungen zumindest verhindern können. Als Konsequenz der Kritik am Objekt (bei Massey: der Benachteiligungsstruktur von Entwicklungsprogrammen) kennt solches Denken nur noch den Verweis auf das (»vermeintlich«) Andere, das doch bereits auch »etwas« sei, und deswegen nicht mehr »entwickelt« etc. zu werden bräuchte: es ist eben einfach »anders«. Allerdings entkommt man so nicht unbedingt dem identitätslogischen (in dieser Theorie auch: männlichen) Denken, sondern stärkt es eher, indem man den Anderen positiv konstruiert, nicht aber die Benachteiligungslogik grundsätzlich aufhebt, wie dies weiter unten noch ausgeführt wird.

Aber, bereits Adorno hat das früh gezeigt, jede Kritik am identitätslogischen Denken benötigt selbst Begriffe, die per se zur Identitätslogik neigen, da Denken in Begriffen eben Denken in Identitäten heißt – nämlich zu verallgemeinern, zu ordnen, zu klassifizieren oder zu typisieren (Adorno 1970, S. 17). Dieses zu umgehen bedarf es aber mehr, als keine Begriffe zu verwenden, um dann in einem Meer prekärer Verweise auf die »Vielheiten« und »Verschiedenheiten« unterzugehen – sofern das nicht angestrebt ist. Ersteres zu erreichen hingegen heißt, die »unvermeidliche Insuffizienz« der Begriffe gegen diese selbst auszuspielen, damit daran das Nichtidentische (‘, »Vielheiten« im postmodernen Jargon) zum Vorschein komme, das aber wiederum nicht identitätslogisch erstarren darf, sondern weiter dialektisch (bzw. dekonstruktiv, s. weiter unten im Text) bearbeitet werden muß (Adorno 1970, S. 140 ff.). Einer Kritik aber, die begriffliches Denken als identitätslogisch brandmarkt, und dabei die eigenen Begriffe nicht-reflexiv und entgegen dem Anspruch des differentiellen Denkens identitätslogisch gebraucht, ist nicht zu trauen. Das wird im folgenden zu zeigen sein.

Was ist: Dekonstruktion?

So gedacht, würde es einem den schnellen Phrasen und Schlagwörtern gegenüber sehr skeptischen Denker wie Derrida vermutlich erschauern, wie salopp der Begriff der Dekonstruktion in der neueren Geographie als Mode gebraucht wird, um den ein oder anderen, sich selbst als »kritisch« deklarierenden Aufsatz zu schmücken. Ich verweise hier deshalb so ausführlich auf den »Erfinder« der Dekonstruktion, um klar zu machen, daß in meinem Verständnis das, was sich in der Geographie und andernorts Dekonstruktion oder dekonstruktivistisches Vorgehen nennt, sich an jenem Denken messen lassen muß, das dieses als Innovation einbrachte. Wer diesen Mindeststandard wissenschaftlicher Reflexion nicht einhalten kann, hat methodische Kritik zu erwarten.

Denn vieles, was im Namen der Dekonstruktion ins Feld geführt wird⁵, stellt bereits das dar, was ich als Symptom klassifiziert habe: die inflationäre, aber bedeutungs- und deswegen folgenlose Rede vom »Dekonstruieren«, das man angeblich als »neue« kritische Haltung den untersuchten Objekten angedeihen läßt (vgl. die Rede von der »dekonstruktiv-rekonstruktiven Brille« in Lossau 2002, S. 23 ff.). Dazu reicht es bisweilen

aus, den problematischen (und sicher kritikwürdigen) Huntingtonschen »Diskurs« der Kulturen unter einem Blickwinkel zu betrachten, der sich vorrangig daran reibt, daß sein Text Kulturen (und deren Grenzen) willkürlich oder aus (Deutungs-)Machtinteressen konstruiere, um ihn hernach im Sinne einer Kritik an solch »starren« Abgrenzungen, die die »Vielheiten« etc. pp. des Kulturellen nicht anerkenne, zu »dekonstruieren« (Wolkersdorfer 2001, S. 155 f., Lossau 2002, S. 23, S. 33, S. 117 ff., S. 185 f.). Außer Betracht bleibt aber, daß es eher Thema einer dekonstruktiven Perspektive wäre, zum Beispiel den Begriff der Kultur an einer entscheidenden Stelle über sich hinauszutreiben, um an seinen Rändern etwas über jenes Kulturelle aufzuspüren, das der einfach gestrickte Text von Huntington in seinen eigenen Begrifflichkeiten nicht zu finden in der Lage war.⁶

Dekonstruktion ist demnach nicht, den *clash of civilisations* darin zu kritisieren, daß er »dichotomisch« denkt und den Westen über den Osten, das Abendland gegenüber dem Orient präferiert; Dekonstruktion ist es auch nicht, eine »andere« Geographie mit einer Logik einzufordern, die in identitätslogischen »Polen« denkt (Lossau 2000a, S. 28); und Dekonstruktion ist ebensowenig, gezogene Grenzen ob ihrer Willkürlichkeit zu zeihen und ihren »konstruierten« Charakter aufzuzeigen. Dies mögen alles sehr interessante und wichtige Fragen sein – aber für diese Form der Auseinandersetzung benötigt man keine Dekonstruktion, es genügt ein kritisches Bewußtsein, das vor falschen Verallgemeinerungen warnt.

Dekonstruktion hingegen hieße etwa, Huntington über Huntington hinauszuführen, mittels der immanenten Begrifflichkeit seines Werkes zu zeigen, daß seine Unterscheidungen alles andere als klare Konturen besitzen, sondern selbst vage Signifikanten sind, ein »Index der Unwahrheit von Identität« (Adorno 1970, S. 17)⁷ – und das nicht nur, weil man annehmen darf, daß die Welt komplexer ist, als ein paar Begriffe von ihr. An diesem Punkt angelangt, würde auf denjenigen, der diese Grenzen einführt, das zurückscheinen, was er an jenen verbrochen hat: Es würde die Eindeutigkeit beim Bezeichnen entgleiten, weil man nicht Herr der Begriffe (Signifikanten) ist, da sie einen Eigensinn besitzen. Adornos »Unwahrheit der Identität« (eine Konzeption, die Derrida problemlos unterschreiben könnte) spricht an, daß das identifizierende (begriffliche) Denken, gerade *indem* es zur Ordnung und Klassifizierung und zur Vereinheitlichung und Subsumtion unter eingebrachte Kategorien neigt, *in* dieser Klassifizierung ihre Begrenzung hervorbringt. Derrida kritisiert mit Heidegger (wenn auch mit einer völlig anderen Stoßrichtung), daß ein solchermaßen erstelltes Denkgebäude »gewaltsam«, weil hierarchisierend vorgeht, sei es die Vorherrschaft der Vernunft im abendländischen Wissenschaftsdiskurs, die sich seit der Entdeckung ferner Welten stets gegen das Wilde und Unzivilisierte abgrenzte, oder sei es ebenso die daraus geborene Antithese von Rousseau bis Lévi-Strauss, daß der »Edle Wilde« und der »Bricoleur« doch auch – nur in einem anderen Sinne – wissenschaftlich oder zumindest rational vorgingen.

Derrida kritisiert allerdings auch Theorien, welche sich in dem hier verstandenen Sinn antihierarchisch gegen solche folgenreichen Differenzierungen aussprechen, trotz ihres

»toleranten« Charakters wegen der immer noch in der falschen, weil unzulänglichen Logik verharrenden Denkweise der Aufwertung des Ganz-Anderen, des einfachen Umdrehens der Diskriminierung. Den »Wilden« oder das »Naturvolk« gegen die europäische Zivilisation in Stellung zu bringen genügt deshalb genau derselben Ausgrenzungslogik, unter der diese Kategorien vorher selber gelitten haben. Dekonstruktive Arbeit hieße deswegen nicht (um Teile der obigen Kritik wieder aufzunehmen), im *postcolonial*-Diskurs das Elend des anderen einfach umzuschreiben (Massey 2003, S. 33) und ihn zum Hort ungeahnter Pluralitäten oder Innovationen zu machen; auch genügt es nicht, das »westliche« Denken der Einfältigkeit oder der Unterdrückung anderer Denksysteme zu zeihen: denn zum einen ist diese Kritik selbst Teil des »europäischen« oder »eurozentrischen« Denkens⁸, und zum zweiten entkommt man damit nicht jener Logik, der man in kritischer Absicht entfliehen wollte: dem identifizierenden Denken, das hier nur auf das Andere angewendet und positiv besetzt wird. Zudem entkommt man diesem Denken auch nicht, indem man sich der Benennung jeglicher Begrifflichkeiten (und damit auch einer theoretischen Positionierung) schlicht verweigert, und stattdessen proklamiert, man ginge »auf eine Reise« (vgl. Lossau 2002).

Dabei ist der Ausgang einer Dekonstruktion ungewiß, es gibt keine Garantie für eine bestimmte Richtung der (teils) exzessiven Textexegese, weshalb sich »politische« Interpretationen wie der Feminismus, Postkolonialismus oder Anarchismus/Antihierarchismus nicht ohne weiteres mittels der Dekonstruktion vereinen lassen.⁹ Es muß vielmehr gelten, »alle sich als *Anti*- gebärdenden Formen von Opposition, [...] den *Antismus* und den Umsturz [...] in eine völlig andere Art von [...] Textmanöver einzuschreiben« (Derrida 1988 [1972], S. 17). Der Begriff *Textmanöver* ist dabei der entscheidende Punkt, da die Dekonstruktion die Welt als *Text* begreift, wie dies weiter unten noch ausgeführt wird. Dies hat aber weitreichende Konsequenzen, sind doch alle Formen einer »dekonstruktiven« Kritik dadurch an die Limitationen dieses Textverständnisses gebunden.

Auf einer Metaebene der wissenschaftlichen Kritik geht Derrida weiter gegen den immanenten Begründungsaufbau »vernünftiger«, also westlich-rationaler Denkgebäude selbst vor. Dies betrifft nicht nur die Logik des Differenten, die hier aufgemacht wird (s.o.: *ratio* vs. Barbarei etc.), sondern vielmehr die Verankerung der basalsten Prämissen einer Theorie, mithin also den intrarationalen Aufbau des abendländischen Philosophierens selbst. Er kritisiert an diesem Denken, daß die auf eine hierarchische, alles auf (im radikalen Fall) eine Ursächlichkeit zurückführende Logik ihrem Gegenstand nicht gerecht werden kann, noch im aufgeklärten Sinne wissenschaftlich sei: Solche Denkgebäude neigen selber zur Metaphysik (die sie eigentlich durch ihren Ultra-Realismus ausschließen wollten), indem sie jenes letztordnende Prinzip (Abstammung, Selektion, Vernunft, *ratio*) nicht mehr mit wissenschaftlichen Mitteln ausweisen, sondern nur als paradoxes extra-ontologisch Seiendes einführen können, das gewissermaßen den Rest des Gebäudes zusammenhält:¹⁰ Ein ruhender Hort der Identität, um den herum eine Theorie kreisen kann, und nicht unähnlich jener Figur, deren Unmöglichkeit Gödel mit seinem gleichnamigen Paradox in der Mathe-

matik vorexerziert hat. Dies hat Derrida von Anbeginn an als *Logozentrismus* der abendländischen Philosophie kritisiert, also die (metaphysische oder zumindest latente) Fixierung auf den *logos* als der absoluten Ordnung des Seins, verstanden auch als Grundlage einer unterkomplexen Theoriebildung, die sich nur an kausalen oder binären Schematismen und solcherart Entscheidungsstrukturen orientiert.¹¹

Derrida hat in einem seiner kraftvollsten Aufsätze gezeigt, wie moderne Theorien (entgegen ihrem Anspruch) auf solchen quasi-metaphysischen Randannahmen beruhen (müssen), damit sie weiter funktionieren können (Derrida 1997a [1967]). An dieser Stelle greift er diese Theoriebildung als »Identitätsphilosophie« im obigen Sinne an und versucht, deren Klassifikationszwang durch einen eigenen, spezifischen Zugang zu umgehen (ebd., S. 424 f.). Er versucht über jene Limitationen des Theoretisierens hinauszugelangen, ohne dabei das kritisierte Letztverortungsprinzip einführen zu müssen. Ein Denken ohne Halt und Rückversicherung, könnte man alltagsweltlich anmerken, eine Demonstration der »Unmöglichkeit der Schließung [...] eines Ensembles über einem organisierten Netzwerk von Theoremen, Gesetzen, Regeln, Methoden« (Derrida 1997c [1986], S. 47). Dies war die Geburtsstunde der Dekonstruktion.

Zur Genese

Die Dekonstruktion ist eine Textlektüre, eine Praxis des Lesens elaborierter Texte. Sie ist eine Denkrichtung, die sich im allgemeinen Klima gesellschaftlicher Neuerung der 1960er Jahre als Neuinterpretation des Husserlschen und Platonischen Denkens an den Universitäten allmählich und gegen großen Widerstand etablierte. Sie setzte sich seit dieser Zeit gegen die aus ihrer Sicht vorherrschenden Strömungen der unterstellten »Identitätsphilosophie« durch, die das abendländische Denken seit seinen Anfängen zu beherrschen schien. Derrida bezieht sich dabei – und nicht nur hier – kritisch auf Heidegger, der 1957 mit dem Vortrag »Der Satz der Identität« eine tiefgreifende Kritik am identifizierenden, vereinheitlichenden Denken formuliert hat (Heidegger 1957a), die natürlich nicht ohne Vorgeschichte ist (Heidegger 1993 [1927], Heidegger 1971 [1957]). Derrida folgt hier Heidegger insoweit, als er dessen Forderung nach einem neuen Anfang des Philosophierens nachkommt, der keinen sicheren Grund, also kein vorherrschendes Vernunftprinzip o.ä. kennt, um daraus eine Philosophie der Differenz oder der »Vergessenheit der Differenz« zu entwickeln (Heidegger 1957b, S. 40).

Die Kritik, die er den Texten angedeihen läßt, erstreckt sich nicht nur auf ein Aufzeigen begrifflicher oder konzeptioneller Unzulänglichkeiten etwa von philosophischen oder politischen Texten (s.o.), sondern greift ein randständiges und vom Autor meist unbeachtetes Element seiner Theorieproduktion auf, um an diesem Element die Dekonstruktion des »Hauptthemas« zu exerzieren.¹² Solche Parerga lassen sich, der Derridaschen Philosophie zugrunde liegenden Sprachtheorie gemäß, in jedem Text lokalisieren, denn sie sind eine Folge des symbolischen Aufbaus der Sprache, die in der post-Saussureschen Lesart keine klaren Verweisungsstrukturen mehr kennt, sondern durch einen »Zustand« des permanen-

ten Über- bzw. Unterkodierens der sprachlichen Zeichenträger (Signifikanten) gekennzeichnet ist. Dieses permanente Verweisen¹³ nennt Derrida in Fortführung von Mallarmés Poetik *Dissemination*. »Es handelt sich um eine ungeheure Bewegung einer Unruhe über die Sprache – die nur eine Unruhe der Sprache und in der Sprache selbst sein kann [...]« (Derrida 1997b [1967], S. 9). Damit erweitert er Saussures Linguistik radikal, indem er dessen Zeichengedanken der Einheit aus Signifikat (Bezeichnetes/Angezeigtes) und Signifikant (Bezeichnendes/Anzeigendes) verwirft, und Bedeutung nur noch auf der Ebene der Verweisungsstrukturen von *Signifikanten* lokalisiert.

Der »Sinn« eines Textes und mithin die Intention des Autorsubjekts etc. sind somit metaphysische (im Sinne von außertextliche) Determinanten, denn es gibt für Derrida – wie für Foucault, wenn auch aus anderen Gründen – kein Subjekt und keinen »Autor« oder »Erschaffer« eines Textes, da diese Konzepte abermals abendländische Letztbegründungsansprüche implizieren: den wirkmächtigen »Schöpfergott« oder das innovative »Genie« zum Beispiel (vgl. auch Foucault 1979). Sie wären in einem »Außen« des Textes lokalisiert, in einem metaphysischen Reich des Vor-Signifikativen/Vor-Intelligiblen, für welches in Derridas Theorie kein Platz ist. In diesem Zusammenhang wird sein vielfach geäußertes »Il n’y a pas dehors du texte« erst verständlich (Derrida 1996 [1967], S. 287 ff.).

Statt dessen rückt vor allem der innerlogische (begriffliche) Aufbau einer Theorie in den Mittelpunkt. Dieser wird nun nicht dahingehend untersucht, ob er »logisch richtig« o.ä. ist, sondern danach, was seine Begriffe sagen, ohne daß dies bemerkt wurde, oder welche Bedeutungsnuancen in begrifflichen Differenzierungen liegen, obwohl diese nicht explizit zur Sprache kommen – in der Regel, um dadurch Diskriminierungen (von Begriffen, von Texten) in »herkömmlichen« Theorien aufzuzeigen und zu kritisieren.

Ersteres (logische Richtigkeit) ist folglich für Derrida selbst ein Phantasma des identitätslogischen (identifizierenden) Denkens, dem seine Philosophie entkommen will.¹⁴ Deshalb macht er gemäß der »poststrukturalistischen« Sprachtheorie den verweisenden, *disseminativen* Charakter von Begriffen stark, die er, wie erwähnt, als Signifikanten begreift (Derrida 1996 [1967], S. 49 ff). Dabei werden deren Bedeutungsstrukturen gegen ihre im Text zumeist auf Eindeutigkeit getrimmte Schreibart und bisweilen gegen sich selbst in Stellung gebracht.

Dekonstruktion kann man – vor allem seit Derridas »später Phase« – aus diesem Grunde als eine Art Dialektik ohne Ende, als ein nichtabschließbares Erkunden der begrifflichen Ränder eines Textes ansehen, die letztendlich in eine Ethik der Gerechtigkeit »mündet« – einer Gerechtigkeit am Text, am Bezeichneten und am Bezeichnen selbst (Derrida 1991 [1990], S. 8). Freilich ist dieses »Münden« nicht der Endpunkt einer solchen Bewegung, sondern nur ihre prinzipielle Richtung, deren Ziel folgerichtigerweise nicht ausformuliert werden kann. Denn würde sich diese Gerechtigkeit selbst als teleologisches Prinzip verfestigen, dann wäre hier abermals das identitätslogische Denken am Werk. So stellt sich diese Gerechtigkeit am Text im Sinne Derridas erst ein, wenn in dekonstruktiver Absicht auf die prekären Differenzen und Begriffslogiken eines Textes in einer Weise auf-

merksam gemacht wird, die das dekonstruktive Schreiben selbst zum Thema hat und ihr »Sinn« nur in dieser Bewegung offenbar wird – im Aufspüren von Differenzierungen, deren Grenzziehungen produktiv gegeneinander ausgespielt werden. Sie kann somit nur Prozeß, kein Resultat oder Ergebnis »interpretativer« Arbeit sein; sie ist ein »Text-Lesen«, eine Bewegung im Text, die ohne abendländische Hermeneutik auskommt, deswegen aber noch lange nicht – wie einige »Dekonstruktivisten« meinen – anti-hermeneutisch ist (vgl. auch Derrida/Gadamer 2004).

Dekonstruktion und Geographie

graphie als logos

Insofern handelt es sich bei den einschlägigen hier angeführten Beispielen aus der zeitgenössischen geographischen Debatte gerade *nicht* um dekonstruktive Arbeiten (die sie angeblich sein wollen, wenn man ihrem Textgebahren glaubt), da sie entweder im bloßen Verweis auf Differenzen/Andersheiten oder in der Exekution dichotomischer Unterscheidungen steckenbleiben: An dieser Stelle würde die Arbeit einer Dekonstruktion aber erst beginnen.

Damit sind die Grundvoraussetzungen eingeführt, ohne die man diese Methode, die keine Methodologie hervorbringt (Derrida 1996 [1967], S. 7), nicht adäquat einschätzen und anwenden kann, und die gerne in der neueren geographischen Rezeption unter den Tisch fallen:

- Für eine dekonstruktive Praxis benötigt es einen (elaborierten) Text und eine entsprechende Texttheorie, die das Verhältnis von Schrift und Welt aufzeigen kann. Sodann kann man durch die Kritik am Bezeichnen (wie im Beispiel oben an Huntingtons Grenzziehungen) die Auswirkungen auf die »Realität« kritisieren, auf das Bezeichnete, das paradoxerweise gemäß den Annahmen der *Dissemination* und signifikativen *Überbordung* der Begriffe ebenso nur ein Bezeichnendes sein kann.¹⁵ Als Folge davon kann man die Dekonstruktion nicht ohne weiteres an wahllosen Phänomenen, an »Raumbildern«, »imaginären Geographien« etc. anwenden, sofern deren Status als Signifikant in einem *Text* nicht geklärt ist.
- Sie ist aus diesem Grunde nicht *empirisch* im herkömmlichen Sinn eines Verfahrens, das »aus der Welt heraus Material produziert«; daraus ergibt sich notwendig, daß sie von empirischen Wissenschaften (wie ich die Geographie als eine bezeichnen würde) nicht übernommen werden kann, ohne daß solche Wissenschaften das Repräsentationsmodell der Wahrheit (Begriffe *stellen* die Realität *dar*) verwerfen (Derrida 1996 [1967], S. 174 ff.).
- Sie ist nicht mit einer Methode oder einem *approach* zu verwechseln, der nützliches Handwerkszeugs liefert, mit welchem man in pragmatischer Absicht zu Werke geht und »dekonstruiert«. Da Dekonstruktion nur in und mit Sprache vonstatten gehen kann, wohnt ihr ein autologisches Prinzip inne: sie muß jederzeit reflexiv genug sein,

um den Unzulänglichkeiten des begrifflichen Denkens/Schreibens *beim* Schreiben zu umgehen, und zwar *indem* man (notgedrungen) unzulängliche Begriffe benutzen muß. Dadurch wird Dekonstruktion zu einer Art »verhindernden«, für den Leser teils unbefriedigenden Lektüre, die sich durch diesen von außen betrachteten umständlichen und langwierigen Zugang einer schnellen Weiterverwertung und insbesondere einer konkreten Anwendbarkeit entziehen will.¹⁶ Die vorschnelle Proklamation einer »dekonstruktiven Geographie« grenzt damit fast an einen Mißbrauch des Ansatzes selbst.

Dies hat Auswirkungen auf die zu erwartende Textproduktion in dekonstruktiver Hinsicht, denn »[w]ir können keinen einzigen dekonstruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte« (Derrida 1997b [1967], S. 424). Dekonstruktive Geographie der Grenze hieße also, »sie zu überschreiten, sie auszulöschen und neu zu ziehen, sie neu zu ziehen, indem wir sie auslöschen«, wie Derrida bereits für die Grenzziehung zwischen Dekonstruktion und Dekonstruktivismus anmerkte (Derrida 1997c [1986], S. 27).

Grenz-Philosophie

Was kann also ein »Philosophieren an der Grenze« bedeuten und was läßt sich daraus für eine empirische Wissenschaft wie die Geographie lernen? Wenn Derrida Wert darauf legt, »das Andere« der Philosophie zu denken (Derrida 1988a [1972], S. 8), was nichts mit dem »anders denken« bei Lossau u.a. zu tun hat, dann spricht er damit an, was ein jeder Begriff der Grenze in seinem Sinne leisten muß: er muß sensibel für seine Ränder sein und sein »Außen« permanent danach befragen, in welcher Beziehung es zum »Innen«, zum Zentrum (seiner vermuteten Offenkundigkeit) steht. Dabei ist weiter zu klären, was dieses Außen und Innen bedeutet, auf welcher Ebene der Signifikation beide Aspekte anzusiedeln sind, und was dies für die Logik des bedeuteten Begriffs selbst für Konsequenzen hat (Gehring 1994, S. 109).

Zweifellos muß dieses »Innen und Außen« der Grenze auf der symbolischen Ebene eingeführt werden, auf der Ebene der Schrift. Daraus würde ein *semantischer* Grenzbegriff folgen, der impliziert, daß wir es mit Grenzziehungen im Diskurs, in der Struktur der Zeichen zu tun hätten, und die Ebene der räumlichen Differenzierung dieser nachgeordnet wäre. Dies müßte jedoch nicht zum Nachteil für eine Geographie gereichen, gibt es doch keine physikalisch-räumliche Grenze, die nicht repräsentiert, d.h. mittels eines Begriffes in die symbolische Struktur menschlicher Kommunikation überführt wäre.¹⁷ Andernfalls wäre sie bedeutungslos, ein Nicht-Dargestelltes, für das es keinen Platz gäbe; für das es sich also nicht zu streiten lohnte.

Man müßte also anerkennen, daß es im poststrukturalistischen Sinne keine Grenzen »an sich«, keine (sozial)räumliche Differenzierung als vorgängiges, dem Menschen als Umwelt vorausgehendes Etwas gibt. Dies mag es im anthropologischen Sinne geben (ein

Fluß, der nicht ohne Technik überquert werden kann etc.), jedoch ist diese Barriere solange sinnlos und unbehandelbar, solange sie nicht benannt ist, in Sprache und damit in Kulturelles überführt ist. An dieser Stelle läßt sich die Dekonstruktion der Grenze einhaken: Wenn man mit dem Derridaschen (poststrukturalistischen) Sprachbegriff annehmen muß, daß auch »physische« Grenzen und Differenzen als »sinnvolle« Bezüge nur auf Basis ihrer sprachlichen Symbolifikation verstanden werden können, dann ist *jede* Grenze per se symbolisch.

Die Welt als Text

Derridas Theorie lebt, wie viele Denkgebäude, die dem *linguistic turn* seit den 1960er Jahren zugeschrieben werden, von einer zentralen Annahme: der Strukturiertheit der (kulturellen) Welt als Zeichen. Zudem wird dieses kulturelle Element als vorgängig betrachtet, d.h. daß die zeichenhafte Verfaßtheit der Welt eine vom Menschen zwar hervorgebrachte, jedoch unabhängig von seinem Tun vorgefundene Welt ist, eine im Schützischen Sinne »vorinterpretierte« Welt darstellt. Allerdings gehen Theorien wie die Dekonstruktion oder der Strukturalismus weit über die Phänomenologie hinaus (bzw. beginnen »am anderen Ende«, nicht beim Subjekt, sondern bei der Struktur; vgl. Lacan 1986 [1966], S. 19 f.), indem jenem Geflecht der Zeichen und Symbole eine Eigenmächtigkeit und ein Eigensinn zugeschrieben werden, der unabhängig vom »menschlichen Zutun«, also vom subjektiven Wollen funktioniert.

Dieser (Vor-)Strukturiertheit der sozialen Welt wird damit ein eigener Bereich der kulturellen Praxis zugewiesen¹⁸, der zum einen *zeichenhaft* organisiert ist, zum anderen die *Erkenntnismöglichkeiten* in erheblichem Maße von der Eigenlogik dieses Systems *abhängig* macht. Diesem Zeichensystem eignet in Derridascher Hinsicht, wie erwähnt, der disseminative, also permanent verweisende und überbordende Charakter der Begriffe, zum anderen gibt es kein Erkennen außerhalb der Sprache. Damit ist ausgedrückt, daß menschlichem Handeln und Erkennen kein Nullpunkt, überzeitlicher oder sonstig vorgegebener Zweck innewohnt¹⁹, sondern abgeleitet werden muß aus den »kulturellen« Grunderfahrungen einer jeden Praxis. Diese Grunderfahrungen sind aber wiederum nur darstellbar als bezeichnete und bezeichnende Zusammenhänge, also als jene ständig verweisenden Zeichen, wie weiter oben im Text bereits erwähnt. Aus diesem Grunde könnte man ein solches Denken ein Denken vom Vorrang des Zeichens nennen. *Welt* wird hier als ein symbolisches Gewebe aufgefaßt, als ein Netz aller schriftlich fixierten Sprache: als Text. Somit setzt eine Dekonstruktion, etwa geographischer Gegebenheiten, nie »an den Dingen selbst« an, also an den empirisch »objektiv vorgefunden« Phänomenen, weil es diese nicht als unabhängig existierende Dinge geben kann; sie setzt vielmehr an den Dingen an, so wie sie in die symbolische Ordnung der Welt (des Diskurses) eingeführt worden sind.²⁰

Aber was heißt »Text« im dekonstruktiven Sinn? Ein Text ist für poststrukturalistische Theorien nicht lediglich das in Büchern oder Bibliotheken versammelte Wissen in Schriftform, sondern *Text* ist eine Veräußerung der Lebenswelt, wie man phänome-

nologisch antworten könnte, ohne daß dieser Lebenswelt das *cogito* oder das handelnde Subjekt als Ordnungsprinzip zugrunde liegt.

Text ist für Derrida eine »institutionelle Struktur«, d.h. eine sozio-jurido-historische Formation, in welchem sich Herrschafts-, Ordnungs- und Funktionsprinzipien gleichermaßen wiederfinden (Derrida 1997c [1986], S. 48). Dies allerdings nicht in einem repräsentativen Modus, d.h. ein *Text* ist nicht ein »Abbild« herrschender Klassen oder Ausdruck von Praktiken der Macht. Auf diesen monologischen Sinn läßt sich Text im dekonstruktiven Sinn nicht reduzieren (auch wenn das gerne getan wird), weil sonst die Grundannahmen der poststrukturalistischen Linguistik (Dissemination der Zeichen etc.) mißachtet werden würden. Nie verfügt ein Text bloß über eine bestimmte Konnotation oder Funktion, die seine Begriffe »abbilden«. »Die historische Zugehörigkeit eines Textes zu seiner Syntax und Lexik, seiner Verräumlichung, seiner Zeichensetzung, seinen Lücken, seinen Rändern ist niemals geradlinig« (Derrida 1996 [1967], S. 178). Ein Text zeichnet sich vielmehr durch ein Ensemble bestimmter gesellschaftlicher Dispositionen (etwa in Hinblick auf eine bestimmte Deutungsmacht) aus. Somit ist der Text selbst Herrschafts- oder Machtwissen, etabliert Konstruktionen der Dominanz oder Unterdrückung, und »stellt sie« nicht »dar«: Wenn die Welt ein Text ist, dann ändern wir erstere nur, indem wir letzteren analysieren, verstehen und seine Begrifflichkeiten dekonstruktiv verschieben, die *claims* der symbolischen Grenzziehungen neu abstecken, die Logik der Differenz so lange offen legen, bis nicht nur die Differenz selbst unvertraut wird (Erste Welt vs. Dritte Welt etwa), sondern bis die Logik der verschiedenen Welten zusammenstürzt und nicht mehr zur Grundlage des Theoretisierens gemacht werden kann – und folglich der Diminutiv, der in dieser Hierarchie steckt, nicht nur wegen der »Vielheiten«, die die »Dritte Welt« offenbart, aufgegeben werden müßte, sondern auch, insofern dadurch klar werden würde, daß diese Dritte Welt in der Ersten anzutreffen ist, das Element des »Dritten/Anderen« in den Welten des Westens ebenso gegenwärtig ist, und wodurch diese Unterscheidung obsolet werden würde.

Versuch über die Grenze, in geographischer Absicht

Derrida legt in seiner Philosophie sehr viel Wert auf Grenzphänomene, also auf Elemente des Ein- und Ausschlusses, der logozentrischen Sinnkonstitution und dem damit einhergehenden Abwerten randständiger Aspekte usw. In einem gewissen Sinne kann man die Dekonstruktion deshalb als Philosophie der Grenze auffassen, als »[d]as An-der-Grenze-Sein« (Derrida 1988a [1972], S. 8), aber mit den dieser Theorie immanenten Prämissen: erstens ist die Dekonstruktion eine Textwissenschaft, sie muß sich notgedrungen und wie bereits öfter erwähnt auf *Texte* als (latente oder manifeste) Strukturen der Welt bzw. von Diskursen beziehen; zum zweiten eignet diesem Textverständnis die eigentümliche Logik einer dekonstruktiven, »verfehlenden« Linguistik, deren Problemlagen und Komplexität hier nur angedeutet werden konnten (zentral dazu Derrida 2001 [1972]).

Die zutage tretende Abneigung einer solchen Linguistik gegen identitätslogisches

Denken, im Jargon des Vermeintlichen auch »Eindeutigkeiten« oder »Vereinheitlichung« genannt, macht es einem dekonstruktiven Vorgehen unmöglich, auf einen klar definierten, dem Logozentrismus dienenden Begriff der Grenze im Sinne einer Übereinstimmung zwischen Signifikant und Welt zu verweisen, wie er tendenziell in der Geographie verwendet wird. Eine »Kulturraumdebatte« würde sich an dieser Stelle also sofort verbieten, da sie das erwähnte »Repräsentationsmodell« der Begriffsbildung nicht aufgibt, sondern geradezu als Legitimationsgrund mitführt (die Kulturerdeildebatte konstruiert nicht Kulturräume, sondern stellt sie in ihrem Sinne eben dar). Vor einem dekonstruktiven Hintergrund kann keine geographisch geführte Diskussion über Länder-, ethnische oder Kulturgrenzen geführt werden, ohne deren Konstitutionselement (Nationen, Ethnien, Kulturen etc.) in ihrer Einheitlichkeit suggerierenden Funktion selbst zu hinterfragen. Soweit die Übereinstimmungen meiner Kritik an solchen Kulturraumtheorien und den Angriffen darauf von seiten der *Critical Geopolitics* etwa.

Es macht es aber genauso unmöglich, das Gegenteil anzustreben, also den Begriff »Grenze« (eines Landes, einer Kultur) als Signifikant weiterführen und mit ihm die Grenzthematisierung anderer Ansätze zu verwerfen – daß diese einfach nur »woanders« (nicht nur räumlich gedacht) verlaufen würden, wie das in der Kritik des Huntingtonschen Ansatz bereits erwähnt wurde. In kritischer Absicht müßte also – vorübergehend – der Begriff der Grenze mit seinen Implikationen eingeführt werden, um ihn in einer dekonstruktiven Bewegung überschreiten zu können.

Wie läßt sich also, so könnte man eine Fragestellung aus der Derridaschen Philosophie ableiten, Gerechtigkeit herstellen in jener Differenzierung, die sich, wie im obigen Beispiel, als Staatsgrenze (»jenseits des Rheins« etc.) oder als kulturelle Grenze (»Das christliche Europa« etc.) auf der symbolischen Ebene einführt? Oder, noch »angewandter« gefragt: was wäre ein Begriff der Grenze, dem Gerechtigkeit widerfahren ist?

Eine »dekonstruktive Geographie« müßte demnach »Grenze« als Teil einer Textualität der Welt auffassen, die sich in den schriftlich-begrifflichen Registern des Gesellschaftlichen manifestiert (Medien, Archive, Diskurse etc.). Diese Textualität wäre als ein exklusiver Ausdruck in einem organisierten begrifflichen System aufzufassen, dessen – keineswegs statische – Logik von innen her aufgebrochen werden muß, um daran die logozentristischen, also ausschließenden Konstitutionsbedingung seiner Existenz zu zeigen.²¹ Sie würde also auf die symbolische Ordnung des Gesellschaftlichen selbst abzielen, auf die gesprochenen Sprachen, die Diskurse, und damit auch auf geographische Karten, Kulturräume oder Raumpläne, deren Sprache in Form der Signaturen oder Legenden natürlich keinesfalls außerhalb der Schrift funktionieren kann.

Eine auch physisch funktionierende Grenze zwischen zwei Staaten wie der Wasserlauf des Rheins kann zwar als solche abgetragen, kartographiert oder sonstwie geographisch festgehalten werden, die Bedeutung erschließt sich aber nur auf der begrifflichen Ebene, auf der Ebene der Diskurse. Hier dient »Grenze« immer der Herbeiführung einer klaren und eigentümlichen Differenz, die durch diese affirmative Einführung überhaupt etabliert

und am Leben erhalten wird. In Karten dienen Grenzziehungen, und seien sie nur auf dem Papier entstanden, als notwendige Orientierungen und aus der Empirie gewonnene »Daten«. Dabei wird aber meist übersehen, daß dies ein pseudo-ontologisches Arrangement ist, wie bereits angedeutet wurde, daß also eine Grenze kein »an sich« besitzt, keinen wesentlichen Zug, der außerhalb ihrer Bezeichnung, also ihrer begrifflichen Einführung existieren kann. Somit werden die Grenzen einer Karte zu Grenzen eines Diskurses bzw. allgemeiner ausgedrückt zu den Grenzen einer Diskursivität, die sich auch in Karten niederschlägt.

Begrenzung heißt im Sinne der Dekonstruktion folglich nicht physische Einhegung, Abspaltung oder räumliche Abtrennung, sondern limitierter Bedeutungsgehalt, eingeschränkter Verweisungszusammenhang oder problematische Privilegierung, und zwar *von den Begriffen, die diese Abspaltung organisieren*: Wenn Apartheid also die räumliche Separierung von Schwarzen und Weißen organisiert, so ist es Aufgabe der Dekonstruktion, die Logik der Apartheid aufzubrechen, zu zeigen, daß ihre Legitimationen für diese Trennung aufgrund ihres eigenen „Textes“, den sie produziert (Pamphlete, Gesetze etc.), aufgrund ihrer eigenen „Logik“ nicht funktioniert. Und das kann soweit gehen, daß die Begriffe „schwarz“ und „weiß“ selbst hinfällig werden, weil sie bei der Dekonstruktion jedwede Definitions- und damit Abgrenzungsmacht verlieren. Die räumlichen Auswirkungen (hometowns etc.) wären demnach nur als Effekt dieser Begriffslogik zu begreifen, nicht als ursprünglich oder originär: als könnte die räumliche Trennung die Apartheid erklären; vielmehr erklärt die Apartheid die räumliche Trennung. Auch deshalb wird in der Dekonstruktion der Vorrang des Zeichens, die Vorgängigkeit des Bezeichnens so stark gemacht, und nicht die Materialität, »die Ordnung der Dinge«, die manche in der Geographie nur abtragen möchten.

»Jenseits des Rheins« oder »Wir in Europa« müßte demnach, um im Bilde zu bleiben, solange dekonstruktiv bearbeitet werden, bis die dieser Metaphorik zugrunde liegende Logik aufscheint und ihrer Unmöglichkeit überführt worden wäre, nämlich das Konstrukt der Nation, der Chauvinismus des Nationalen, der sich gerne als Natürliches oder naturwüchsiges einführt - auch auf Karten, wovon Huntington ein beredtes Beispiel abgibt. Hier, an jenem Punkt, wäre die Zeit gekommen, das zu tun, was uns Derrida mit der Dekonstruktion gegeben hat, als Gabe, deren Zeit-Versprechen noch einzulösen wäre:²² den Begriff der Grenze vollständig zu überschreiten, um seine Unmöglichkeit zu zeigen, die Unmöglichkeit der Grenzziehungen *an sich*, die Unmöglichkeit, eine Grenze zu ziehen, und zwar, indem wir sie benutzen, um sie auszulöschen.

Anmerkungen

- 1 In diesem Zusammenhang ist auch Slavoj Zizeks Kritik gegenüber solchen »wegdenkenden« psychoanalytisch-therapeutischen Ansätzen interessant, die sich ohne weiteres auf ähnliche theorieinduzierte Problemlagen anwenden läßt; vgl. seine Ableh-

- nung der therapeutischen »Umschreibung« des Traumas zu einem »positiven Sein« in Zizek 2005, S. 11-22.
- 2 Tagung »Neue Kulturgeographie« in Leipzig 2004, Panel *Macht und Raum*, s.<http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123> [13.7.2005]
 - 3 [http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123&tx_kharticlepages_pi1\[page\]=2&Hash=c09f9d07dc](http://www.ifl-leipzig.com/index.php?id=123&tx_kharticlepages_pi1[page]=2&Hash=c09f9d07dc) [13.7.2005]
 - 4 Vgl. hier paradigmatisch und einflußreich Butler 1991 oder die poststrukturalistische Psychoanalyse von Julia Kristeva (Kristeva 1990). Auch der Hinweis feministischer Theorien, daß der Kapitalismus (historisch) von gender-spezifischen Räumen (der Trennung von Arbeit und Wohnen etwa) lebte, ist richtig. Ob das heute noch zutrifft, da jene Differenzierung selbst in Auflösung begriffen ist, muß an anderer Stelle geklärt werden.
 - 5 Alle im weiteren kritisierten Ansätze begreife ich, auch wenn sie sich im Titel oder in der Selbstsicht nicht explizit als einen solchen begreifen, als dekonstruktivistische Ansätze. Die Gründe hierfür sollten im Fortgang des Textes klar werden.
 - 6 Ebenso möchte ich die Dekonstruktion abgrenzen vom »Dekonstruktivismus«, den ich teilweise als Folge eines solch laxen Umgangs mit dieser Denkbewegung betrachte und hier außen vor lassen möchte – ungeachtet einiger interessanter Ansätze, die sich daraus entwickelt haben, vor allem an einigen literaturwissenschaftlichen departments in Amerika. Derrida selbst hat dieses kritisch begleitet und sich von einem eingegegneten, affektuellen Dekonstruktivismus bzw. solcherart »Dekonstruktivisten« in der ihm als notwendig erscheinenden Weise abgegrenzt; vgl. abermals Kimmerle 1997, S. 17; sowie Derrida 1997c [1986], S. 27 f., S. 46 f.
 - 7 Womit die Nähe von Adorno zu Derrida respektive vice versa hier nur angedeutet, nicht aber ausgeführt werden kann.
 - 8 Derrida 1997a [1967], S. 427; vgl. auch Derridas Vorschlag zur Identität Europas zwischen »Eurozentrismus und Anti-Eurozentrismus« in Derrida 1992 [1991], S. 14 ff.
 - 9 Dabei steht die Relevanz dieser »politischen Interpretationen« hier nicht an sich zur Debatte, nur ihr Verhältnis zur Dekonstruktion. Aber ich bin mir bewußt, daß dieser Punkt in der (poststrukturalistischen) Linken sehr umstritten ist, ich möchte dies hier lediglich als Überlegung einbringen, die noch zu diskutieren wäre.
 - 10 Vgl. dieses Moment der Kritik seit den frühesten Arbeiten in Derrida 1979 [1967].
 - 11 Bereits in seiner Zulassungsarbeit machte sich dies bemerkbar, wie jüngst die erste Veröffentlichung der Diplomarbeit Derridas zeigen konnte, vgl. Derrida 2003 [1954]. Dies macht es auch deutlich, warum gerade Luhmanns Systemtheorie – entgegen den Bestrebungen einiger Apologeten – unvereinbar mit der Dekonstruktion ist, ungeachtet der Versuche, ihn als »Poststrukturalisten« (wegen der Weigerung, einen Endpunkt der Kommunikation bei der Ausdifferenzierung von Sinn im Rahmen der Systemlogik zu benennen) zu etablieren.
 - 12 Dies können auch nur zwei so nebensächliche orthographische Kleinigkeiten wie zwei

- Anführungszeichen sein, an denen die Dekonstruktion vollzogen wird, wie Derrida sehr eindringlich in einem Vortrag demonstriert; vgl. Derrida 1997c [1986].
- 13 Schön zu zeigen am sog. »Lexikonspiel«: Man versuche, einen unbekanntem Begriff mittels der anderen angebotenen Begriffe zu klären, und bald wird man sich im Buch verlieren.
 - 14 Siehe diese Kritik wiederum im Lichte Heideggers, wie sie weiter oben im Text bereits erwähnt wurde.
 - 15 Derrida geht dabei über Lacan, seinem strukturalistischen Lehrer, hinaus, indem er nicht nur den Signifikanten über das Signifikat erhebt, sondern weiterhin den verfehlenden Charakter der sprachlichen Signifikation selbst herausstreicht, also die prinzipielle Unmöglichkeit, Begriffe exakt – auf eine Bedeutung etwa – festzulegen; dies macht den poststrukturalistischen Aspekt seiner Dekonstruktion deutlich. Lacan würde immer auf einer zwar verfehlenden, aber festzumachenden Bedeutung der Begriffe insistieren.
 - 16 Auch hier wird die Nähe zu Adorno noch einmal deutlich.
 - 17 Freilich ist hier der Begriff des Repräsentierens problematisch, da die Dekonstruktion keine Repräsentationsverhältnisse kennt (was wiederum einen großen Unterschied zu einigen hier besprochenen Ansätzen deutlich macht, wo gerne von dekonstruktiv-rekonstruktivem Vorgehen etc. geredet wird, was es im Derridaschen Sinne nicht geben kann).
 - 18 Vgl. auch Lacans Erweiterung der »ethnographischen Zweiheit« von Natur und Kultur zu einer »dreigliedrige[n] Konzeption der *conditio humana* [... in] Natur, Gesellschaft und Kultur«, wobei »sehr wahrscheinlich der dritte Begriff sich auf die Sprache reduzieren läßt«, in Lacan 1986 [1966], S. 20.
 - 19 Etwa »zweckrationales Handeln« oder »objektive Erkenntnis« als solche oft mißgedeuteten »letzten« Gründe – die dadurch im besten Sinne Metaphysik werden.
 - 20 Dies gilt nicht nur für die wissenschaftliche Sprache, sondern auch für diejenige der sogenannten »Naturvölker«, die sich ihre physisch-geographische Umwelt vor allem durch Mythen, Zeichen oder Metaphern erklären – ob das in industrialisierten Ländern nicht unähnlich ist, kann hier leider nicht diskutiert werden.
 - 21 Dieser Vorgang ist aber, wie aus Sicht der Dekonstruktion jedes Aufspüren der Begriffslogik, vorerst selbst dem Logoentrismus unterworfen, da eine Grenze für jene banale Tatsache steht, die ihr Begriff im herkömmlichen Sinne anzeigt: eine Grenze begrenzt, teilt, unterscheidet etc.
 - 22 Vgl. zur Zeitproblematik der Dekonstruktion v.a. Derrida 1993.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1970: Negative Dialektik. In: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt a. M.

- Bohrer, Karl-Heinz, Kurt Scheel (Hg.) 1998: Postmoderne – Eine Bilanz. Merkur Sonderheft 52 (1998) 9/10 [594/595]
- Butler, Judith 1991 [1990]: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M. [Gender trouble. Oxford/New York]
- Derrida, Jacques 1979 [1967]: Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt a. M.
- Derrida, Jacques 1988 [1972]: Randgänge der Philosophie. Wien.
- Derrida, Jacques 1988a [1972]: Tympanon. In: Ders., Randgänge der Philosophie. Wien, S. 13-27.
- Derrida, Jacques 1991 [1990]: Gesetzeskraft. Der 'mythische' Grund der Autorität. Frankfurt a. M. [Deconstruction and the possibility of justice. New York]
- Derrida, Jacques 1992 [1991]: Das andere Kap/Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa. Frankfurt a. M.
- Derrida, Jacques 1993: Falschgeld. Zeit geben I. München.
- Derrida, Jacques 1996 [1967]: Grammatologie. Frankfurt a. M. [De la grammatologie. Paris]
- Derrida, Jacques 1997 [1967]: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M. [L'écriture et la différence. Paris]
- Derrida, Jacques, 1997a [1967]: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen. In: Ders., Die Schrift und die Differenz. a.a.O., S. 422-442.
- Derrida, Jacques 1997b [1967]: Kraft und Bedeutung. In: Ders., Die Schrift und die Differenz. A.a.O., S. 9-52.
- Derrida, Jacques 1997c [1986]: Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen. Berlin.
- Derrida, Jacques 2001 [1972]: Limited Inc. Wien [vormalige Signatur, Ereignis, Kontext. In: Ders., Randgänge der Philosophie. A.a.O.]
- Derrida, Jacques 2003 [1954]: The Problem of Genesis in Husserl's Philosophy. Chicago.
- Derrida, Jacques und Hans-Georg Gadamer 2004: Der ununterbrochene Dialog. Frankfurt a. M.
- Dörhöfer, Kerstin, Ulla Terlinden 1998: Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen. Basel.
- Fleischmann, Katharina, Ulrike Meyer-Hanschen 2005: Stadt Land Gender. Einführung in feministische Geographien. Königstein.
- Foucault, Michel 1979 [1969]: Was ist ein Autor? In: Ders., Schriften zur Literatur. Frankfurt, S. 7-31 [Qu'est-ce que c'est un auteur? In: Bulletin de la Société française de la philosophie 63 (1969) 3, S. 73 - 104]
- Gebhardt, Hans, Paul Reuber, Günter Wolkersdorfer 2003: Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg.
- Gehring, Petra 1994: Innen des Aussen – Aussen des Innen. Foucault, Derrida, Lyotard. München.

-
- Hahn, Hans P. 2004: Rezension von Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O. In: Geographische Zeitschrift 92 (2004) 3, S. 185-187.
- Hasse, Jürgen, Sabine Malecek 2000: Postmodernismus und Poststrukturalismus in der Geographie. In: Geographica Helvetica 55 (2000) 2, S. 103-106.
- Heidegger, Martin 1957: Identität und Differenz. Pfullingen.
- Heidegger, Martin 1957a: Der Satz der Identität. In: Ders., Identität und Differenz. A.a.O., S. 9-30.
- Heidegger, Martin 1957b: Die onto-theo-logische Verfassung der Metaphysik. In: Ders., Identität und Differenz. A.a.O., S. 31-67.
- Heidegger, Martin ⁴1971 [1957]: Der Satz vom Grund. Stuttgart.
- Heidegger, Martin ¹⁷1993 [1927]: Sein und Zeit. Pfullingen.
- Kimmerle, Heinz ⁴1997: Jacques Derrida. Hamburg.
- Kristeva, Julia 1990 [1988]: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt a. M. [Étranges á nous-mêmes]
- Lacan, Jacques 1986 [1966]: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Verunft seit Freud. In: Ders., Schriften II. Weinheim. [Écrits. Paris]
- Lossau, Julia 2000a: Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks. In: Geographica Helvetica 55 (2000) 1, S. 23-30.
- Lossau, Julia 2000b: Anders denken. Postkolonialismus, Geopolitik und Politische Geographie. In: Erdkunde (2000) 54, S.157-168.
- Lossau, Julia 2002: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt. Bielefeld.
- Lossau, Julia 2003: Geographische Repräsentationen. Skizze einer anderen Geographie. In: Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O.
- Massey, Doreen 2003: Spaces of politics – Raum und Politik. In: Gebhardt/Reuber/Wolkersdorfer, Kulturgeographie. A.a.O., S. 31-46.
- Wolkersdorfer, Günter 2000: Politische Geographie und Geopolitik zwischen Moderne und Postmoderne. Heidelberg.
- Zizek, Slavoj 2005: Die politische Suspension des Ethischen. Frankfurt a. M.

Heiner Dürr ■

Noch einmal, und zwar gründlich: Was ist Geographie?

Anmerkungen zu der großen Zitatsammlung von Hans-Dietrich Schultz: „Geographie? 3 Bde. Berlin 2004“¹

„Man muss (...) die Texte oder Äußerungen einzelner Autoren bisweilen „gegen den Strich“ und „zwischen den Zeilen“ lesen, um den die erörterte Theorie *insgesamt* durchdringenden Sinn adäquat zu erfassen. Geht man so vor, entfällt zwar das Pathos dramatisierend-contrastiver Rede („wir Heutige“ und die Leute von gestern/vorgestern) sowie der Gestus (vermeintlich) innovativer Neuentdeckungen, die die eigene Zeit und ihre Genossen manchmal allzu schroff von den Menschen vergangener Tage absetzen. Man gewinnt aber die Möglichkeit, die (teilweise) bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts verbreiteten Einsichten als Erbschaften zu lesen, die uns nach wie vor zutiefst prägen – und durchaus bereichern können, wenn es um die Reflexion eines zeitgemäßen, seinerseits durch Reflexivität gekennzeichneten Selbst- und Weltverständnisses des Menschen in modernen Gesellschaften geht.“ (Straub 2004, S. 279, Fn. 11)

Der Berliner Geograph Hans-Dietrich Schultz hat eine dreibändige Sammlung von Antworten auf die alte und immer wieder aktuelle Frage „Was ist Geographie?“ herausgegeben. Bekannte und weniger bekannte Geographen aus Universität und Schulgeographie und aus über zweieinhalb Jahrhunderten kommen ausführlich zu Wort. Mit einer stupenden Arbeitsleistung hat Schultz dem Fach eine Quellensammlung von unschätzbarem Wert geschenkt.

Ein Meilenstein der fachgeschichtlichen Dokumentation

Ein Spezifikum eines wissenschaftlichen Faches ist sein Gegenstand, oder es sind bestimmte Merkmale oder Eigenschaften von Gegenständen und Ereignissen. So gesehen, befasst sich das Fach Geographie mit Geografen. Diese beiden Schreibungen von vier

gleichlautenden Worttonsilben werden hier² mit den folgenden Bedeutungen belegt: „Geographie“ ist ein wissenschaftliches Fach, „Geografie“ hingegen eine Eigenschaft von Dingen, Sachverhalten oder Phänomenen aller Art. Diese Eigenschaft ist ihr Geografie-Sein (ihre „Geografizität“). Aufgabe der Wissenschaftsdisziplin Geographie ist es, Geografisches zu beschreiben, verstehend zu interpretieren, zu erklären und zu prognostizieren.

Es sind Geographen, die darüber entscheiden, was die geografischen Eigenschaft(en) von Phänomenen aller Art ausmachen könnten und welche dieser Eigenschaften in welcher gesellschaftlichen Situation erforschenswert sind. Sie handeln Antworten auf diese Fragen aus. Das geschieht in einem komplexen Prozess, der in nicht leicht nachvollziehbarer Weise gesteuert wird von wissen(schaft)slogischen Gesichtspunkten, fachtheoretischen Orientierungen, fachpolitischen Strategien, Auseinandersetzungen zwischen epistemischen Gemeinschaften („Schulen“, „Lagern“), Normen der Einzelwissenschaftler. Dabei ist dieser Aushandlungsprozess immer abhängig und Bestandteil vom jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Kontext (vgl. Engelmann 2004, S. 30). Kein Wunder, dass im Laufe einer Fachgeschichte unzählige Meinungen über die grundlegende Was-ist-Geographie-Frage (im Folgenden: „WiG-Frage“) einer Disziplin geäußert und zur Diskussion gestellt werden – besonders in einem Fach wie der Geographie mit ihrem großen Umfassungsgrad, der großen Spannweite und der Alltagsnähe ihrer Objekte.

Dennoch hat sich Hans-Dietrich Schultz die Aufgabe gestellt, diese breite Diskussion abzubilden. Er legt eine dreibändige Sammlung mit Antworten vor, die im deutschen Sprachraum seit dem 18. Jahrhundert auf Fragen des Typs „Was-ist-Geographie?“ gegeben wurden. Nicht mehr und nicht weniger. Dazu bedurfte es eines Eigenanspruchs und einer Arbeitsleistung, die man nur bewundern bzw. zu der man Hans-Dietrich Schultz nur gratulieren kann. Die schiere Leseleistung, die notwendig war, um diesen „Pool von bereits angesammelten Geographietheorien“ (Bd. 1: X) zu füllen, verdient allergrößte Anerkennung. Das gilt umso mehr, als das dazu erforderliche rezeptive, sich selbst als „kreativer“ Forscher zurücknehmende Verhalten immer mehr zur Ausnahme wird.³ Nun haben wir einen im wahren Wortsinn grundlegenden Beitrag zur besseren Fundierung und Einordnung aktueller und künftiger Diskussionen um Basisfragen des Faches zur Verfügung. Unbeschadet aller kritischen Einwände, die hier erhoben und zur Diskussion gestellt werden: Die drei Bände sind eine Fundgrube, die zum freien „Schmökern“ ebenso einlädt wie zum chronologischen Vergleich bestimmter gedanklicher Figuren. Historiker und Methodologen des Faches Geographie haben ein prall gefülltes Archiv mit „Lesefrüchten“ (Schultz) vor sich, mit teils lange vergessenen und übersehenen, ungeahnten Fundstücken. Kunst- und Kulturhistoriker, die beispielsweise über die Weltsicht bestimmter Gesellschaftsschichten im Biedermeier arbeiten und in diesem Rahmen die Wahrnehmung sowohl von Geographien wie von dinglichen Geografien erfassen wollen, werden fündig werden. Für Hochschulkurse zur Einführung in die Methodologie von Geographien enthalten die drei Bände ein kaum ausschöpfbares Quellenmaterial, um Studierende mit den Denk- und Sprachwelten der deutschsprachigen Geographie bekannt

zu machen. Oder, in Schultz' eigenen Worten:

„Die Quellensammlung der drei Bände bietet eine Grundlage, die zum Mitreden anregen soll und vielleicht sogar Lust darauf macht, sich selbst intensiver mit der Geschichte der Geographie als Wissenschaft und Schulfach zu befassen, um eine eigene ‚Erzählung‘ zu bieten.“ (Bd. 3: III)

Übersicht 1: Inhalte und Gliederung der Zitatsammlung „Geographie?“

Inhalt, Aufsatztitel (Autor)	Band: Seite	Hauptinhalte
BAND 98 und 99		
Vorwort (Hans-Dietrich Schultz)	88: IX-X	Wesentliche Punkte der methodologischen Debatte um Eigenarten der Geographie
Kritik einer Frage (Gerhard Hard 1973)	88: 1-3	Auszüge aus früheren Anleitungen zum Umgang mit der Frage „Was ist Geographie?“
Was ist Geographie? (Gerhard Hard 1990)	88: 3-10	
Was ist Geographie? „Lese Früchte“ zum Selbstverständnis der Geographie	88: 11-216 89: 1-211	Explicationen („Lese Früchte und Charakterbilder“) Jahre 1728-1918 Jahre 1918-2002
Auswahlbibliographie (Heinz-Peter Brogiato)	89: 212-228	Bibliographie zur Geschichte der Geographie und verwandter Disziplinen, vorwiegend deutschsprachige Geographie (nur Arbeiten nach 1970)
BAND 100		
Vorwort (Hans-Dietrich Schultz)	100: III	Inhaltserläuterung dieses Ergänzungsbandes
An den Anfang gestellt (Christian Vielhaber)	100: 1-2	Plädoyer für Geschichtsanalyse der Geographie
Was ist Geographie? „Lese Früchte“ zum Selbstverständnis der Geographie	100: 3-194	Weitere Explicationen („Lese Früchte und Charakterbilder“) Jahre 1766-2004
<i>Beiträge zur länderkundlichen („klassischen“) Geographie</i>		
> Schema „Das Paradigma der klassischen Geographie (inklusive NS-Variante) (Hans-Dietrich Schultz)	100: 196	Unkommentierte Schemadarstellung
> Konkreter Mensch im konkreten Raum (Ulrich Eisel)	100: 97-210	Vortrag im Institut für Weltgesellschaft, Fakultät für Soziologie Universität Bielefeld zum Weltverständnis der Geographie
> Durch das „blinde Chaos“ führt „Altmutter Natur“ (Hans-Dietrich Schultz)	100: 211-226	Originalbeitrag zum Thema Mensch und Raum im Denken der „klassischen“ Geographie
Namenregister	100: 227-232	

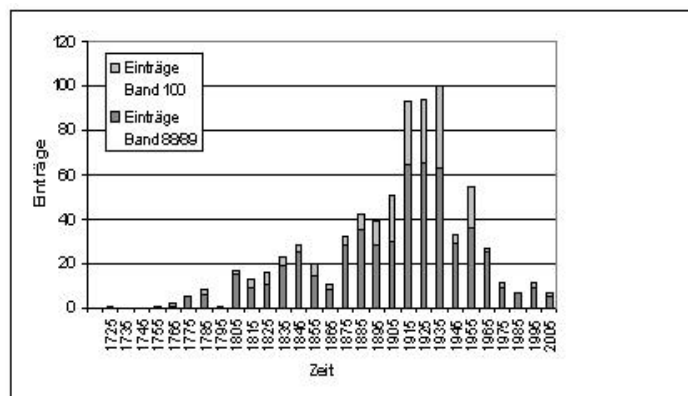
Insgesamt: Hans-Dietrich Schultz hat die Wissenschaft um eine wertvolle Quellensammlung bereichert – vor allem, aber nicht nur, die Geographen. Er hat dem Fach

Geographie als Ganzes einen großen Dienst erwiesen. Wirklich dem Fach als Ganzem: in seiner gesamten sektoralen Auffächerungen und in seinen vielfältigen nationalen und theoretischen Verzweigungen.

Inhalte und Gliederung des dreibändigen Gesamtwerks sind in der Übersicht 1 verzeichnet. Besonders hervorzuheben ist die umfangreiche Bibliographie, die Heinz Peter Brogiato, der Leiter der Geographischen Zentralbibliothek des Leibniz-Instituts für Länderkunde, dem Werk beigelegt hat. Sie bietet eine hervorragende Hilfe für vergleichende und vertiefende Anschlussforschungen.

Der auf die drei Bände verteilte Hauptinhalt besteht aus insgesamt 746 Textstellen – Schultz' Fundstücken, die in sorgfältigster Zitierweise dokumentiert werden.⁴ Nur in wenigen Fällen bestehen die Zitate aus kurzen lexikalischen Definitionen, zumeist sind es längere Äußerungen zu den Eigenarten von Geographie, einkreisende Gedanken, Explikationen, oder, mit einem älteren, besonders treffenden Wort „Charakterbilder“ des Faches. Einige nehmen mehrere Seiten ein. Die ersten beiden Bände bilden eine von 1738 bis 2002 reichende Einheit, der dritte Band enthält „Nachschläge“, die sich noch einmal auf den gesamten Beobachtungszeitraum verteilen. Abb. 1 zeigt die zeitliche Frequenz der Einträge, zu Publikationsdekaden zusammengefasst. Man erkennt eine viergipfelige Verteilung, in der die Biedermeierzeit und die letzten Dekade des 19. Jahrhunderts dichter besetzt sind. Im 20. Jahrhundert gibt es dann ein auffälliges Hochplateau in den Jahren 1920-1940 (und zwar sowohl in der Haupt- wie in der Nachtragssammlung), schließlich einen kleineren Gipfel in den 50er Jahren.

Abb. 1: Einträge nach Dekaden (N = 746)

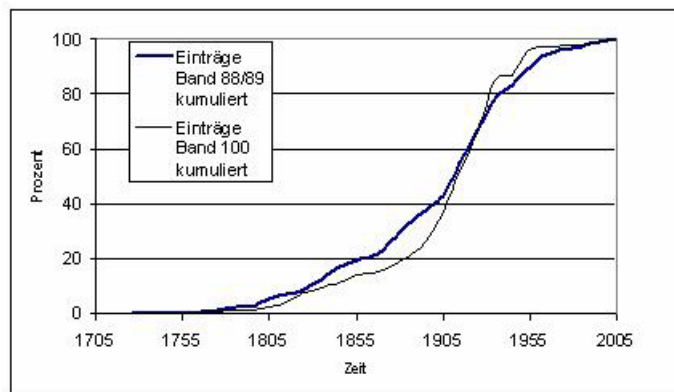


Die Kurven der kumulierten Einträge (Abb. 2) zeigen, dass Schultz beim Ergänzungsband (Bd. 100) die Jahre bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts relativ schwächer und die jüngste Zeit relativ stärker berücksichtigt hat.

Eine Anregung und ein Hinweis zu möglichen Wirkungen der Sammlung

Im Hinblick auf die mögliche Verwendung und Wirkung dieser Sammlung für die künftige Fachentwicklung sei einleitend eine Anregung gemacht und ein Hinweis gegeben.

Abb. 2: Kumulierte Einträge (N = 746)



Die Anregung: Wie wäre es, wenn man allen Gesprächen und Verhandlungen über die Besetzung von Wissenschaftlerstellen an deutschsprachigen Instituten der Geographie eine obligatorische Komponente einfügte, die aus Stellungnahmen der Kandidatin oder des Kandidaten zu dieser Sammlung besteht? Wie beurteilen Sie die Textauswahl? Welches ist der für Sie am meisten überraschende, der bemerkenswerteste, der gewinnbringendste Fund? Wo sehen Sie Ergänzungsbedarf? Wie stehen Sie zu ...?⁵

Der Hinweis: Welchen konkreten Nutzen die Textsammlung stiften kann, lässt sich an dem langen Beitrag von Ulrich Eisel am Ende des Nachtragsbandes zeigen. Er ist nicht Teil der eigentlichen Zitatsammlung, sondern gehört zu deren Einrahmung. Eisel zitiert dort einen längeren Ausschnitt aus einer 1924 von Robert Gradmann publizierten Schrift zur Frage des Wesens der Landschaft – ein Textauszug, den Schultz auch in seine Sammlung aufgenommen hat (vgl. Bd. 3: 35-6). Eisel kommentiert ihn lapidar und abschließend mit dem Satz „So denken Geographen.“ (Bd. 3: 198) Wenn es denn nicht reine Provokation sein soll: So pauschalierend und leichtfertig⁶ kann nur urteilen, wer die synchrone und diachrone Pluralität in der Geographie mutwillig außer Acht lässt. Mit der

Schultzschen Zitatsammlung lässt sich das eindeutig belegen. Wenn sich vereinbaren ließe, für disziplinhistorische Studien die Sammlung als eine *notwendige* (nicht: hinreichende) Quelle heranzuziehen, wenn es zu einem Mindeststandard würde, sie als Wegmarke auf den Pfaden durch die Geschichte des Faches zu beachten, dann wäre viel erreicht. Dann wären Forschungsperspektiven breit angelegt, und Grundsatzdiskussionen würden mit Empathie und jenem Mindestmaß an Differenzierung geführt werden, die Merkmal wissenschaftlicher Einstellung sein sollten.

Hans-Dietrich Schultz jedenfalls hat alles Erdenkliche getan, solchen Verbesserungen von Inhalt und Stil der Diskussionen den Weg zu bahnen.

Zur Auswahl und zur Repräsentativität der Texte

Wie schon angemerkt, dokumentiert und repräsentiert die Sammlung die Diskussion um die WiG-Frage⁷ im deutschen Sprachraum für verschiedene Zeitabschnitte mit unterschiedlicher Vollständigkeit. Dass Schultz selektiv vorgehen musste, versteht sich schon aus praktischen Gründen. Und dass die Textauswahl – von einer Einzelperson! – ganz unvoreingenommen erfolgt sei, wird man nicht annehmen. Der methodologisch so versierte Hans-Dietrich Schultz behauptet das auch an keiner Stelle. Unweigerlich stellt sich die Frage nach dem Prozess und den Kriterien der Textauswahl. Schultz wirft sie nicht explizit auf. Man muss aus indirekten Hinweisen eigene Vermutungen über diesen wichtigen Sachverhalt ableiten.

Die Motivation für seine riesige Arbeitsleistung bezieht Schultz nach eigenem Bekunden aus der Beobachtung einer „auffällige(n) Unsicherheit über den Wissenschaftscharakter der Geographie“, einem andauernden Krisenbewusstsein und einem daraus erwachsenden „Dauerstreit“ über die WiG-Frage: „Was ist (eigentlich) Geographie?“ (Bd. 1: IX) Als Streitpunkte stellt Schultz die folgenden sechs wissenschaftslogischen und -soziologischen Fragestellungen besonders heraus:⁸

1. Wissenschaftlichkeit der Geographie überhaupt
War die Geographie nur oder vorwiegend eine sammelnde, gruppierende, kompilierende Disziplin, die nicht erklärte?
2. Objekt- und Methoden- oder Existenzfrage [sic, HD]
Besaß die Geographie einen nur ihr eigenen Gegenstand und/oder eine nur ihr eigene Methode?
3. Grenz- oder Selbstbeschränkungsfrage
Welche Bereiche/Probleme gehörten noch zur Geographie, welche nicht mehr? Was war ihr unverzichtbarer Kern?
4. Einheitsfrage
War die Geographie eine einheitliche Wissenschaft oder eine dualistische Disziplin, die in einen naturwissenschaftlichen und einen historisch-politischen Teil zerfiel?
5. *interdisziplinäre* System- oder Rangfrage

Welche Position nahm die Geographie im Kontext aller übrigen Wissenschaften ein?

6. *intradisziplinäre Systemfrage*

In welchem Verhältnis standen die Disziplinen der sog. Allgemeinen Geographie zur Speziellen Geographie?

Es fragt sich, welchen Rang diese Aspekte für die Auswahl der Textstellen durch Hans-Dietrich Schultz gehabt haben. Stellen sie Auswahlkriterien dar, hat sich eine Textstelle also dann für die Sammlung empfohlen, wenn sie Aussagen zu einem oder mehreren dieser Punkte enthielt? Oder stellen diese Fragen rote Fäden der Sammlung dar, nachträglich in diese hineingezogen? Beides lässt sich wohl nicht eindeutig voneinander trennen, auch Schultz unterliegt der theoretisch-normativen Prägung seiner Beobachtungen. Manches spricht für die erste dieser Alternativen (Leitfragen als Auswahlkriterium), schon weil Schultz solchen Autoren den Vorzug gegeben hat, die „die Geographie als Ganzes im Blick hatten.“ (Bd. 1: IX) Von den Teil- oder Bindestrich-Geographien hat er vor allem

„Beispiele aus der Wirtschaftsgeographie und der Politischen Geographie bzw. Geopolitik aufgenommen (...), weil in beiden Fällen die Problematik einer engen Bindung (...) an ein naturwissenschaftlich-reduktionistisches Geographieverständnis besonders deutlich wird.“ (ebd.)

Leider nur schattenhaft werden hier Normen erkennbar; sie werden nicht explizit formuliert. Eine vollständigere, klarere, selbstreflexive Darstellung des Auswahlprozesses hätte der Zitatsammlung sicherlich gut getan.

Eine in einem strengeren Sinne der Statistik repräsentative Sammlung von Explikationen der Geographie konnte schlechterdings nicht zustande kommen. Das scheitert allein schon an kaum zu lösenden Grundfragen einer solchen Textauswahl. Wer legt fest, was als Grundgesamtheit zu definieren ist? Wie geht man mit Büchern um, die in ganzer Länge die WiG-Frage behandeln, mit den 463 Seiten von Alfred Hettners „Die Geographie“ (1927), mit den 223 Seiten von Dietrich Bartels Habilitationsschrift „Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Geographie des Menschen“ (1968), mit den 482 Seiten des „Lotsenbuches“ (1975), oder den 318 Seiten von Gerhard Hards „Einführung in die Geographie“ (1979)? Oder hat Schultz längere, auch wegweisende Auszüge aus diesen mit methodologischen Grundsatzüberlegungen prall gefüllten Leitwerken dem Bestreben geopfert, möglichst viele verschiedene Charakterbilder aufzunehmen? Dieses Auswahlprinzip hätte beispielsweise zur Folge, einen kurzen methodologischen Einleitungstext in einer Länderkunde eines fachgeschichtlich ansonsten wirkungslosen Autors in die Sammlung aufzunehmen. Wäre es, so ließe sich also fragen, nicht angebracht, bei der Auswahl von Texten immer auch die relative Definitionsmacht und Wirkkraft des jeweiligen Autors oder eines Textes zu berücksichtigen? Wie ist Hans-Dietrich Schultz mit dem ihm bestens bekannten Umstand umgegangen, dass Wissenschaft immer auch in und von Schulen, Lagern, Zitierkartellen betrieben wird? Solche Fragen lassen sich umso schwerer zurückdrängen, je mehr man sich in der Sammlung vorarbeitet.

Wo sind die drei Ws, wo die zwei Bs?

Viele Benutzer werden die Sammlung auf Lücken hin prüfen und diese, je nach Temperament und möglicherweise eigener Betroffenheit, als „Versäumnisse“, „schwere Versäumnisse“, „Ächtungen“ und dergleichen einstufen. Ergänzungen werden angemahnt werden. Hans-Dietrich Schultz weiß das; er bringt mehrmals vorausseilende Entschuldigungen und Bitten um Verständnis für solche Auslassungen an.⁹ Doch bei allem Wohlwollen: Dieses Verständnis hat Grenzen. Es gibt Auslassungen, die Fragen aufkommen lassen. Das gilt umso mehr, je näher die Textsammlung sich der Gegenwart annähert.

Sucht man in diesen neueren Teilen der Sammlung zunächst, sachlich unsystematisch, nach bekannten Autorennamen, so stößt man auf erstaunliche Lücken. Sind alle mir wichtig erscheinenden Autoren berücksichtigt, deren Nachnamen mit einem „W“ beginnen? Nein. Es fehlen – in der chronologischen Reihenfolge der Schultz'schen Sammlung – die „drei Ws“: Eugen Wirth¹⁰, Peter Weichhart und Ute Wardenga. Wenn Schultz schon ankündigt, dass „verständlicherweise die akademischen Meinungsführer in dieser Sammlung ausgiebig berücksichtigt worden (sind)“ (Bd. 1: IX), dann lassen sich die Werke der Genannten nicht übergehen. Dann verdiente übrigens auch Gerhard Sandner berücksichtigt zu werden. Und mit gleichem „Recht“ müsste man dann auch Hans Gebhardt, Thomas Mosimann und Ludwig Schätzl nennen. Wie immer man „Meinungsführer“ definieren mag: die meisten der hier Aufgelisteten gehören zweifelsohne dazu.

Wendet man ein inhaltlich systematischeres Suchraster an und beschränkt sich auf die jüngere und jüngste *Fachwissenschaft*, so fallen weitere große Lücken auf. Wo sind Gerhard Bahrenberg und Helmut Bathelt (die „zwei Bs“)? Hält man sich deren prägende Beiträge zur Fachmethodologie vor Augen, dann ertappt man sich unversehens (?) auf der Suche nach weiteren Unterbelichtungen. Wo wird mit Zitaten aus neuerer Zeit jene lange Traditionslinie der chorologisch-choristischen Geographie fortgeführt, die im deutschen Sprachraum mit Namen wie Ferdinand von Richthofen (4 Einträge), Alfred Hettner (ausführlich dokumentiert mit 16 Einträgen), Dietrich Bartels (4 Einträge) verknüpft ist, und die dann durch Autoren wie Eugen Wirth (s.o.) oder eben Gerhard Bahrenberg und Helmut Bathelt mittels modernisierter Konzepte verlängert wurde? Wo also kommen jene Geograph(i)en zur Sprache, die Wirklichkeiten ganz speziell nach ihren räumlichen Mustern (Gefügen, Ensembles, Gestalten) sowie nach den Verknüpfungen zwischen Orten und Regionen untersuchen, kurz: nach Alltagsgeografien in einem Sinne, der ein geläufiges Fremdbild von Geographie immer noch stark bestimmt? Ist der Eindruck falsch, dass Hans-Dietrich Schultz sich bei zunehmender Annäherung an die Gegenwart von seiner selektiven persönlichen Geographievorstellung hat leiten lassen, und dass er dabei die eher „harten“, am kritisch-rationalen Paradigma orientierten Auffassungen zurückgedrängt hat?

Begibt man sich auf das Gebiet der *Geographiedidaktik*, lassen sich unter den Quellen aus der jüngsten Vergangenheit ebenfalls gravierende Auslassungen erkennen. Zwei Beispiele sind Axel Borsdorf (für die Hochschuldidaktik) und Tilman Rhode-Jüchtern (für

den Grenzbereich zwischen Hochschul- und Schulunterricht). Aus guten Gründen hätte Axel Borsdorfs 1999 erschienenes Einführungsbuch in der Sammlung vertreten sein sollen. *Erstens*, weil es unter den einführenden Lehrbüchern im deutschen Sprachgebiet das einzige ist, das die „Geographie als Ganzes im Blick“ (Bd. 1: IX) hat; *zweitens*, weil es als *Einführungsbuch* eine erhebliche potentielle Wirkung auf die fachliche Sozialisation junger Geographen hat; *drittens*, weil es in seinem bewusst persönlich gehaltenen Duktus an manchen Stellen andernorts zurückgedrängte Traditionen der Geographie darstellt¹¹; und schließlich *viertens*, weil es, in kombinierter Wirkung dieser Eigenschaften, die „synchrone Pluralität“ (Hard) des Faches vermehrt.

Gerade unter diesem Aspekt ist auch das Fehlen der stets besonders anregenden methodologischen und methodischen Beiträge von Tilman Rhode-Jüchtern zu bedauern. Dies in einem Fach, das nach Schultz' zutreffendem Urteil weit mehr als andere Wissenschaftsfächer dadurch gekennzeichnet ist, dass bei seiner Selbstreflexion Schulgeographen nicht nur immer wieder „mitgemischt“, sondern „eigene Akzente“ (Bd. 3: X) gesetzt haben. Fehlt Rhode-Jüchtern vielleicht, weil er zuweilen, stets gut begründet, „radikal konstruktivistischen Positionen“ zuneigt, während Schultz „eine referentielle Beziehung zur Wirklichkeit als notwendig erachtet“, wie er in einer nun deutlich wertgeladenen Passage im Vorwort zum dritten Band bekundet (Bd. 3: III)?

Und noch ein letzter Lückenvermerk: Was mag Hans-Dietrich Schultz bewogen haben, die Entwicklung der Geographie in der DDR fast vollständig auszublenden? Nur deren eine Leitfigur, Ernst Neef, ist mit zwei Einträgen vertreten. Wie etwa lässt sich begründen, dass die aus seiner Schule hervorgegangenen, grundlegenden methodologischen Beiträge sowohl zur Natur- wie zur Planungsgeographie ganz übergangen werden? Dass Hans-Dietrich Schultz sie einfach übersehen hat, ist angesichts seines sonstigen wissenschaftlichen Werkes auszuschließen. Denn dort hat er sich bekanntlich höchst umfassend, differenziert, sensibel und innovativ mit dem Konzept „Deutschland“ auseinandersetzt. Und ebenso absurd wäre die Vermutung (der Verdacht), er hätte diese Ansätze absichtsvoll aus dem Traditionsfundament deutschsprachiger Geographie eliminieren wollen, ganz so, wie dies im Zuge des Wiedervereinigungsprozesses mit anderen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Errungenschaften der ehemaligen DDR geschehen ist.

Wie man sieht, gelten alle diese kritischen Hinweise auf Fehlendes den zeitlich jüngeren Teilen der Zitatsammlung, das heißt auf eine Zeit, in der sich die folgenden Trends bemerkbar gemacht haben:

- Eine mit dem drastischen Ausbau der Hochschulgeographie in den 70er Jahren einhergehende, ungekannt schnelle Zunahme der Anzahl von Antworten auf die WiG-Frage,
- deren immer vielfältiger werdende Qualität,
- die wachsende Zahl der (meta-)theoretischen Ausgangs- und Bezugspunkte und gleichzeitig zunehmende Beliebigkeit bei deren Nutzung,

- die nachlassende Bereitschaft zur fachhistorischen Fundierung wissenschafts- und fachtheoretischer Positionen und Auffassungen, sowie
- – last but not least – die erheblich stärkere internationale Ausrichtung des Wissenschafts- und Lehrbetriebs („szientifische und hochschulpädagogische Globalisierungen“).

Dies sind meines Erachtens *allgemeine* Gründe dafür, dass Hans-Dietrich Schultz' Sammlung der nach 1980 erfolgten WiG-Äußerungen so lückenhaft bleiben musste, dass sie wesentlich geringeren Erkenntniswert haben, als die früheren Zitate. In ihrer Überlagerung führen die genannten Trends zu einem Publikationsschwall, der einen Einzelnen schnell überspült. Wollte man die laufenden Diskussionen mit ähnlicher Vollständigkeit abbilden, wie es Schultz für die Diskussionen bis 1960 gelingt, dann könnte die Sammlung kaum mehr als individuelle Arbeit geleistet werden. Seine zunehmend scharfe Selektion von Texten begründet Schultz damit, dass aktuelle Texte für Interessierte ja leicht zugänglich seien (vgl. Bd. 3: III). Das ist wenig überzeugend, weil es ja auch auf alle jüngeren Texte zutrifft, die nun Aufnahme in die Sammlung gefunden haben.

Jedenfalls bilden die neueren Teile der Quellensammlung die aktuellen Diskussionen nicht angemessen ab; sie vermittelt ein lückenhaftes und damit ein falsches Bild einer hoch komplexen Situation. Weniger wäre mehr gewesen. Gemessen an seinem hohen Eigenanspruch hat sich Hans-Dietrich Schultz zu viel vorgenommen. Er wäre gut beraten gewesen, die Sammlung der WiG-Zitate früher abzubrechen. Eine dafür geeignete Zäsur lässt sich zeitlich natürlich nicht als Jahreszahl angeben. Aber ein wichtiges Wendereignis ist auf jeden Fall der Kieler Geographentag des Jahres 1969. Damals war es Hans-Dietrich Schultz selbst, der sich als Student in führender Rolle an der mutigen, scharfen Kritik an einer Geographie beteiligt hat, die er und andere nun die klassische oder auch die „klassische“¹² nennen. Diese grundlegende Kritik, die wieder einmal einen ganz bestimmten Zeitgeist widerspiegelt („die 68er“), hatte sich große Teile ihres argumentativen Futters im Lager des kritisch-rationalen Forschungsparadigmas besorgt. Ihre Anwendung auf die Geographie, bei der Dietrich Bartels in der Bundesrepublik Deutschland die Leitfigur war, hat neue Diskussionsfelder und Konfliktlinien entstehen lassen, an denen dann zeitweise so heftig und offen gekämpft wurde wie vorher kaum und seither nicht mehr in der deutschen Geographie. Indirekt haben diese hart geführten Auseinandersetzungen zur Entstehung der grundlegenden Theoriebücher von Gerhard Hard (1973) und Eugen Wirth (1979) geführt.¹³ In der DDR hatte Ernst Neef schon 1967 mit den „Theoretischen Grundlagen der Landschaftslehre“ versucht, das Fach zu konsolidieren. Diese paradigmatischen Werke von drei einflussreichen „Meinungsführern“ stellen eine deutliche Zäsur dar. Denn danach schießt das theoretische, methodologische und methodische Gedankengut in der Geographie fast ungebremst ins Kraut, von begierig aufgenommenen Parolen des „Anything goes“ genährt. Das hat in kurzer Zeit zu der erwähnten massiven quantitativen und qualitativen Anreicherung der WiG-Diskussion geführt.

Ohne Frage könnte auch eine Ergänzung und Fortsetzung der Sammlung für die neuere Zeit großen Nutzen stiften. Aber wie gesagt: eine solche Unternehmung lässt sich nicht mehr von einem Einzelnen bewältigen, sondern verlangt andere, kollektive Arbeitsformen.

Das Bild der Geographie als Insel ...

Eine weitere Kritik bezieht sich auf den fünften der oben genannten Leitaspekte und -fragen, die Schultz für die WiG-Diskussion unterscheidet: „Welche Position nahm die Geographie im Kontext aller übrigen Wissenschaften ein? War sie (...) eine eher minder-rangige Disziplin oder kam ihr eine zentrale, integrative Stellung zu?“ (Bd. 1: IX) Weil Geographen aber eher auf sich bezogen bleiben und dazu tendieren, ihr Fach als Insel im Meer der Wissenschaften anzusehen – so einer der allgemeinen Eindrücke, die man beim Lesen der Texte gewinnt –, müsste man neben Eigenbildern auch Fremdbilder der Geographie, also Äußerungen von Vertretern anderer Disziplinen berücksichtigen. Das aber kann Hans-Dietrich Schultz verständlicherweise nicht auch noch leisten. So bleibt es im Ergänzungsband bei nur wenigen solcher Fremdeinschätzungen. Zur Frage nach der Position der Geographie vis-à-vis anderen Wissenschaften kommen nur wenige selbst-kritische Geographen zur Sprache. Sie geben häufig ihre Beobachtung wieder, dass sich natürlich auch andere Fächer mit Geografien beschäftigen, und dass sie dafür methodisch und theoretisch nicht unbedingt schlechter gerüstet sind, als die Geographie selbst. Aber das reicht nicht aus, um aktuelle, disziplinpolitisch sehr drängende Ausgangsfragen nach dem Rang der Geographie zu beantworten.¹⁴ Hier wäre eine weitere, multi-disziplinäre Textsammlung nötig und hilfreich, vor allem auch als *wissenschaftliche* Basis für fach-politische Diskussionen um die Stellung konkurrierender Fächer an der Universität und in der Schule.

... und Wissenschaftsfach mit wenig vernetzten, segregierten Denkkulturen ...

Versucht man, die Beiträge der Sammlung als Ganzes zu überblicken, so fügen sie sich zum Bild einer Geographie zusammen, deren Erkenntnisinteresse ganz überwiegend auf Mensch-Umwelt-Komplexe gerichtet ist. Daneben tritt, wie gesagt, eine andere mögliche Charakterisierung (modisch: ein anderes „Alleinstellungsmerkmal“) der Geographie weit in den Hintergrund: die Analyse örtlicher und räumlicher Muster (Ensembles, Gestalten), bezogen auf alle möglichen tangiblen und intangiblen Sachverhalte, und untersucht auf allen Maßstabsebenen. Auch eine dritte Variante von Fachverständnissen fehlt fast ganz: die Geographie als integrative Dach- und, sozusagen, „Mutter aller Wissenschaften“. Diese gänzlich unrealistische Auffassung hat ja durchaus noch Anhänger.¹⁵ Insgesamt bildet die Zitatsammlung für die jüngere und gegenwärtige Zeit die tatsächlich existierenden Meinungsunterschiede sowie die Spannweite der Selbstverständnisse des Faches

Geographie nur partiell ab. Insbesondere bleiben extreme Positionen außerhalb des Blickfeldes. Damit tendiert die Zitatsammlung dazu, das Ausmaß der vielschichtigen fachlichen und organisatorischen Grundprobleme zu verharmlosen, mit denen die Disziplin Geographie derzeit stärker konfrontiert ist als jemals in ihrer Geschichte.

... in teils stark normativ getönter metatheoretischer Rahmung

Schließlich seien noch einige Anmerkungen zu den Einrahmungen der eigentlichen Textsammlung gemacht. Die Überlegungen nehmen einige in früheren Passagen des vorliegenden Textes eingestreute Vermutungen über normative, persönliche, forschungssoziologische Einflüsse auf die Textauswahl auf.

Hans-Dietrich Schultz komplettiert seine Zitatsammlung mit Diagrammen, Vignetten und längeren Texten. Titel, Positionierung im Gesamtwerk und Länge im Einzelnen sind der Übersicht 1 zu entnehmen. Am neutralsten ist die Parole, die Hans-Dietrich Schultz an den Beginn des ersten Bandes stellt (vor S. V). *Ad fontes* ist da zu lesen, eine Aufforderung, die gar nicht oft und stark genug beherzigt werden kann und der man dank Hans-Dietrich Schultz' großer Edition nun viel einfacher und besser gerecht werden kann. Schon deutlich stärker normativ aufgeladen ist die von Schultz selbst entworfene Grafik mit dem Titel „Das Paradigma der klassischen Geographie (inklusive NS-Variante)“ (Figur Bd. 3: 196). Ob es am Ende gerecht ist, die wie auch immer verstandene klassische Spielart der Geographie in derart große Nähe zur NS-Ideologie zu bringen, wie es in dieser unkommentiert bleibenden Grafik geschieht, ist aus meiner Sicht fraglich.

Doch besondere Aufmerksamkeit unter forschungssoziologischem Aspekt verdienen die Texte, die Hans-Dietrich Schultz an den Anfang und ans Ende seiner Sammlung gestellt hat, gleichsam als Torwächter. Er begründet die Publikation dieser Rahmenstücke an einer Stelle damit, dass sie den Zugang zur Vergangenheit des Forschungs- und Schulfaches Geographie erleichtern (vgl. Bd. 3: III). Im Einzelnen handelt es sich um Texte von Gerhard Hard und Ulrich Eisel, zu Christian Vielhaber und Hans-Dietrich Schultz selbst (vgl. oben, Übersicht 1). Was will Hans-Dietrich Schultz mit diesen Texten ausdrücken? Enthalten sie Auffassungen, die für ihn selbst in irgendeiner Weise vorbildlich sind? Wenn ja, in welcher? Sicher ist, dass sie sich gedanklich und sprachlich weit vom sonstigen Duktus der Aussagen entfernen. Erst durch sie, also außerhalb der *eigentlichen* Sammlung, wird ein Teil jener aktuellen Vielfalt und Diskrepanz der Auffassungen zur WiG-Frage mit der Schärfe sichtbar, die angemessen ist.

Auffällig ist nun auf den ersten Blick, dass alle Autoren dieser Rahmentexte einer Gruppe von Wissenschaftlern angehören, der Hans-Dietrich Schultz auf seinem akademischen Lebensweg streckenweise nahe gestanden hat. Er ist, wie jede Geographin und jeder Geograph, Mitglied der in Teilgruppen zerfallenden Gemeinschaft – ein zu altmodischer Begriff? – der Geographen, und innerhalb dieser bewegt auch er sich in größerer Nähe zu dem einen und in geringerer zu dem anderen Lager. Das ist nicht nur sein gutes Recht, sondern unvermeidlich. Und es ist klärend, dass Schultz zumindest durch

die Art der Einrahmung seiner großen Zitatsammlung keinen Zweifel daran lässt, welchen Denkstilen und Weltsichten er zuneigt. Es ist eine Weltsicht, die man als systemtheoretisch-ökosystemar-transdisziplinär bezeichnen könnte. Diese Grundperspektive des Sammlers¹⁶ Hans-Dietrich Schultz hinterlässt jedenfalls in der Auswahl der Texte aus der neueren Zeit deutliche Spuren. Die positivistisch-analytisch-naturwissenschaftliche Gruppe der aktuellen deutschsprachigen Geographie ist unterrepräsentiert. In welcher Weise dies auch für Texte aus früheren Zeiten gilt, bedürfte einer Klärung, die höchst aufwendig ist.

Diese Feststellungen sind ganz ausdrücklich als Beobachtung gemeint, nicht als Kritik. Aber sie eignen sich doch, zusätzlich zu den erwähnten *allgemeinen* Ursachen für die lückenreiche Auswahl neuerer WiG-Antworten *wissenschaftssoziologische* Faktoren ins Spiel zu bringen. In diesem Sinne sind die Beobachtungen vor allem gemeint als Anregung für die Arbeit mit der Sammlung, nämlich als Anregung, sie immer auch unter dem Aspekt der *sozialen* Steuerung des wissenschaftlichen Betriebs zu sehen, also unter dem Aspekt seiner Organisation in und Beeinflussung durch Einheiten, die wir, je nach Distanz und eigener Beteiligung, unterschiedlich zu benennen pflegen: als Netzwerke oder Seilschaften oder Zitierzirkel oder, neudeutsch, als epistemische Communities. Eine wissenschaftliche Disziplin zerfällt in Lager, in Teilgruppen, die sich auf jeweils unterschiedliche Werte, Meta- und Fachtheorien und Leitkonzepte beziehen. Die von Schultz als Rahmen seiner Zitatsammlung ausgewählten Texte liefern vielfältige Belege für diese Lagerbildung. Einen Hinweis enthält, wie gesagt, die Auswahl der Texte aus neuerer Zeit selbst. Außerdem wäre bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, dass etwa Ulrich Eisels zahlreiche beachtliche Beiträge zur WiG-Frage von der Mainstream-Diskussion innerhalb der etablierten Geographie so gut wie gar nicht wahrgenommen werden. Wer sich auf den ungewöhnlich schwierigen Text von Ulrich Eisel im Band 3 der Sammlung einlässt, wird erkennen, dass hier im Hinblick auf die Zitationsbezüge¹⁷ große Distanz und im Hinblick auf Theorie und Terminologie allergrößte Unterschiede zu den allermeisten der organisatorisch und fachpolitisch tonangebenden Fachvertreter der deutschsprachigen Geographie bestehen. Diese wiederum ignorieren Eisels ungewöhnlich umfang- und gedankenreiches Werk. Will Schultz mit der deutlich herausgehobenen Position des Eisel-Textes einen Beitrag dazu leisten, dieses Unrecht gutzumachen? Wenn ja, hätte eine entsprechende forschungsinhaltliche Positionierung klärend gewirkt. Wie auch immer: nochmals wird hier deutlich, wie zerklüftet das intellektuelle Terrain ist.¹⁸ Es ist eben längst nicht mehr angemessen, von „der“ Geographie oder „dem“ heutigen Geographieverständnis zu sprechen.¹⁹

Für eine Belebung einer bestens fundierten intradisziplinären Konfliktkultur

Alle kritischen Anmerkungen und Fragen stellen den großen Wert der älteren Teile der Sammlung nicht in Frage. Sie lassen sich hervorragend nutzen, um das Aufkommen und

die Kontinuität bestimmter fachtheoretischer Überlegungen präzise zu studieren. Die Sammlung ermöglicht es, spezielle Nuancen des fachlichen Selbstverständnisses so klar zu identifizieren, dass daraus allgemeinere Hypothesen zur disziplintheoretischen Eigenart des Faches und dessen Entwicklung abgeleitet werden können. Sie wären dann durch systematische, weiter ausholende Textanalysen zu überprüfen. Dieses Potenzial der Sammlung, forschungslogische Fragehypothesen zu generieren, ist gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Mit drei Vorschlägen sei das hier angedeutet.²⁰ Sie sind vor allem als verfahrenstechnische Anregung gedacht und können deshalb hier ohne nähere inhaltliche Kommentare bleiben. (Auf die dritte Hypothese bin ich im voranstehenden Abschnitt eingegangen.)

1. Es gibt eine weit zurückreichende Tradition der Geographie als chorologische Wissenschaft; sie ist gegenwärtig, zum Schaden der Geographie, stark unterbelichtet.
2. Die Auffassung, dass Erdräume (Länder, Landschaften, Regionen) nicht „sind“, sondern von Menschen konstruiert werden, ist keine neue Einsicht einer sich dadurch definierenden „Neuen“ Humangeographie, sondern hat ebenfalls tief reichende fachhistorische Wurzeln.
3. Hans-Dietrich Schultz' Auswahl der jüngeren Lesefrüchte trägt Spuren seiner normativen (vor-)wissenschaftlichen Orientierung.

Für jede dieser Hypothesen lassen sich nun durch die Quellensammlung hindurch Zitationspfade anlegen – „Gedanken-Gänge“, mit einer zeitlichen Reihung sinnverwandter Antworten auf die WiG-Frage. Ausgehend von diesen Stationen auf den Hypothesenpfaden, könnte man dann das weitere Umfeld vollständiger bearbeiten.

Hans-Dietrich Schultz' großer Beitrag zur Erkundung der Geographiegeschichte kann einen ganz wesentlichen Beitrag zur Bewältigung der Aufgaben und Herausforderungen leisten, vor denen die deutschsprachige Geographie als Gesamtfach steht.²¹ Im gesamten, über 260 Jahre reichenden Zeitraum der Sammlung vermittelt sie das Bild einer wissenschaftlichen Disziplin, die sich weitgehend selbst genügt, die sich in ihrer wissenschaftstheoretischen Begründung und wissenschaftspolitischen Positionierung meist auf sich selbst bezieht. Mit einer Deutlichkeit, die bei der großen Zahl der Zitate besonders hervortritt, vermittelt die Textsammlung den Eindruck einer mit sich selbst zufriedenen, in sich ruhenden Inseldisziplin.²² Wenn Geographen sich streiten, dann bleiben sie eher unter sich, kümmern sich kaum darum, dass Geografien auch Gegenstand anderer Fächer sein können. Das gilt für die historische Phase vor der erwähnten großen Zäsur der 1970er Jahre in besonderem Maße. Damit bildet die Sammlung eine aus meiner Sicht sehr charakteristische und wichtige Eigenart des Faches Geographie zutreffend ab.²³ Die wissenschaftslogische wie -soziologische Analyse dieser Eigenart mit ihren Ursachen und in ihren Folgen verdient großes Interesse. Man wünschte sich deshalb eine Ergänzung der Sammlung in Form einer Zusammenstellung von außergeographischen Geographievorstellungen. Das wäre ein nützlicher Beitrag, um die Geographie auf dem weiten Feld der an Geografien interessierten („raum-bezogenen“) Wissenschaften neu und präziser zu

positionieren.²⁴ „Neu“: das soll nicht heißen: ein für allemal, sondern nur für dieses eine, weitere Mal.

Mit der Publikation seiner Zitatsammlung von WiG-Aussagen verbindet Hans-Dietrich Schultz die Hoffnung, sie möge die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Faches erleichtern. Das ist ihm gelungen. Wir haben nun ein breites, trittfestes Terrain für das Aufspüren und Nachzeichnen von Denkpfeilen durch die Geschichte der Geographie. Erleichterter Zugang ist jedoch nur eine der Meriten der Sammlung. Die potentielle forschungsethische und -hygienische Wirkung erscheint mindestens ebenso wichtig. Zwar wird sie nicht verhindern können, dass auch in Zukunft Fachvertreter und Außenstehende Standortbestimmungen des Faches Geographie vorschlagen, die vorrangig auf ihren eigenen normativen, (vor)wissenschaftlichen – und oftmals isoliert und implizit bleibenden – Dispositionen basieren. Aber es ist doch schwieriger geworden, solchen Ansätzen allzu freien Lauf zu lassen. So gesehen, lässt sich Hans-Dietrich Schultz' Sammlung auch verstehen als Aufforderung, Forschung gezielt nach gängigen Maßstäben (wie Zitierdichte und -genauigkeit), Normen (wie Empathie für die Geschichte des Faches und für ihre Vertreter) und Vorgehensweisen (wie Einbettung in bestehende Wissensbestände) zu betreiben. Hans-Dietrich Schultz gebührt dafür der uneingeschränkte Dank der ganzen *scientific community*, der geographischen wie der nicht-geographischen, der nationalen wie der internationalen, der planungs- wie der didaktisch orientierten. Er hat seinen Beitrag geleistet um künftige Diskussionen auf einen in jeder Hinsicht tragfähigeren, von Pauschal- und Vorurteilen weniger belasteten Boden zu stellen.

Hans-Dietrich Schultz ist zu bewundern für sein Durchhaltevermögen, und wohl auch für ein gewisses Maß an Unbekümmertheit. Ohne letztere ist ein Unternehmen der Art, wie er es begonnen und bravourös durchgeführt hat, nicht zu bewältigen. Er hat ein riesiges Vorratslager von Bausteinen angelegt, die sich für die Konstruktion (fast) aller möglichen Geographiegebäude verwenden lassen. Fertig werden solche Gebäude nie, und keines wird am Ende ganz fugendicht sein.

Anmerkungen

- 1 Schultz 2004. Zitate aus diesem dreibändigen Werk werden notiert mit der Nummer des Bandes („Teiles“ bei Schultz): 1 [= Band 88], 2 [= Band 89] oder 3 [= Band 100]), gefolgt von einem Doppelpunkt und der Seitenzahl.
- 2 Diese Unterscheidung habe ich erstmals verwendet in Dürr 2005a
- 3 Zu den Voraussetzungen für das Gelingen der viel beschworenen interdisziplinären Forschung zählt Helen Longino (2002, 128-31) diese Forderung: „criticism to be given the same weight as original research.“
- 4 Unbeschadet mancher Schreibfehler, die nur zum Teil auf Einlegeblättern nachträglich korrigiert werden. Wittfogel wird durchgehend als Wittvogel zitiert. Sinnentstellend z.B. der alte Kalauer: Leerstuhl (so Bd. 2: 11, 14. Zeile von oben) statt Lehrstuhl.

- 5 Dieses Prozedere könnte wohl zu einer Konsolidierung des Faches beitragen. Aber zu der Zuversicht, das Fach Geographie würde sich auf breiter Front ernsthafter mit seinen historischen Wurzeln auseinandersetzen, besteht, aufs Ganze gesehen, derzeit wirklich wenig Anlass. Umso willkommener ist die Schultz'sche Sammlung!
- 6 Was Eisel, der in seinen Schriften doch ansonsten – und auch in diesem Aufsatz – so auffällig differenziert zu argumentieren versteht, zu einem solchen Pauschalurteil bewegen mag, könnte nur er selbst erläutern. Der Umstand, dass diese Simplifizierung von „der“ Geographie im Text eines Vortrags steht, dessen Ziel es war, vor einem multidisziplinären Publikum „das Weltverständnis der Geographie“ zu erläutern (Eisel, Bd. 3: 197, Fn. 1), ist aus fachpolitischer Sicht zusätzlich bemerkenswert.
- 7 Ich vermeide hier und im Folgenden den modischen Begriff „Diskurs“, weil dieser „seit Beginn der 70er Jahre von ganz verschieden fundierten Ansätzen in Anspruch genommen (wird), so daß es zur Vermeidung terminologischer Verwirrung unabdingbar ist, jeweils deutlich zu machen, aus welcher theoretischen Perspektive von D. die Rede ist.“ (Lemma „Diskurstheorien und Diskurs“, in: Nünning, Ansgar [Hrsg.] 1998, S. 95-98. Zitat S. 95).
- 8 Die folgende Auflistung besteht aus gekürzten, aber wörtlichen Zitaten des Originaltextes (Schultz 2004, Bd. 1: IX).
- 9 Vgl. z. B. Bd. 3: III.
- 10 Im Falle der „Theoretischen Geographie“ von Eugen Wirth verlängert Schultz damit eine fachinterne Tendenz, deren Wirksamkeit eine gründliche wissenschaftssoziologische Erklärung verdiente. Ich meine die anhaltend geringe Beachtung dieses grundlegenden Werkes in der nachfolgenden, inzwischen ja über ein Vierteljahrhundert andauernden methodologischen Diskussion. Über eine anfängliche Diskussion, die auch Eugen Wirth als konstruktiv-kritisch aufgefasst hat (vgl. Dürr 1979), ist diese Debatte nie ernsthaft hinausgekommen. Dies war und ist ein Fehler.
- 11 Etwa mit dem an Schmithüsen angelehnten System geographischer Grundbegriffe (Borsdorf 1999: 49-50) oder der Formenwandlehre von Hermann Lautensach (ebd: 63). Letzterer ist in der Schultz'schen Sammlung zwar mit sieben Einträgen vertreten, aber ausschließlich solchen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. *Lange* persönliche Akademikerkarrieren verfolgen und in deren Verlauf die Veränderung der Welt-sicht nachzeichnen können: das könnte doch auch ein wichtiges Ziel der Sammlung sein. Dafür gäbe Lautensach ein treffendes Beispiel ab.
- 12 Den Terminus klassisch verwendet Schultz in irritierender Weise mal mit (Bd. 3: 195), mal ohne (Bd. 3: 196) Anführungszeichen. Im ersten Fall setzt er „klassisch“ (mit länderkundlich (ohne Anführungszeichen) gleich. Das ist terminologisch nicht optimal.
- 13 Die in ihrer wissenschaftstheoretischen Grundlegung und auch fachtheoretisch viel mehr gemeinsam haben, als man es aufgrund der zwischen diesen beiden Wissenschaftlern geführten heftigen Debatte erwarten würde.

-
- 14 Vgl. dazu Klüter 2005 und Dürr 2005a.
 - 15 Grimmel beginnt sein anregendes Buch, mit diesen beiden Sätzen (2004: 7): „Im Zeitalter der weit fortgeschrittenen Spezialisierung der Wissenschaften ist es nötig, die zahlreichen von den Spezialisten gelieferten Bausteine des Wissens kritisch zu bewerten und zu einem einfachen [sic, HD] konzentrierten wissenschaftlichen Gesamtmosaik zusammenzufügen. Diese Aufgabe hat die *Geographie*.“ - Von den 62 Einträgen des Literaturverzeichnisses stammt kein einziger von einem Geographen.
 - 16 „Sammler“ verstanden als ein an einem bestimmten Sachbereich leidenschaftlich interessierter Mensch, der souveräne Überblickskenntnisse mit sicherem Geschmack paart, und der seine Sammlung auch nach persönlichen Vorlieben ergänzt.
 - 17 Eisel führt 51 Arbeiten im Literaturverzeichnis des Artikels auf. Davon stammen 18 von ihm selbst, 4 von Gerhard Hard, 5 weitere beziehen sich auf Texte, die Geographen nach 1965 publiziert haben. Keiner der erwähnten Meinungsführer der deutschsprachigen Geographie wird erwähnt.
 - 18 Eher eine Frage der Verbreitungs- und Wirkungsstrategie der Publikation ist es, ob Schultz sich einen Gefallen getan hat, die vielen aufs Ganze gesehen einseitigen Auffassungen zur Geographie als Rahmen der Sammlung selbst zu verwenden. Manchen Benutzer könnten sie von einer vorurteilsfreieren Verwendung des Textes abhalten.
 - 19 Was sogar Schultz unterläuft, nämlich in einem Hinweis auf den Text eines weiteren Meinungsführers der aktuellen methodologischen Geographie im deutschen Sprachraum, Hans-Heinrich Blotevogel (Bd. 1: IX).
 - 20 Weshalb diese und keine anderen Aspekte? Natürlich ist diese Wahl vom augenblicklichen Forschungsinteresse des Betrachters (mit-)bestimmt. Nur für die erste Hypothese sei das hier ein wenig erläutert: Die Frage nach dem Umgang mit der Chorologie stelle ich im weiteren Zusammenhang einer Beobachtung (oder zunächst nur Vermutung) zur neueren Fachgeschichte: dass nämlich dieser speziell chorologische Aspekt im Laufe der Zeit kontinuierlich an Bedeutung als Identitätskern verloren hat und weiter verliert. Ich hoffe, dass eine gründliche Beschäftigung mit dieser Frage dem daraus abgeleiteten Vorschlag Substanz verleihen kann diese chorologische Betrachtungsweise in der theoretischen und empirischen Arbeit des Faches wieder aufzuwerten. Dieser Vorschlag läuft hinaus auf die vermeintlich paradoxe Forderung nach einer „Raum-Wende“ (einem *spatial turn*) in der Geographie. Dazu Dürr 2005b (i.V.).
 - 21 Dazu ausführlicher Dürr 2001 und 2005b.
 - 22 Ausnahmen bilden die oben kommentierten Rahmenartikel der Sammlung von Hard, Eisel und Schultz selbst (bibliographische Einzelheiten in der Übersicht 1. Vielleicht besteht ja ein Zusammenhang zwischen der ausgeprägt extra-disziplinären Perspektive dieser Beiträge und ihrer geringen Beachtung durch den Mainstream des Faches Geographie. Das in Fußnote 13 erwähnte – inhaltlich nun allerdings gänzlich andere Buch – wäre ein weiterer Beleg für die Triftigkeit dieser Vermutung.
 - 23 Dies ist ja eine seit langem bekannte Tatsache. Sie wird z. B. schon im Lemma „Geo-

graphie“ im ZEDLER-Lexikon erwähnt. Dieser Artikel böte eine schöne Ergänzung der Schultzschen Sammlung.

24 Dazu besonders anregend: Sturm 2000.

Literatur

- Borsdorf, Axel 1999: Geographisch denken und wissenschaftlich arbeiten. Stuttgart: Klett-Perthes
- Dürr, Heiner 1979: Für eine offene Geographie, gegen eine Geographie im Elfenbeinturm. Karlsruhe (= Karlsruher Manuskripte zur Mathematischen und Theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie, H. 36)
- Dürr, Heiner 2001: Handreichungen für diskursive Geographien. Zu Benno Werlens Einblicken in die Sozialgeographie. In: geographische revue 3, H. 2, S. 55-90
- Dürr, Heiner 2005a: Kulturwissenschaft mit Geografie, aber ohne Geographen. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 79, S. 137-150
- Dürr, Heiner 2005b: Geographie als Topophilie plus Chorologie. In: Müller-Mahn, Detlef; Ute Wardenga (Hrsg.) 2005: Möglichkeiten und Grenzen integrativer Forschungsansätze in Physischer Geographie und Humangeographie. Leipzig.
- Engelmann, Peter (Hrsg.) 2004: Postmoderne und Dekonstruktion. Stuttgart: Reclam (= UB 8668)
- Grimmel, Eckhard 2004: Kreisläufe der Erde. Eine Einführung in die Geographie. Münster: Lit Verlag
- Hard, Gerhard 1973: Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin, New York: de Gruyter (= Sammlung Göschen 9001)
- Klüter, Helmut 2005: Geographie als Feuilleton. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 79, S. 125-136
- Longino, Helen 2002: The Fate of Knowledge. New Jersey, Woodstock: Princeton University Press
- Neef, Ernst 1967: Die theoretischen Grundlagen der Landschaftslehre. Gotha, Leipzig
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) 1998: Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Stuttgart: Metzler
- Straub, Jürgen 2004: Identität. In: Jaeger, Friedrich; Burkhard Liebsch (Hrsg.) 2004: Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 277-303
- Schultz, Hans-Dietrich 2004: ¿Geographie? 3 Bde. Teil 1: Antworten vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Teil 2: Antworten von 1918 bis zur Gegenwart. Teil 3 (Ergänzungsband): Antworten vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin: Humboldt Universität, Geographisches Institut (= Arbeitsberichte Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin Heft 88, 89, 100)
- Sturm, Gabriele 200: Wege zum Raum. Opladen: Leske + Budrich
- Wirth, Eugen 1979: Theoretische Geographie. Stuttgart: B. G. Teubner

Zedler 1735 ff.: Grosses vollständiges Universal Lexikon Aller Wissenschaften und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert wurden. Darinnen so wohl die Geographisch-Politische Beschreibung des Erd-Creyses, Monarchien, Kayserthümern, Königreichen, Fürstenthümern, Republiken, freyen Herrschaften, Ländern, Städten, See-Häfen, Festungen, Schlössern, Flecken, Aemtern, Clöstern, Gebürgen, Pässen, Wäldern, Meeren, Seen, Inseln, Flüssen und Canälen; Sammt der natürlichen Abhandlung von dem Reiche der Natur, nach allen himmlischen, luftigen, feurigen, wässerigen und irdischen Körpern und allen hierinnen befindlichen Gestirnen, Planeten, Thieren, Pflantzen, Metallen, Mineralien Saltzen und Steinen etc. Halle und Leipzig, Verlegts Johann Heinrich Zedler. 1732 ff. – Das vollständige Lexikon steht online zur Verfügung!: <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/zedler>

Hinweis von Hans-Dietrich Schultz, dem Herausgeber der drei bisher veröffentlichten Bände „Geographie“:

2006 erscheinen weitere ergänzende Texte: gut 90 für das 18./19. Jh. und über 200 für das 20. Jh., wovon die große Masse auf die Jahre bis 1945 entfällt. Einige von Heiner Dürr vermisste Namen sind nun vertreten, auch mehr DDR-Autoren. Lücken bleiben besonders für die Zeit nach 1980. Hier könnte nur ein eigener Band helfen, den andere zusammenstellen mögen, die in der aktuellen Was-ist-Geographie-Diskussion intensiver involviert sind, als ich es als Wissenschaftshistoriker bin.

Einzelrezensionen

Heide Gerstenberger, Ulrich Wilke: *Arbeit auf See. Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung*. Münster 2004. 400 S. (mit DVD).

Die Arbeitsverhältnisse auf Schiffen der Seehandelsflotte sind die wohl am weitestgehend globalisierten überhaupt. Nirgends sonst begegnen Unternehmer einem derart globalen Arbeitsmarkt und einer derartigen mittels Sozialdumpings betriebenen nationalstaatlichen Konkurrenz um Investitionen. Diese Prozesse erlauben es jenseits nationalstaatlicher Kontrolle und gewerkschaftlicher Organisation unterhalb der Offiziersebene tatsächlich die jeweils billigsten Arbeitskräfte *der Welt* zu rekrutieren. In der Seehandelschiffahrt hat eine „radikale Privatisierung der Hoheit über die Arbeitsverhältnisse“ (33) stattgefunden, die in einem rechtlichen Niemandsland stattfindet, dessen Strukturen „vor allem durch wirtschaftliche Konkurrenz konstituiert“ (36) sind. Auf den „ausgeflaggten“ Schiffen, die sich im Eigentum westlicher Reedereien befinden und die wegen niedriger Steuern sowie niedriger arbeitsrechtlicher wie Lohn-Standards unter den Flaggen von Panama, Liberia oder Belize fahren (aber auch unter deutscher Flagge im *German International Register*, das die Beschäftigung von Seeleuten zu Konditionen ihres Heimatlandes ermöglicht), finden sich Mannschaften aus zahlreichen Weltgegenden mit

unterschiedlichen sprachlichen und sozialen Hintergründen. (Eine Liste der Billigflaggen, zusammengestellt von der *International Transport Workers Federation*, findet sich unter: <http://www.itf.org.uk/flags-convenience/flags-convenien-183.cfm>.) Da außerdem aus Kostengründen sowohl die Besatzungsstärken als auch die Hafentiegezeiten stetig verringert werden, zudem während des Anlegens viele Arbeiten an der gerade nicht laufenden Maschine nötig sind und Häfen für Seeleute wegen ihrer peripheren Lage und strengen Sicherheitsauflagen immer unattraktiver werden, gibt es kaum mehr Gelegenheiten, das Schiff während einer Heuer überhaupt noch zu verlassen. Die Mannschaften sind deshalb häufig nicht nur über Wochen, sondern über Monate gezwungen, auf engstem Raum zusammenzuleben.

Um dieses Zusammenleben und -arbeiten unter globalisierten Bedingungen zu untersuchen, sind die Autoren insgesamt sechsmal auf verschiedenen Typen von Handelsschiffen mitgefahren und haben an Land Gruppendiskussionen mit ehemaligen Seeleuten und anderen Experten durchgeführt. Ihre Darstellung der „Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung“ (Untertitel) liefert Einblicke in eine in Öffentlichkeit und Geographie weitgehend unbeachtete Welt der globalen Warenzirkulation, ohne die der Kapitalismus in seiner heutigen Form nicht denkbar wäre. Neben diesen

Einblicken sind insbesondere zwei theoretische Aspekte des Buches auch für Geographen von Interesse.

Erstens verbinden Gerstenberger/Wilke ihre theoretische Herangehensweise mit einer Kritik ihres Erachtens zu konstruktivistischer Raumkonzepte in der Sozialgeographie, bei denen „Raum“ zu einem reinen Gedankenkonstrukt werde und seine banale Materialität aus den Augen verloren gehe. „Denn Theorie hin oder her: Sobald ein Schiff unterwegs ist, begrenzt seine räumliche Ausdehnung die Möglichkeiten der Bewegung menschlicher Körper.“ (21) Sie fordern eine Untersuchung der „Bedeutung des Raums für soziale Beziehungen“ (ebd.) und schlagen dazu vor, ihn als „formales Prinzip“ und damit – ganz cartesianisch – „schlicht als ‚Ausgedehtheit‘“ (ebd.) zu verstehen. Damit propagieren sie gerade keinen Raumfetischismus, nach dem der materielle Raum den Ausgangspunkt der Erklärung bilden würde, sondern eine Theoretisierung von der sozialen Praxis her, in der die Materialität der Raums sozial angeeignet wird. Ihre zentrale These lautet dementsprechend, „dass die soziale Praxis an Bord nicht durch ‚das Schiff‘, sondern durch dessen Nutzung bestimmt wird“ (20).

Zweitens gelingt es ihnen, die „Kultur“ an Bord auf eine Weise zu untersuchen, die den scheinbar ontischen Charakter dieser Entität konsequent in soziale Praxen auflöst und diese an die sich wandelnden Rahmenbedingungen an Bord rückbindet. Denn „ganz ohne Zweifel [...] erwachsen die wichtigsten Ursachen für den Einschluss der Seeleute in den Kulturkreis des globalen Seetransports aus technischen Entwick-

lungen und veränderten ökonomischen Strategien in der Schifffahrt“ (63). Dabei ist dieser „Kulturkreis“ gerade nicht räumlich fixiert, sondern überall auf den Weltmeeren zugleich zu finden – überall dort nämlich, wo auf Schiffen Waren möglichst billig von einem Hafen zum anderen transportiert werden. Die zentralen Strategien dabei sind v.a. „die zahlenmäßige Reduktion von Besatzungen und die Beschleunigung des Seetransports“ (ebd.). Was dies für das Leben und Arbeiten an Bord bedeutet, untersuchen Gerstenberger/Wilke u.a. an den beiden (mitunter überlebenswichtigen) Aspekten von Ausbildung und Frieden an Bord.

Anhand der Kontrastierung der Berichte älterer und z.T. ehemaliger Seeleute mit der heutigen Praxis an Bord zeigen sie, wie Ausbildung an Bord betrieben wurde und wird. Bis in die 1970er Jahre gab es aufgrund gemeinsamer Sprache, ausreichender Besatzungsstärken, stabilerer Zusammensetzungen der Mannschaften, einheitlicher nationaler Ausbildungsstandards und, auf Seiten junger Seeleute, der Aussicht, noch Jahrzehnte lang zur See zu fahren, den Anspruch und die Möglichkeit, Erfahrungswissen mit der Seefahrt im Allgemeinen und den jeweiligen Schiffen im Speziellen weiterzugeben. Dies ist unter heutigen Bedingungen nicht mehr sinnvoll möglich und führt u.a. dazu, dass deutsche Kapitäne und Offiziere von den Fähigkeiten ihrer Besatzungsmitglieder von den Philippinen, aus Kiribati oder Thailand wenig angetan sind. Anstatt aber an ihre eigene, noch völlig anders verlaufene Ausbildung an Bord zurückzudenken, schreiben sie dies häufig der kulturellen Herkunft der Mannschaften zu.

Was den „Frieden an Bord“ angeht, rekonstruieren die Autoren Entstehung und Funktionen traditioneller Verhaltensnormen an Bord und zeigen: „Ritualisierung, Redensarten und Bräuche halfen dabei, die Praxis kollektiver Selbstdisziplinierung von Seeleuten von zufälligen Zusammensetzungen der Mannschaft unabhängig zu machen und sie in eine lange Tradition guter Seemannschaft einzugliedern.“ (98) Unter heutigen Bedingungen scheitern derartige Bemühungen häufig schon an Sprachbarrieren und werden unter der Bedingung schrumpfender Mannschaftsstärken durch eine „gegenseitige Instrumentalisierung“ (64) ersetzt. In der Wahrnehmung deutscher Seeleute reduziert sich diese Veränderung jedoch häufig darauf, dass „früher alles besser“ war und mit den internationalen Mannschaften wegen kultureller Unterschiede keine vernünftige Seefahrt mehr zu machen ist.

In beiden Fällen, bei der Ausbildung wie beim Frieden an Bord, wird sich kulturalistischer (Alltags-)Theorien bedient, mittels derer die erklärbaren sozialen Praxen an Bord zu Eigenschaften ausländischer Seelaute bzw. der Seefahrt mit gemischten Mannschaften reifiziert werden,

was nicht nur theoretisch falsch ist, sondern auch ganz praktisch mit zahlreichen Problemen und Konflikten an Bord einhergeht. Mit ihrer Thematisierung von „Kultur“ hingegen entziehen Gerstenberger/Wilke allen Formen essentialistischer und kulturalistischer Argumentation den Boden (einschließlich der Vorstellung der „Hybridisierung von Kulturen“, bei der ja auch „feste Einheiten aufeinander [treffen], aus denen dann etwas Neues entsteht“; 284). Stattdessen führen sie die scheinbar „kulturellen“ Konflikte zurück auf gesellschaftliche Entwicklungen und stellen diese in ihren politischen und ökonomischen Rahmen. Dieses von den Autoren beispielhaft durchgeführte Vorgehen kann der „Neuen Kulturgeographie“ nur angeraten werden, will sie die theoretischen und politischen Untiefen ihrer superorganischen Vorgängerin vermeiden. Denn die ideologische Reifizierung fängt nicht erst mit der „räumlichen Kammerung“ von Kultur an, sondern bereits mit der Annahme eines über dem Sozialen schwebenden Sphäre der Kultur. Anstatt also von „Kultur“ zu reden gälte es zu untersuchen, *warum* von „Kultur“ geredet wird.

Bernd Belina

Hartmut Häußermann, Walter Siebel: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt a. M., New York 2004. 264 S.

In einschlägigen deutschsprachigen Lehrbüchern zur Stadtgeographie wird die Stadtsoziologie immer als *eine der anderen Wissenschaftsdisziplinen* bezeichnet, die sich auch mit Fragen der Stadtforschung beschäftigt. Eine manchmal etwas stiefmütterliche Einschätzung, insbesondere wenn man feststellt, dass in stadtsoziologischen Lehrbüchern zentrale Fragen der Stadtforschung wie Segregation oder urbane Lebenswelten theoretisch fundierter behandelt und empirisch-methodisch besser belegt werden als in vergleichbaren geographischen Lehrbüchern. Diese Einschätzung ist vom Leser leicht nachzuvollziehen, wenn er die im Jahr 2004 erschienene Stadtsoziologie von Hartmut Häußermann und Walter Siebel zur Hand nimmt. Auf etwas mehr als 200 Textseiten liefern die beiden Autoren eine gute Einführung in die Stadtsoziologie, die auch jedem Einsteiger in das Thema Stadtgeographie empfohlen werden kann. Gleichwohl bleiben auf Grund des einführenden Charakters des Buches einige Aspekte „auf der Strecke“, die gerade für einen Geographen besonders interessant wären (z. B. die Diskussion um den Stellenwert des Raumes in der Stadtsoziologie oder das Thema Suburbanisierung). Die Verfasser haben sich vorgenommen, „eine gleichermaßen real- wie theoriegeschichtlich angeleitete Stadtsoziologie vorzulegen“ (S. 14).

Das Buch besteht aus fünf Hauptteilen mit insgesamt 15 Kapiteln. Jedes einzelne Kapitel schließt mit drei bis fünf Kon-

trollfragen. Diese Fragen ermöglichen es dem Leser zum einen, sein bei der Lektüre erworbenes Wissen strukturiert zu überprüfen. Andererseits werden auf diese Weise die wichtigsten Begriffe und zentralen Inhalte des Kapitels noch einmal pointiert zusammengestellt. Innerhalb der Kapitel werden die textlichen Ausführungen durch Tabellen, Abbildungen und Fotos gut ergänzt. Wichtige Sachverhalte, Begriffsklärungen und besonders erwähnenswerte Aspekte werden in grau unterlegten Textpassagen hervorgehoben. Das gesamte Buch wie auch die einzelnen Kapitel sind dadurch in sich gut strukturiert und somit gut lesbar.

Die mit der Überschrift „Was ist Stadtsoziologie?“ versehene Einleitung erfüllt die damit geweckten Hoffnungen allerdings nur zum Teil. Der Gegenstand der Stadtsoziologie, die Stadt, wird nicht explizit definiert, sondern die stadtsoziologischen Fragestellungen aus einer disziplinengeschichtlichen Perspektive entwickelt. In ihren einleitenden Bemerkungen machen die Autoren deutlich, dass Segregation aus ihrer Sicht das stadtsoziologische Hauptthema ist.

Im ersten Hauptteil (gleichzeitig Kapitel 1) werden der gesellschaftliche Strukturwandel und die damit in Zusammenhang stehenden Prozesse der Urbanisierung und Verstädterung eingehend dargestellt. Diese Ausführungen bilden einen guten Einstieg in die quantitativen und qualitativen Stadtentstehungs- und Stadtentwicklungsprozesse in Deutschland. Gleichzeitig werden auch die im Zuge des rasanten Städtewachstums aufkommenden großstadtkritischen Ideologien systematisch und verständlich zusammengestellt.

Der zweite Teil des Buches „Städtische Lebensweise und urbane Kultur“ gliedert sich in 6 Kapitel. Dieser Teil befasst sich im Kern sehr umfassend mit der Frage, was Urbanität oder urbane Lebensweisen kennzeichnet – oder besser gesagt – gekennzeichnet hat. Die beiden Autoren gehen damit einem alten Thema der Stadtsoziologie auf den Grund: dem Unterschied zwischen dem sozialen Leben auf dem Land und der „urbanen Lebensweise“. Häußermann und Siebel unterscheiden vier zentrale Aspekte von Urbanität und urbaner Lebensweise, die vorwiegend disziplingeschichtlich aufgearbeitet werden:

Zuerst (Kapitel 2) geht es um den spezifischen Sozialcharakter des Großstädters. Theoretisch-historischer Ausgangspunkt ist der stadtsoziologische Entwurf von Georg Simmel. Thematisiert werden insbesondere die Funktionalisierung des städtischen Soziallebens, stadttypische Mentalitäten und Verhaltensweisen sowie der Zusammenhang von Urbanität und Arbeitsteilung.

Im anschließenden Kapitel 3 wird auf der theoretischen Grundlage sozialökologischer Forschungsansätze und Untersuchungen die Genese sowie das Neben- und Gegeneinander der sozialen, ethnischen oder kulturellen Lebenswelten und Bevölkerungsgruppen in der Stadt zu klären versucht. Ausgiebig wird dazu das Forschungsprogramm der Chicagoer Schule erörtert.

Eine weitere Besonderheit des städtischen Soziallebens ist nach Auffassung der Verfasser die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit. Dieser Aspekt steht im Mittelpunkt von Kapitel 4. Zurückgehend auf Bahrndt und Habermas wird gezeigt, wie die

Polarisierung von Öffentlichkeit und Privatheit in der bürgerlichen Gesellschaft über einen langen Zeitraum Urbanität konstruiert hat, dann aber als konstituierendes Element von Urbanität zunehmend verloren gingen.

Der im folgenden Kapitel 5 behandelte vierte Aspekt von Urbanität betrifft das Eingebundensein der städtischen Haushalte in gesellschaftlich organisierte Versorgungssysteme. Bei städtischen Haushalten wird grundsätzlich von einem vergleichsweise geringen Grad der Selbstversorgung ausgegangen. Auch diese Unterscheidung zwischen Stadt und Land, so führen die beiden Verfasser aus, lässt sich vorwiegend auf Versorgungssysteme zu Zeiten der Agrargesellschaften anwenden. Damit ist auch dieser Aspekt nur eingeschränkt geeignet, einen Unterschied zwischen ländlicher und städtischer Lebensweise zu markieren.

Das Verschwinden des Gegensatzes von Stadt und Land ist auch Thema von Kapitel 6 „Suburbanismus“. Rahmenbedingungen, Kennzeichen und Auswirkungen der Suburbanisierung werden relativ knapp dargestellt. Zentral ist allerdings die Botschaft: „Nicht mehr die Stadtentwicklung prägt die Lebensweisen, sondern die Lebensweisen prägen die Stadtentwicklung.“ (S. 76). Die Verfasser konstatieren somit zum Abschluss dieses Hauptteils eine Urbanisierung der gesamten Gesellschaft.

Damit steht natürlich eine der zentralen Fragen der Stadtsoziologie im Raum: Wenn alles urbanisiert ist, was ist dann Gegenstand der Stadtsoziologie? (vgl. Bommes u.a., 1991, S. 80 ff.) Allenthalben wird vom Stadt-Land-Kontinuum gesprochen: Wor-

auf lässt sich Stadt, Städtisches, städtische Lebensweise oder Urbanität dann noch im Kern zurückführen? Es wäre für den Leser zweifellos Erkenntnis erweiternd, wenn diese prominente Problematik der Gegenstandsbestimmung der Stadtsoziologie – die natürlich auch eine Frage nach dem Stellenwert und der Abgrenzung von (städtischem) Raum ist – in dieser Einführung in die Stadtsoziologie explizit und ausgiebig behandelt werden würde. Hinweise auf die Schwierigkeiten der Abgrenzung von Themenfeldern der Stadtsoziologie oder auf den Stellenwert eines konstruktiven Raumbegriffs als mögliches Konstitutionselement von Stadt sollten hier nicht fehlen. Zumal die Frage nach dem Stellenwert des Raumes in der Soziologie (insbesondere der Stadtsoziologie) durchaus geführt wird (vgl. z. B. Krämer-Badoni, Kuhm, 2003).

Auch im Kapitel 7 stellt sich dieses Grundproblem erneut, wenn es um Aspekte der Gemeindesozio­logie und Gemeindestudien geht. Prinzipiell müsste zunächst die Kategorie Gemeinde von Stadt abgegrenzt werden. Die Ausführungen zeigen, dass dies allenfalls disziplingeschichtlich möglich ist. Theoretisch-konzeptionell war und ist es jedoch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden ist, weshalb sich eine Gemeindesozio­logie nur temporär etablieren konnte.

Der dritte Hauptteil des Buches trägt die Überschrift „Stadt als empirischer und theoretischer Gegenstand“. Er besteht aus drei Kapiteln, in denen das Phänomen Stadt, seine vernetzen bzw. vernetzenden Strukturen sowie theoretische Ansätze zur Erklärung von Stadt und Stadtstrukturen erörtert werden.

Zu Beginn werden im Kapitel 8 unterschiedliche Stadtkonzepte und Stadtdefinitionen behandelt. Es wird herausgestellt, auf welche Weise Marx, Engels und Weber die Stadt als ein bedeutsames, bedrohendes oder auch kapitalistisches Subjekt des gesellschaftlichen Wandels auffassen und konzeptualisieren. Daneben werden weitere Versuche und Ansätze dargestellt, die Stadt als Subjekt von der Gesellschaft abzugrenzen: zum einen auf der Basis von L. Wirth mit den Merkmalen Größe, Dichte und Heterogenität, und zum anderen aus der Sicht der New Urban Sociology, die Stadt als Einheit der Konsumtion und Reproduktion versteht. In ihrer Zusammenfassung stellen die beiden Verfasser aber klar heraus, dass Stadt „nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Entwicklung geworden ist“ (S. 100). Im Kapitel 9 gehen die Autoren auf die Entwicklung, den Stellenwert und den Bedeutungswandel von Gemeinschaften, Nachbarschaften und Netzwerken in Städten und städtischen Quartieren ein. Sie kommen bei ihren Ausführungen unter anderem zu dem Schluss, dass aus stadtsoziologischer Sicht durch städtebauliche Maßnahmen ein funktionierendes, nachbarschaftliches Sozialleben kaum initiiert werden kann.

Im Kapitel 10 diskutieren die Verfasser vier Theorien zur Erklärung von Stadtentwicklung und Stadtstruktur: die Sozialökologie, die New Urban Sociology, die ökonomische Stadttheorie und die politisch-planerische Theorie. Auf der Grundlage dieser Theorieansätze werden dann sowohl die für die städtische Entwicklung und Planung relevanten Akteure und Akteursgruppen identifiziert als auch die

ihnen zur Verfügung stehenden Steuerungsinstrumente und Entscheidungsspielräume diskutiert.

Als ein vertiefender Einstieg in das Themenfeld Segregation ist der vierte Hauptteil des Buches „Stadt und Ungleichheit“ zur Lektüre zu empfehlen. Auf fast 60 Seiten werden der Segregationsbegriff, soziale und ethnische Segregation theoretisch wie konzeptionell aspektreich erörtert.

Die Ausführungen in Kapitel 11 umfassen neben einer gut visualisierten Erklärung des Segregationsbegriffes darüber hinaus Anleitungen zur Berechnung und Interpretation von Segregations- und Dissimilaritätsindizes. Die Entwicklung von Segregation in beiden deutschen Staaten und dem wiedervereinigten Deutschland werden ebenfalls kurz thematisiert. Da sich soziale und ethnische Segregation im Hinblick auf ihre Ursachen und Wirkungen unterscheiden, werden sie von den Autoren in unterschiedlichen Kapiteln (12 und 13) behandelt.

Bei der Entstehung sozialer Segregation stehen Angebot und Nachfrage nach Wohnraum im Mittelpunkt. Diese Aspekte werden im Kapitel 12 entsprechend breit ausgeführt. Stigmatisierende und kumulative Effekte sozialer Segregation werden umfassend und kritisch beleuchtet. Gentrification, die auch als eine Sonderform sozialer Segregation aufgefasst werden könnte, wird nur en passant thematisiert.

Bezüglich ethnischer Segregation konzentrieren Häußermann und Siebel ihre Ausführungen zum einen auf die Vor- und Nachteile ethnischer Segregation (Kontakt- vs. Konflikthypothese) und zum anderen auf Möglichkeiten und Modelle zur Inte-

gration von Zuwanderern in den Städten. Durch eine pointierte Zusammenstellung von Pro- und Contra-Punkten werden die aktuellen gesellschafts- und kommunalpolitischen Konfliktfelder um ethnische Segregation und die Zuwanderung von Migranten transparent gemacht.

Das letzte Kapitel des Teiles „Stadt und Ungleichheit“ widmen die Autoren der Feministischen Stadtkritik. In diesem Kapitel erhielten sie maßgebliche Unterstützung von der Ko-Autorin Susanne Frank. Diese verfasste den Entwurf für dieses Kapitel, der dann „gemeinsam mit den anderen Autoren diskutiert und in Folge leicht überarbeitet wurde.“ (S. 196, Fußnote). Es werden zunächst grundlegende empirische Ergebnisse der feministischen Stadtsoziologie referiert. Diese zeigen die Belastungen, Benachteiligungen und Behinderungen von Frauen innerhalb städtischer Strukturen auf (z. B. hinsichtlich der Mobilitätsstrukturen und der Verkehrspolitik, der Wohnraumversorgung oder der Aneignung und Nutzung öffentlicher Räume). Interessant ist, dass die nun von den Autoren bzw. der Autorin dargestellte feministische Perspektive auf die Stadt einige in den vorangegangenen Kapiteln dargestellten Konzepte und Theorieansätze in einem neuen Licht erscheinen lässt. So werden interessante neue Aspekte, aber auch bedeutsame Schwächen und Defizite des im Kapitel 5 vorgestellten Konzepts von Öffentlichkeit und Privatheit angesprochen, die dort nicht thematisiert worden sind (beispielsweise unterschiedlichen Konstruktionen von Öffentlichkeit und Privatheit bei Männern und Frauen).

Den Abschluss des Buches bildet ein als stadtsoziologisches Gespräch oder In-

terview konzipierter Ausblick. Hierzu wurden die beiden Autoren von Jens Wurtzbacher befragt. Dabei geht es noch einmal um Stadt als soziologischen Gegenstand, aktuelle Forschungsfragestellungen der Stadtsoziologie oder die Bedeutung von Migrantenströmen für die zukünftige Stadtentwicklung. Einzelne stadtsoziologische Aspekte und Problemstellungen (z.B. Migration und Stadt, Soziologie und Planung), die in unterschiedlichen Kapiteln des Buches behandelt wurden und eher nebeneinander standen, werden dadurch integriert.

Da sich diese stadtsoziologische Einführung in erster Linie an Einsteiger in das Thema richtet, ist es auch als Nachschlagewerk konzipiert. Davon zeugt zum Beispiel das sehr umfangreiche Personen- und Sachregister, welches das Wiederauffinden interessierender Textstellen erleichtert. Wichtige Vertreter der Stadtsoziologie, auf die sich die Autoren in ihrem Werk bezogen haben, werden kurz vorgestellt und charakterisiert. Ein Glossar mit Begriffen (und Konzepten) aus der Stadtsoziologie und der Stadtplanung liefern einen raschen Überblick und schnellen Informationszugang. Hervorzuheben ist schließlich die nach stadtsoziologischen Forschungsfeldern sortierte und kommentierte Liste mit weiterführender und vertiefender Literatur.

Hartmut Häussermann und Walter Siebel haben eine lesens- und empfehlenswerte Einführung in die Stadtsoziologie geschrieben. Sie erscheint insbesondere für Einsteiger in das Thema Stadtsoziologie sehr gut geeignet, auch als Nachschlage-

werk. Sie bietet auf der Grundlage theoretischer Konzepte und disziplinhistorischer Entwicklungen einen umfangreichen Einblick in die wesentlichen Gegenstandsbereiche der Stadtsoziologie. Wer empirische Ergebnisse und Fallstudien aus der Stadtsoziologie erwartet, muss allerdings zu anderen Stadtsoziologien greifen (z. B. Friedrichs, 1999). Gleichwohl werden in dem vorliegenden Buch die Inhalte in der Regel an Hand von kurzen Beispielen und plausiblen Überlegungen deutlich gemacht. Für Geographen bietet diese Einführung eine Fülle von grundsätzlichen, theoretisch und disziplingeschichtlich fundierten Erkenntnissen aus der soziologischen Stadtforschung. Diese gehen deutlich über den oft deskriptiven Charakter geographischer Stadtforschung hinaus.

Literatur

- Bommes, Michael, Carsten Klingemann, Gabi Köhler, Albert Scher 1991: Anwendungsorientierte soziologische Forschung. In: Harald Kerber, Arnold Schmiederer (Hg.): Soziologie. Arbeitsfelder, Theorien, Ausbildung. Reinbek. S. 62-104.
- Friedrichs, Jürgen 1999: Stadtsoziologie. Opladen.
- Krämer-Badoni, Thomas, Klaus Kuhm. (Hg.) 2003: Die Gesellschaft und ihr Raum. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen. (rezensiert von Andreas Pott in *geographische revue*, 2/2004. S. 81-86)

Manfred Rolfes

Gerhard Hard: Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie. Band 1. Osnabrück 2002. 328 S.

Mit den beiden Bänden ausgewählter Aufsätze aus knapp vier Jahrzehnten erhält der Leser einen umfangreichen Einblick in das geographische Schrifttum G. Hards. Auch wenn sicherlich der eine oder andere interessante, ja disziplingeschichtlich unverzichtbare Aufsatz in dem hier zu besprechenden Band fehlt, gestattet es die Sammlung doch, nicht nur die wissenschaftliche Entwicklung des Autors nachzuvollziehen, sondern auch die seines Gegenstands: der deutschen (Hochschul-) Geographie.

Diese Parallelsetzung ist nicht nur deshalb möglich, weil Hard immer wieder Themen aufgreift, die auch in der Hochschulgeographie diskutiert werden, sondern auch und vor allem, weil er sich in seiner elaborierten Kritik als ein „passionate lover“ erweist. Ein solches Liebesverhältnis zur Geographie ausgebildet zu haben, wurde Hard schon vor Jahren von feministischer Seite attestiert, dort mit dem Tenor, seine Auseinandersetzung mit best. Kollegen um die theoretische Ausrichtung des Fachs zeige Anflüge einer eifersüchtigen Konkurrenz um die eine Geliebte – eben die Geographie. Im Lichte des vorliegenden Bandes scheint diese Interpretation jedoch etwas anders ausgerichtet werden zu müssen. Behält man die Beziehungsmetapher bei, ähnelt Hards Verhältnis zur Geographie eher dem des Prof. Higgins zu Eliza in „My Fair Lady“, d. h. dem Versuch, der Geliebten Bildungsniveau zu heben. Im Gegensatz zur musikalischen Vor-

lage geben die Aufsätze des Bandes jedoch kaum Hinweise darauf, dass bei der Geographie von einem (wissenschaftlichen) Fortschritt gesprochen werden kann.

So thematisieren alle hier abgedruckten Artikel ein über 34 Jahre (und – so könnte hinzugefügt werden – bis heute) virulentes Problem: die Ontologie der geographischen Kernbegriffe. Geht es in den 60er und 70er Jahren um die „Landschaft“, folgen in den 80er und 90er Jahren die Auseinandersetzungen mit dem „Raum“ als Nachfolger der „Landschaft“ im Paradigmenkern der Geographie. In jedem seiner Aufsätze zeigt der Autor die unlösbaren Probleme, die sich die Geographie damit auflädt, dass sie diese Begriffe nicht lediglich als *Kommunikat* einzelner Personen bzw. Organisationen in bestimmten Situationen zu jeweils eigenen Zwecken auffasst, sondern als ontische Entitäten, die als solche beschrieben und sogar zur Erklärung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisgegenstände verwendet werden. Dass dies sowohl empirisch unfruchtbar als auch theoretisch unhaltbar ist, wird immer wieder und aus verschiedenen Perspektiven erläutert und belegt.

Betrachtet man die abgedruckten Artikel als Spiegelbild der Bildungsbemühungen des Autors um die Geographie, erhält das skizzierte scheinbar einheitliche Bild doch zwei wichtige Modifikationen:

Zum einen fällt eine zeitliche Lücke auf. In den späten 70er und frühen 80er Jahren scheint die Theoriediskussion abgeschlossen, die Entscheidung um die paradigmatische Neuausrichtung der Geographie getroffen zu sein. Zumindest legt dies das auffällige Fehlen von Aufsätzen aus dieser Periode in dem vorliegenden Band

nahe. Erst mit der Diskussion um das „Regionalbewusstsein“ meldet sich Hard wieder eindrücklich zu Wort. Man sieht zunächst Prof. Higgins-Hard förmlich aufatmen, als die Bildungsversuche an der Eliza-Geographie so offensichtlich erfolgreich waren, um ihn dann aufgeschreckt zu erleben mit der Erkenntnis, dass er sich da wohl getäuscht hat.

Dies trägt wohl auch zu der zweiten chronologisch identifizierbaren Auffälligkeit der Texte bei: dem Wandel des literarischen Stils. Während die älteren Texte in ihrer überbordenden Fülle an historisch-philosophischen Verweisen – geschuldet wohl der Absicht, der „alten“ Geographie nicht nur Argumente entgegenzustellen, sondern sie auch mit dem Nachweis der eigenen Bildungsfülle zu beeindrucken, d. h. in gewissem Maße sich als satisfaktionsfähig zu zeigen – zuweilen einen etwas altväterlichen Charakter aufweisen, können die jüngeren Texte nicht nur sprachlich als

deutlich moderner bezeichnet werden. Hard schreckt nun nicht mehr davor zurück, die so offensichtliche Ridikülität der kritisierten Positionen auch zu thematisieren. Gerade dieser offensiv-härtere Stil kann aber ebenso als Hinweis auf den mittlerweile resignativen Grundton seiner geographiebezogenen Bildungsbemühungen verstanden werden wie die Bereitschaft, Ansätze schon dann lobend zu kommentieren, wenn sie nur überhaupt dem geographischen Raumfetischismus fernstehen.

Insgesamt ist die vorliegende Sammlung geographietheoretischer Texte eine unverzichtbare Lektüre für jeden, der einen Einblick in die jüngere deutschsprachige Geographiegeschichte gewinnen möchte. Gleichzeitig macht sie den Leser vertraut mit zumindest einigen (wissenschaftlichen) Facetten des wohl wichtigsten und innovativsten Geographen der letzten 50 Jahre.

Wolfgang Aschauer

Georg Glasze: Die fragmentierte Stadt. Ursachen und Folgen bewachter Wohnkomplexe im Libanon. Opladen 2003.

Diese Doktorarbeit beginnt in luftigen Höhen. Als der Autor 1998 während eines Fluges im Bordmagazin der libanesischen Flugesellschaft Werbung für Villenkomplexe und Apartmananlagen in den Vororten von Beirut sah, „reifte der Entschluss, die Ursachen und Folgen dieser Siedlungsentwicklung (...) zu analysieren“

(S. 15). Georg Glasze ist überzeugt, dass bewachte Wohnanlagen oder Gated Communities zu einem der in den Medien am meisten beachteten städtebaulichen Phänomene der 1990er Jahre gehören. Die mediale Bedeutung wird im einleitenden Kapitel (I. 1) gezeigt anhand dreier beispielhafter Zitate von Zeitungsartikeln. Das wissenschaftliche Schwergewicht des Themas sucht der Verfasser zu unterstreichen, indem er anführt, dass Gated Communities inzwischen auch zum Stoffgebiet einzelner

stadtgeographischer Lehrbücher gehören (S. 17). Damit ist die Präsenz des Themas in den Printmedien und sein Eingang in die Lehrbücher eingangs dargestellt, was diese Vorhandenheit jedoch mit seiner Qualität als Forschungsgegenstand zu tun hat, bleibt ungesagt. Georg Glasze führt schon in der Einleitung seiner Arbeit den Leser sprachlich elegant auf sein Terrain. Jedoch fehlt eine inhaltliche Stringenz und vor allem Strenge der Gedankenführung im Buch von Anbeginn. Es bleiben – und das scheint mir für eine Dissertation überraschend nachlässig – der Forschungsansatz und vor allem die Forschungsfrage lange Zeit unbenannt. Zwar erfahren wir, dass Gated Communities in den USA ein viel und gut untersuchtes Phänomen sind. Warum dies aber mit welcher Zielrichtung nun eine Untersuchung im Libanon als wissenschaftlich zwingend und sinnvoll erscheinen lässt, verrät uns Georg Glasze am Beginn seiner Untersuchung nicht.

In Kapitel I und II wird erläutert, was ein Ghetto, eine Enklave, eine Immigranten-Enklave und eine Zitadelle im Vergleich sind. Hierfür wird der Stand der Literatur zu bewachten Wohnanlagen vor allem in den USA diskutiert. Anschließend erfolgt ein Überblick über die für das vorliegende Werk wesentliche „Fallstudie Libanon“ (S. 31ff). Die gegebene Begründung, warum der Libanon als Untersuchungsregion gewählt wird, ist knapp. Da man unter der „Libanisierung“ eines Staates den Prozess des Zerfalls der staatlichen Einheitlichkeit und des Gewaltmonopols verstehe, so führt Glasze aus, sei der Libanon ein guter Untersuchungsraum um die Entstehung und gesellschaftliche Funktion

bewachter Wohnanlagen unter den Bedingungen der Fragmentierung zu untersuchen. Kapitel II möchte dem Leser mögliche „Erklärungsansätze zur Entstehung bewachter Wohnkomplexe“ näher bringen. Dies geschieht nach dem Strohmännchen-Prinzip: einzelne denkbare Erklärungsansätze werden nacheinander vorgestellt und der Reihe nach verworfen. Diese Art des intellektuellen Aufbaus und Abbaus von Argumentationen ist ein durchsichtiges Manöver. Vor allem führt es in dieser Arbeit zu wenig. Im Ergebnis stellt Georg Glasze nach seinem Vorbeigang an bestehenden Erklärungsansätzen für die Entstehung von Gated Communities (z. B. ökonomische Ursachen in Global Cities/Dual Cities, veränderte Wohnpräferenzen, territoriale Club-Ökonomien, Staatsversagen) ein eigenes „forschungsleitendes Modell“ vor, das so blass ist, dass es hier nur mit Mühe nachgezeichnet werden kann. Der Urban-Governance-Ansatz des Autors reduziert sich auf die inhaltliche Aussage, wonach „Akteure der Nachfrage“, „Akteure des Angebots“ mit „staatlichen/parastaatlichen Akteuren“ bei der Herstellung von überwachten Wohnanlagen in Wechselbeziehungen stehen. Gated Communities entstehen also aufgrund des Zusammenspiels von Nachfrage, Angebot und Staat. Hierbei definiert der Verfasser ‚Governance‘ wie folgt: „Im forschungsleitenden Modell wird als *governance* das Muster von (individuellen und kollektiven) Akteuren und deren Interaktionen bezeichnet, wie es sich in einer spezifischen historischen Situation in einer spezifischen Region darstellt“ (S. 48f). Mit dieser sicherlich nicht falschen, jedoch auch nicht sehr überzeugenden Definition von

Governance und der Bestimmung seines „forschungsleitenden Modells“ wird Georg Glasze nun folgende beiden Fragestellungen untersuchen: 1. Was sind die Ursachen der Entstehung von bewachten Wohnkomplexen im Libanon? 2. Was sind die Folgen der Separation bestimmter gesellschaftlicher Gruppen für individuelle Lebenschancen und die Verwirklichung eines demokratischen und sozial gerechten Gemeinwesens? Während die erste Frage auf Analytisches zielt, ist die zweite Frage auf Normatives gerichtet. Sie nimmt sich explizit die Bewertung von Gated Communities unter dem Blickwinkel der sozialen Gerechtigkeit und politischen Teilhabe vor.

Die empirischen Untersuchungsmethoden sind ausgesprochen vielfältig. Der Verfasser unternimmt das anspruchsvolle Vorhaben einer Triangulation sozialwissenschaftlicher (Befragung, Beobachtung) und geowissenschaftlicher (Kartierung, Luftbildauswertung) Methoden. Hierfür hat er während seines insgesamt zehnmonatigen Aufenthalts im Libanon 42 qualitative Experteninterviews mit Architekten, Bauträgern, Journalisten und Behörden geführt, 25 qualitative Bewohnerinterviews in 18 bewachten Wohnanlagen des Libanons, vereinzelt Gruppendiskussionen, Beobachtungen und Dokumentenanalysen erstellt. Zudem wurden in 15 bewachten Wohnkomplexen 653 standardisierte Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern durchgeführt. Georg Glasze hat also eine mehr als reichhaltige Empirie produziert. Das gesammelte Daten-, Karten- und Interviewmaterial ist im Detail eindrucksvoll.

Glasze schildert denn auch auf ca. 180 Seiten (Kapitel IV und V) eindrucksvoll

und elegant die Entstehung und Struktur bewachter Wohnkomplexe im Libanon. Hierbei wird deutlich, dass es vorwiegend zwei chronologische Phasen mit je eigenen Ursachengefügen der Verbreitung dieser Wohnform im Libanon gibt. Von 1976 bis 1990 in den Zeiten des Bürgerkriegs ist die Diffusion bewachter Wohnformen ganz der Sondersituation militärischer Unruhen geschuldet. Aufgrund der Zerstörung Beiruts, der Kämpfe religiös motivierter Milizen etc. flüchteten sich viele Libanesen der gehobenen Mittelschicht – wenn sie nicht den Weg ins Exil wählen – in das Refugium einer privat errichteten und bewachten Wohnanlage. Dort finden die Zuziehenden nicht nur relative Sicherheit vor Überfällen und Kriminalität, sondern auch aufgrund privat finanzierter Notstromgeneratoren und eigens gebohrter Brunnen eine halbwegs regelmäßige Wasser- und Stromversorgung vor. Es ist die Sondersituation des militärischen Krisengebietes Libanon, die in den späten 1970er und 1980er Jahren zu der Verbreitung von bewachten Wohnkomplexen im Lande führt. Diese haben ursprünglich mit dem US-amerikanischen Diskurs zu Gated Communities wenig gemein. Erst in den 1990er Jahren, mit dem Ende des Bürgerkrieges, treten im Libanon Verhältnisse ein, die eine internationale Vergleichbarkeit der Entwicklung zumindest tendenziell überhaupt erst als möglich erscheinen lassen. Als eine zweite Phase der Verbreitung bewachter Wohnanlagen im Libanon identifiziert Georg Glasze deshalb die 1990er Jahre, die nun nicht mehr unter dem Vorzeichen der Notgemeinschaften des Bürgerkrieges stehen, sondern sich zu Lifestyle-Oasen einer gebildeten, wohl-

habenden, international orientierten Mittelschicht des Landes entwickeln. Bewachte Wohngebiete entstehen im befriedeten Libanon vorwiegend als private Vororte im Umland von Beirut und Trablous. Sie sind Träger der Suburbanisierung und verdanken ihre Entstehung den nun gehobenen Wohnansprüchen an Versorgung, Infrastrukturausstattung und Sicherheit von Remigranten, Ausländern und wohlhabenden Suburbaniten. In beiden Fällen und Phasen, sowohl den 16 Jahren des Bürgerkrieges wie auch der Dekade danach, sind solche privaten Wohnanlagen im Libanon jedoch nur möglich, weil die *laissez-faire*-Politik des libanesischen Staates strenge Formen des Planungsrechts weder kennt noch umsetzt. Als segmentäre, klientelistisch organisierte Gesellschaft verfügt der Libanon – so führt der Verfasser überzeugend aus – kaum über eine stark einschränkende öffentliche Hand, die privaten Initiativen enge Grenzen setzt. Diese wirtschaftsliberale Haltung war einst auch ein Grundstein für die Blüte des Libanon als vormaliger Schweiz des Orients; sie könnte und soll auch wieder eine Leitlinie für die ökonomische Erneuerung und den Wiederaufbau des Libanon zu einem Tourismuszentrum der vorderarabischen Welt sein.

Georg Glasze ist ein wunderbarer Kenner des Landes. Wunderbar sind auch seine erzählerischen Fähigkeiten, die er einsetzt, um die Grundzüge des Libanon in Bezug auf die Wohnbau- und Siedlungsentwicklung zu erläutern. Deshalb ist das Lesen der empirischen Teile der Doktorarbeit zu Teilen ein großer Genuss. Gleichzeitig jedoch ist es streckenweise unbefriedigend, der Narration des Autors zu folgen. Denn ana-

lytisch bleibt in dieser Arbeit manches im Dunkeln. So fehlt der chronologischen Darstellung des Ausbreitungsprozesses von bewachten Wohnkomplexen im Libanon oftmals der gedankliche rote Faden. Die Beschreibung des Diffusionsprozesses folgt nicht wirklich einem „forschungsleitenden Modell“, wie Glasze eingangs verspricht. Stattdessen erfolgt eine am Fortgang der Zeit orientierte Erzählung, die nicht immer eine dichte Beschreibung ist. Seitenweise wirkt die Darstellung des überbordenden empirischen Materials auch ungeordnet, weil die Systematik der gewählten Darstellung sich nicht immer erschließt. Vor allem die Tiefe der Auswertung gerade der qualitativen Interviews ist oftmals nicht zu erkennen. Zu oft beschränkt sich der Autor darauf, die Inhalte und Zitate der Interviews zu paraphrasieren. Eine wirkliche Interpretation, die darüber hinausreicht, ist selten sichtbar. Dies wird ebenfalls deutlich in der Darstellung des Werbematerials und der Prospekte der Bauträger. Geradezu oberflächlich erscheinen manche Aussagen zur Wiedergabe der Inhalte der Werbeprospekte neuer Wohnanlagen an der Peripherie von Beirut (S. 162 ff). Ebenso sind die Passagen zu den vermeintlichen Sozialisierungseffekten, die das Aufwachsen in bewachten Wohnanlagen für Kinder und Jugendliche mit sich bringen kann, blasse Beschreibungen. Hier, wo es um mögliche individuelle und gesellschaftliche Folgen bewachter Wohnanlagen geht, findet eine reine Darstellung des von den Interviewten Gesagten statt. So journalistisch gekonnt die Passagen hierzu sind, leicht zu erkennen ist die Auswertung, die eigene analytische Leistung des Autors nicht.

Diesen Schwächen der Arbeit stehen auch deutliche Stärken gegenüber. Mit Umsicht schildert der Verfasser Wohnbiographien einzelner befragter Haushalte. Planungsrechtliche und -institutionelle Gründe und Grundlagen der Siedlungsentwicklung im Libanon der 1990er Jahre beschreibt Georg Glasze ausführlich und eindrucklich (S. 190 ff). Es ist so eine leichtgängige Erzählung, die ein anregendes Bild, assoziativ, vom Libanon entwirft. Vielfältig und im Detail interessant ist die Empirie. Und dieser Fähigkeit zur Leichtigkeit der Beschreibung und geschickten Zusammenstellung des Materials gilt großer Respekt. Ein theoriegeleiteter roter Faden wird jedoch nicht stringent genug geknüpft in dieses breite Gewebe aus 25 Jahren Siedlungsgeschichte im Libanon.

Insgesamt liegt eine materialreiche Doktorarbeit vor, keine nachdenkliche Forscherarbeit. Die Dissertation zeigt einmal mehr: Eine umfassende Empirie ist nicht nur – als aufwändig produzierte – eine Leistung, sondern auch eine Versuchung. Die Verlockung der Daten und Details, der Zahlen und Interviewzitate, bauen sich nur allzu leicht auf zu einer Flut der Information. Das Wissen, mehr noch, die

Erkenntnis wächst nicht notwendig im Gleichschritt mit der Empirieflut. Aufgehäuftes Informationsmaterial, Sequenzen von Beispielen für Fallstudien und Interviews, Zahlen, Auswertungsmethoden und -schritten verschütten die Fragestellung nur zu leicht. Am Ende wurde vieles präsentiert. Zu befürchten ist jedoch, dass davon dem Leser nur Weniges als wissenschaftliche Neuerung im Gedächtnis bleiben könnte. Denn Georg Glaszes wissenschaftliche Fragestellung steht in der Gefahr, in Schönheit zu sterben in der eigenen Datenflut.

Und ein letzter Gedanke noch zum allerersten der Arbeit: Der Titel des Buches ist irreführend. Denn um „Die fragmentierte Stadt“ geht es in dieser Untersuchung nicht. Weder Städte noch eine Stadt werden untersucht, sondern ein ganz spezielles räumliches und soziales Segment des Wohnungsmarktes, das im Libanon ca. ein Prozent des Wohnungsbestandes ausmacht. Es ist schlicht eine Überhöhung und verzerrte Ankündigung des klar eingegrenzten Themas, wenn dieses im Obertitel als allgemeine stadtgeographische Arbeit ausgewiesen wird. Das Buch sagt hingegen treffend im Untertitel, worum es geht: um bewachte Wohnkomplexe im Libanon.

Ilse Helbrecht

Malcolm Miles: *Urban Avant-Gardes. Art, Architecture and Change*. London, New York 2004. 272 S.

Mit dem aus dem Französischen stammenden Begriff „Avantgarde“ werden heute bekanntlich die Vorkämpfer und Vorkämpferinnen einer Idee oder Richtung in den Bereichen der Literatur oder der Kunst bezeichnet. Malcolm Miles nimmt in seinem Buch „Urban Avant-Gardes. Art, Architecture and Change“ diesen Begriff auf und legt eine zeitgenössische Betrachtung vor. Wie der Untertitel sagt, interessieren ihn Kunst und Architektur und unter welchen Umständen diese eine Vorkämpferrolle einnehmen und zu Agenten sozialen Wandels werden können. Miles ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe bewusst: Wer ein zeitgenössisches Verständnis von Avantgarde liefern möchte, der muss sich der (postmodernen) Kritik stellen, die fast alle von der Moderne hervorgebrachten Konzepte in den letzten dreißig Jahren über sich ergehen lassen mussten. Doch Miles schreibt selbstbewusst und gründlich gegen diese Kritik an. Wenn die Avantgarde mit einem Denken gleichgesetzt wird, das für sich herausnimmt, den Weg zu einer höheren und besseren Gesellschaftsform zu kennen, dann zeigt er, wie diesem elitären Verständnis entkommen werden kann. Er definiert „Avantgarde“ als eine radikale Praxis, die weder mit einem Streben nach einer utopischen Gesellschaft noch mit totaler Ablehnung aktueller Gesellschaftsformen gleichgesetzt werden kann. Wenn er von der Radikalität einer Praxis spricht, dann meint er kritische Interventionen im sozialen Raum, und dies

soll mit Mitteln geschehen, die Kunst und Architektur zur Verfügung stellen.

Ein erster Kerngedanke lautet dementsprechend, dass Avantgarde selbst eine moderne Tendenz darstellt und nicht als ein anti-modernes Unterfangen desavouiert werden kann. Die Avantgarde tritt nicht von „außen“ an moderne Gesellschaften heran, sondern induziert einen Wandel von „innen“, der zunächst einen destabilisierenden Effekt auf die vorherrschenden gesellschaftlichen Bedingungen hat. So wird von Miles etwa Auguste Strindbergs Werk verstanden. Dieses hat die Instabilität der psychischen Verfassung bürgerlicher Familien zum Gegenstand. Strindberg selbst war ein Schriftsteller der Bourgeoisie, der aber seiner kritischen Ausführungen über das Bürgertum wegen von der revolutionierenden Arbeiterbewegung gefeiert wurde. Avantgardistische Praktiken – um ein anderes im Buch gezeichnetes Bild zu gebrauchen – sind immer Teil des modernen Getümmels. Sie sind nicht mit einer Gruppe von Aktivisten gleichzusetzen, die sich radikal gegen die gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen auflehnt, sondern eben als ein Handeln im Kontext moderner Gesellschaft zu bezeichnen. Dies wird an einem weiteren Beispiel eines bürgerlichen Schriftstellers aufgezeigt. Miles zufolge geht Thomas Mann in seinen *Buddenbrooks* kritisch mit dem eigenen Klassenursprung um. Anders als Strindberg durch Psychologisierung, macht dieser aber seine implizite Kritik mit realistischen Beschreibungen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Im Buch wird diese „Widersprüchlichkeit“ an folgendem weiteren Beispiel erläutert: Die „neue“ Kunst (Jugendstil, Impressionismus usw.)

am Ende des 19. Jahrhunderts musste damals die „alte“ Kunst (die von den Kunstakademien gelehrte Malerei) und ihre Institutionen (Museen, Galerien und etwa nationale Ausstellungen) verwerfen, die in sich bürgerliche Werte vereinigten. Gleichzeitig war die neue Kunst aber darum bemüht und darauf angewiesen, von diesen Institutionen als Kunst bezeichnet und von ihnen aufgenommen, gezeigt und verkauft zu werden. Auf diese Art und Weise hält die Avantgarde die Welt in Bewegung: „Immer wenn eine neue Welle in Szene tritt, werden andere Strömungen verdrängt (obsolet gemacht) oder in den Seniorenrang gehoben“ (S. 33; Übersetzung IS).

Doch was haben die vielen im Buch diskutierten Beispiele avantgardistischen Wirkens und Schaffens gemeinsam? Wie bringt der Autor dieses Konglomerat an künstlerischen, sozialen und politischen Interventionen unter einen Hut, jetzt wo nichts Modernes mehr Halt unter den Füßen hat? Die Antwort kommt prompt – und von hier an wird die Lektüre besonders interessant für Geografen und Geografinnen (avantgardistische und andere). So unmöglich es scheint, alle modernistischen Strömungen zusammenzubringen, ihnen allen ist gemeinsam, dass sie in der Stadt *stattfinden* oder/und der Stadt *stattgeben*. Avantgardistisches Wirken bezieht sich auf die Stadt und ist fundamentaler Bestandteil urbaner Kultur; darum der Titel „Urban Avantgardes“. Das Buch selbst leistet einen wichtigen, unkonventionellen, ja avantgardistischen Beitrag zur Kulturgeschichte der westlichen Stadt. Ein Verdienst des Buches ist es, das Konzept „Avantgarde“ nicht zu feiern, sondern sich der Aufgabe zu stellen,

danach zu fragen, welche kritischen Aufgaben Kunst und Architektur in einer städtisch-modernen Gesellschaft übernehmen können.

Es kann vorweggenommen werden, dass keine abschließenden Antworten auf diese Fragen vorgelegt werden – diesem Anspruch verweigert sich der Text mit einer implizierten Bestimmtheit. Vielmehr werden in den verschiedenen Kapiteln künstlerische und architektonische Praktiken auf ihr Potential untersucht, gesellschaftliche Transformationen herbeizuführen. Zu diesen Praktiken gehören etwa die Zerstörung von Denkmälern, Demokratisierungsprozesse, Partizipation, Provokation, die Erotisierung von Gesellschaft und „Empowerment“. Miles' Vorgehen gewinnt enorm vom Willen, „Avantgarde“ nicht neu zu erfinden, sondern aus einer historischen Perspektive zu fragen, welches die architektonischen und künstlerischen Praktiken sind, die in der Geschichte avantgardistische Aufgaben übernommen haben. Das Buch fragt außerdem, was eine zeitgenössische Avantgarde von dieser Geschichte lernen könnte. Jedes Kapitel ist mit einer Jahreszahl überschrieben und beschäftigt sich eingangs mit einem historischen Ereignis, das dem Autor zur Erläuterung seiner Argumente dient. Im ersten Kapitel „1871 Spitting on Bonaparte“ (auf Bonaparte spucken) wird eine Szene gesellschaftlichen Wandels beschrieben, nämlich der Sturz der Säule auf der Place Vendôme in Paris während der Pariser Kommune. Im letzten Kapitel „2001 (II) Cosmopolis“ wird nach Rolle und Möglichkeit von subversiven künstlerischen Praktiken im Sicherheitsstaat nach den terroristischen

Attacken auf das World Trade Center in New York gefragt.

Doch gehen wir der Reihe nach vor: Ein Autor, der sich mit bürgerlichen Schriftstellern beschäftigt, um avantgardistische Tendenzen in ihrem Schreiben auszumachen, macht sich seine Aufgabe nicht einfach. Auch der weitere Verlauf des Buches ist nicht von der leichten Schulter geschrieben. Um seinen Avantgardebegriff zu diskutieren, überprüft Miles etwa, ob gängig als avantgardistisch kategorisierte Kunst und Architektur dieser Bezeichnung gerecht werden. Er fragt, welche Möglichkeiten avantgardistisches Schaffen in autoritären und totalitären Gesellschaften hat, oder er konfrontiert sein Avantgardeverständnis mit theoretischen Ausführungen zu Konzepten des Widerstandes und des sozialen Wandels. Für jede dieser Diskussionsweisen im Buch soll nun ein Beispiel gegeben werden.

Im dritten Kapitel setzt sich Miles kritisch mit der Architektur von Le Corbusier auseinander, die heute oft als technokratische Avantgarde bezeichnet wird. Corbusiers Masterplan für die Stadt Algier beispielsweise weist Miles eine kolonialistische Haltung nach. In der Mauerzeichnung „Graffiti à Cap-Martin“, die Corbusier quasi über Nacht an einer Wand einer von der Architektin Eileen Gray gebauten Villa angebracht hat, sieht Miles männliche Herrschaft über den weiblichen Körper. Er rollt an diesem Beispiel auf, wie das gesamte Werk von Corbusier von einer Dominanz männlicher Sexualität und Kolonialismus gezeichnet ist. Miles kontrastiert diese technokratische Architektur mit jener von Hassan Fathy, die durchaus auch als

modern bezeichnet werden kann. Auch kann Fathy nicht als ein Architekt bezeichnet werden, der dem Kolonialismus in Nordafrika entkommt. In seinem „experimental village“, das er in der Nähe Luxors in Ägypten baute, lässt sich sogar die feminine Romantisierung der Innenhöfe erkennen, ähnlich wie Le Corbusier dies in seinen Algierplan eingebracht hatte. Fathy unterscheidet von Le Corbusier, dass er im Kontext einer kolonialisierten Gesellschaft baut. Weil er selbst der modernen Architektur verpflichtet ist, kann er zwar dem Kolonialismuskritik nicht entkommen, er sieht Tradition aber als etwas, das „im Alltag ständig wieder erfunden“ (S. 61; Übersetzung I.S.) wird, und diesen Prozessen räumt Fathy, wie Miles schreibt, in seiner Architektur Platz ein.

Das theoretische Denkgebäude, in dem sich Miles seinen eigenen Raum schafft, kann mit dem Überbegriff „radical theory“ am besten umschrieben werden. Miles macht daraus kein Geheimnis. Das vierte Kapitel ist theoretischen Erläuterungen gewidmet. Es bezieht sich vor allem auf die späten Arbeiten von Herbert Marcuse, in denen er sich mit der Möglichkeit sozialer Transformation und der Frage beschäftigt, welche Rolle in der Realisierung solchen Wandels ästhetisches Schaffen spielen kann. Marcuse sucht bekanntlich den „drive“ für sozialen Wandel in der Psychoanalyse. Unter Bezug auf Sigmund Freuds Werk führt Marcuse in die Sozialtheorie eine erotische Dimension ein, welcher er Transformationskraft zuschreibt, und somit einen Weg findet, Gesellschaft als ein dynamisches, sich vorwärts und aufrechterhaltendes Gebilde von sozialen Banden zu

verstehen. Ästhetik könnte dementsprechend eine erotisierende Aufgabe übernehmen. Miles bevorzugt dieses Verständnis von Kunst, das seinen Avantgardebegriff stützt, und verwirft zum Beispiel Henri Lefebvres These, ein revolutionäres Bewusstsein sei im Raum der Kopräsenz schon gegeben und eine zusätzliche avantgardistische und gesellschaftsverändernde „Kraft“ in diesem Sinne nicht notwendig.

Im letzten Kapitel wird die Möglichkeit von avantgardistischem Schaffen in autoritären Gesellschaften respektive die Rolle von Kunst und Architektur im oben bereits genannten Sicherheitsstaat nach dem 11. September 2001 diskutiert. Aufgezeigt wird in diesem Zusammenhang, warum diese Form von Terrorismus nicht mit einer avantgardistischen Tätigkeit verwechselt werden darf. Gleichzeitig wehrt sich Miles heftig gegen die von den westlichen Sicherheitsapparaten vorgenommene Durchmischung von Kategorien, wenn diese der Antiglobalisierungsbewegung terroristische Tätigkeiten vorwerfen. Auf diesen Ausführungen aufbauend wird der Avantgardebegriff genauer umschrieben. Avantgardistische Praktiken haben nicht als primäres Ziel das Regelwerk des Staates anzugreifen. Es sollen soziale Kopräsenz innerhalb der existierenden Gesellschaft sowie neue Werte bei den Beteiligten geschaffen werden. Den Machtzentren werden neue Netzwerke gegenübergestellt, die diese in Frage stellen können. Was dies heißen kann, zeigt Miles unter anderem an den Arbeiten der Architektin und Künstlerin Marjetica Potrè. Deren Projekte beschäftigen sich mit informellen Behausungen von Menschen, die am geografischen und sozia-

len Rande der Gesellschaft leben. Wellblechhütten, Plastikzelte und improvisierte Backsteinschuppen sind Zeugen vielschichtiger Architekturen und Geografien in einem urbanen Kontext. Sie weisen auf eine soziale Entwicklung und eine Arbeit hin, Lebensräume zu schaffen, die oft als illegal und illegitim bezeichnet werden. Die Künstlerin macht nun von der, wie Miles sie nennt, „strukturellen Logik der institutionalisierten Kunst“ (S. 220; Übersetzung I.S.) Gebrauch, um diese Arbeit aufzuwerten und in einen legitimen gesellschaftlichen Rahmen einzubetten. Potrè transportiert solche informellen Behausungen in ihrem Originalzustand in den formellen Raum der Kunstgalerie und zwingt dadurch die Wohlstandsgesellschaft diese „illegitimen“ Wohnformen in ihren Begrifflichkeiten zu umschreiben. Auf diese Art und Weise werden nicht nur Fragen des Rechts auf die Stadt aufgeworfen. Die durch Re-Kontextualisierung in „Kunstwerke“ verwandelten Lebensbehausungen kontrastieren mit der Architektur des Ausstellungsraumes. Nach Miles entsteht dadurch eine andere Sichtweise dieser Behausungen, als sie von den gängigen Diskursen technokratischer Städtebauer und Planer geliefert werden.

„Urban Avantgardes“ ist ein Buch, um das derjenige, der sich für die Rolle von Kunst und Architektur in der Gesellschaft interessiert, nicht herumkommt. Die besprochenen Interventionen sind treffend gewählt und in einem anregenden Stil beschrieben. Mancherorts, vor allem wenn es um detaillierte Bildbesprechungen geht, wie etwa bei Le Corbusiers „La Graffiti“ vermisst, wer sich gerne „aktiv“ mit einer

Bildbeschreibung auseinandersetzt, eine Fotografie des betreffenden Kunstwerkes oder eine Reproduktion des Bildes, um die Argumentation vollständig nachvollziehen zu können. Der Leser und die Leserin haben hier auch ein politisches Lehrstück vor Augen. „Keeping art moving“ ist Malcolm

Miles' Credo, damit umschreibt er nicht nur eine der zentralen Aufgaben der Avantgarde, nämlich dass sie soziale Bande am Leben hält; er wirft auch eine wichtige Frage zum zeitgenössischen Kunstschaffen auf, nämlich ob eine Kunst ohne Avantgarde nicht zum Stillstand verurteilt ist.

Ignaz Strebel

Alexandra Budke, Detlef Kanwischer, Andreas Pott (Hg.): Internetgeographien. Beobachtungen zum Verhältnis von Internet, Raum und Gesellschaft. Stuttgart 2004. 199 S.

Unter dem neologistischen Titel „*Internetgeographien*“ präsentieren 14 Autoren ihre Erfahrungen aus dem Themenbereich Internet und Raum. Die drei Herausgeber haben dazu eine interessante Einleitung verfasst: „*Internet, Raum und Gesellschaft – zur Untersuchung eines dynamischen Verhältnisses*“ (S. 9-20). Der Titel des Buches wird folgendermaßen gedeutet: „*Der zusammenfassende Begriff Internetgeographien (Plural! BKP) soll folglich nicht zum Ausdruck bringen, dass mit dem Band der Versuch der Begründung einer weiteren Bindestrich-Disziplin, i. e. einer Internetgeographie (Singular! BKP) unternommen*

wird. Der Begriff wird nicht in einem disziplinärprogrammatischen Sinne verwendet. Vielmehr ist er in einem raum- und beobachtungstheoretischen Sinne zu verstehen: die in Frage stehende Beziehung von Internet, Raum und Gesellschaft wird im vorliegenden Band aus verschiedenen Perspektiven untersucht, die sich gerade darin gleichen, dass sie alle spezifische Formen von Raum-Beobachtungen bzw. Raum-Beschreibungen darstellen.“ (S. 16). Damit wird der Raumbegriff doppeldeutig eingeführt, zum einen als räumliche Abstraktion über bestimmte Sachverhalte, zum andern als Raumabstraktion im Unterschied zu Zeitabstraktionen oder anderen Textformen: „*Bei den nachfolgenden Internetgeographien stehen erstens die Verortungen des Internets im Vordergrund, für die insbesondere (aber bei weitem nicht nur, HK) physische Aspekte berücksichtigt werden;*

zweitens zielt die Analyse auf den (abstrakten) strukturgenerierenden „räumlichen“ Geocode des Internets; und drittens liegt der Untersuchungsschwerpunkt auf (ausschließlich) kommunikativ konstituierten Räumen des Internets“ (S. 17, Zeichensetzung komplett nach BKP).

Die einzelnen Beiträge bündeln Positionen aus Geographie, Raumplanung, Informatik, Soziologie, Politologie und Literaturwissenschaft. Trotz der disziplinären Vielfalt fallen die Deutungen recht ähnlich aus. Alle Autoren sind von den neuen kommunikativen Möglichkeiten des Internets beeindruckt, staunen über die Freiwilligkeit, mit der Raummetaphern wie „Cyber-space“ Verbreitung finden und bestreiten das durch die Ubiquität neuer Kommunikationsmittel angeblich absehbare „Ende der Geographie“ (S. 57). Das gleichnamige Buch von Richard O’Brien aus dem Jahre 1992 findet allerdings keine Beachtung, obwohl Niels Werber im ersten Aufsatz mit dem Titel „Von der Bagatellisierung des Raumes“ (S. 23-39) genau dieses Thema wieder aufgreift. Der Titel kann in zweierlei Weise interpretiert werden: Einerseits wird Geographie von Werber auf Geopolitik reduziert, was sicher als eine unter Literaturwissenschaftlern häufige, aber dennoch höchst gefährliche Bagatellisierung geographischen Denkens zu verstehen ist. Andererseits wird auf Niklas Luhmanns „Bagatellisierung des Standorts“ Bezug genommen, die einige Argumente von O’Brien wiederholt und sich im übrigen aus der bei Luhmann sowieso raum-freien Kommunikationstheorie und dem darauf aufbauenden weltgesellschaftlichen System ableitet (Luhmann 1997, S. 152). Dann

wird das kommunikationstheoretische Modell der Weltgesellschaft mit der konkreten Tagespolitik des Irak-, Iran- und anderer Konflikte konfrontiert – ohne Rücksicht darauf, dass Luhmann Politik/Macht als besonderen Code und als besonderes Teilsystem abgehandelt sehen wollte. Werber schließt: „Die Entwürfe der Cyber-Moderne und der Weltgesellschaft teilen sich ... das Pathos, das Ende zu verkünden. Das Ende des Raums, das Ende der Nationalstaaten, das Ende der Hegemonien oder das Ende der Gewalt ... Das Warten darauf könnte aber unendlich lange dauern. Die Zwischenzeit wird auf eine geopolitisch informierte Soziologie nicht verzichten können, und alle Medientheorie wird sich auf Internetgeographien einlassen müssen, wenn sie nicht nur an Utopien der Internetgesellschaft weiterschreiben will.“ (S. 37) Werber lässt hier die „geopolitische“ Gegenwart über die weltgesellschaftliche Zukunft siegen, ohne groß zu reflektieren, dass die Informiertheit über Konflikte am anderen Ende der Welt weltgesellschaftliche Kommunikation voraussetzt. Das O’Briensche Beispiel der Finanzwirtschaft spielt überhaupt keine Rolle mehr. Diese in keiner Weise überzeugende Präsentation von politisierender Trivialgeographie und Trivialsystemtheorie findet sich im ebenso banalen Dualismus von virtuellem und materiell-realem Raum wieder, der von einigen anderen Autoren des Bandes in verschiedenen Spielarten variiert wird.

Zunächst werden Infrastruktur und Technik des Internet auf den traditionellen Raumbegriff abgebildet. Inga Heinze projiziert in „Methoden und Anwendungsgebiete der Internetkartographie“ (S. 41-56) tech-

nische Schaltungen der Computervernetzung, Internet-Nutzungen, -adressen und andere Indikatoren auf politisch-administrativräumliche Gliederungen. Christian Langhagen-Rohrbach betont in „*Internet und Internet-User*“ (S. 57-78) beim Vergleich der regionalen Internet-Nutzung mit anderen Indikatoren: „*Das Internet trägt also nicht dazu bei, regionale Disparitäten abzubauen, sondern verfestigt bereits bestehende Raummuster weiter.*“ (S. 73). Beispielsweise gibt es in Deutschland ein starkes West-Ost-Gefälle des Internet-Gebrauchs, das in etwa dem Gefälle der verfügbaren Einkommen folgt. Christian Stegbauer nutzt zur Beschreibung dieser Befunde Zentrum-Peripherie-Modelle (S. 93-108). Er stellt sie auf der individuellen Ebene dar, in der das kommunizierende Ego im Zentrum steht, auf der Ebene der Internet-Foren und auf der Ebene der Link-Strukturen im World-wide-web. Hubertus Niedermaier und Markus Schroer verlängern diese These unter dem Titel „*Sozialität im Cyberspace*“ (S. 125-142) über die Beliebtheit der machbaren Vernetzungen in eine „*gesteigerte Fragmentierung der Öffentlichkeit. Der Cyberspace bildet keine einheitliche allen gemeinsame Öffentlichkeit, sondern ein aus allen Nähten platzendes, unübersehbares öffentliches Geschehen. Der gebündelten Öffentlichkeit der Massenmedien tritt der fragmentierte Kommunikationsraum des Cyberspace gegenüber.*“ (S. 135) Dabei „*lässt sich das Web eher als geronnener Verweisungshorizont denn als Raum der unbegrenzten Möglichkeiten beschreiben.*“ (S. 139) Die Fragmentierung gestattet Foren, die nur für Insider zu entschlüsseln sind. Ein besonde-

res elitäres Forum wird von Sabine Thabe und Arne Schlechter in „*Yonern als ironische Raum(de)konstruktion*“ (S. 143-161) vorgestellt. Es erfreut sich daran, dass das Internet nicht nur Geographie, sondern auch dadaistische Sprachspiele und Neologismen akzeptiert. Thabe und Schlechter kommen zu dem Schluss, dass hier raumtheoretische Fragen ins Blickfeld geraten, „*die vor allem Formen von Raumartikulation betreffen, d. h. Fragen nach der kommunikativen Verfasstheit hochkomplexer Raumstrukturen.*“ (S. 159-160) Dieser Gedanke wurde auf weniger dadaistischer Grundlage bereits früher in der Begrifflichkeit der „*Raumabstraktion*“ (Klüter 1986) geäußert, ohne dass dies zitiert wird. Raumabstraktionen werden übrigens auch bei Schroer zum wiederholten Mal erfunden: „*Das Internet trägt mit dazu bei, Raum nicht länger als gegebene Konstante zu verstehen, als Behälter oder Rahmen, in dem sich Soziales abspielt, sondern als durch soziale Praktiken erst Erzeugtes aufzufassen und damit von Räumen auszugehen, die es nicht immer schon gibt, sondern die erst durch Handlungen und Kommunikation hervorgebracht werden.*“ Genau das war 1986 das Programm von „*Raum als Element sozialer Kommunikation*“. Und mehr oder weniger instinktiv wiederholt Cornelia Becker in „*Raum-Metaphern als Brücke zwischen Internet-Wahrnehmung und Internetkommunikation*“ (S. 109-122) schließlich: „*Ebenso wie ein materieller Raum ist dann auch das Internet durch Grenzen und Strukturen gekennzeichnet, die in seinem Fall eben durch die Repräsentation von Dingen und Menschen hervorgebracht werden. Aus theoretischer*

Perspektive ist der Raum des Internet deshalb nicht weniger real als der materielle Raum.“ (S. 110) Leider wird diese Gleichung später relativiert: *„Der Unterschied zwischen „real-materiellen“ und „virtuellen“ Räumen liegt darin, dass in Bezug auf die Anordnung von Dingen und Menschen „reale“ Räume stärker vorstrukturiert sind und einen geringeren Eigenanteil an Konstruktionsarbeit des Individuums erfordern als „virtuelle“ Räume ... Die Raum-Metapher hilft im virtuellen Bereich das auszugleichen, was an Vorstruktur fehlt.*“ (S. 120-121)

So bleibt es Daniela Ahrens in *„Internet, Nicht-Orte und die Mikrophysik des Ortes“* (S. 163-177) vorbehalten, den Raumdualismus vollends in Frage zu stellen: *„Begriffe wie Cyberspace und „virtual reality“ unterstützen den Trugschluss, es gäbe noch einen „natürlichen“ Raum.“* (S. 164) Leider folgt auf diese längst überfällige Überwindung der Raumontologie eine unnötige und ebenso überraschende Ontologisierung der geographischen Grenze und des lokalen Nahraums (vgl. S. 164-166). Vor diesem Hintergrund erwirbt dann der Cyberspace doch noch eine neue Eigenschaft: *„Als Folge dieser Ausdifferenzierung unterschiedlicher Realitätsebenen tritt neben die Differenz von anwesend/abwesend eine weitere Differenz hinzu, und zwar die zwischen Anwesenheit und Fern-Anwesenheit.“* (S. 170) Die Paradoxie dieser Differenz wird nicht weiter erörtert. Außerdem wird die Kategorie des „Verteilerraums“ eingeführt: *„Das Internet fungiert auf der Zeichenebene als Verteilerraum. Als anonymer, homogener und hochstandardisierter elektronischer Raum liefert das Internet ei-*

nen Variationsspielraum und zwingt zur Selektion.“ (S. 173) Genau deswegen hatte ich (1999, S. 199) das Internet als Sprachraum eingeordnet. Der Aufsatz ist in Ahrens' Literaturliste enthalten. Eine Diskussion, warum die Zuordnung als Sprachraum durch die als Verteilerraum ersetzt werden soll, erfolgt nicht.

Zwei weitere Beiträge befassen sich mit wissenschaftsexternen Anwendungen. Holger Floeting untersucht in *„Internet und Stadt – geht den Kommunen der Ort verloren?“* (S.79-90) den Gebrauch des Internets in den Gemeinden. Zwar können Kommunen mit Hilfe des Internet ihre Dienstleistungen rationalisieren, doch sieht Floeting den Nutzen vor allem auf Seiten der Hard- und Software-Produzenten: *„Der Blick zurück macht deutlich, dass viele der informationstechnischen Wohltaten, die heute unter der neuen Überschrift „Electronic Government“ für die Entwicklung des städtischen Lebens, die Partizipationssteigerung der Bürger und die Bürgernähe der Verwaltung versprochen werden, schon seit einem Vierteljahrhundert zu den üblichen Verkaufsargumenten für die jeweiligen neuen Technologien gehören.“* (S. 88)

Detlef Kanwischer hinterfragt in *„Zwischen den Welten – Raumsimulationen im Netz“* (S. 179-192) die Bedeutung von Computerspielen für den Schulunterricht. Zunächst werden darin allgemeine Vorteile und Gefahren besprochen (S. 181). Anhand des viel gelobten Stadtplanungsspiels Mobility-online stellt er die Lerneffekte bei einer Schülerin dialogisch dar. Selbst diese 15-jährige Schülerin erkennt, dass das Spiel mit 150 Variablen für die Abbildung der realen Prozesse in der Stadt zu einfach

ist. Die Schülerin urteilt: „*Es ist auch wieder so ein Suchtspiel, das man immer weiter machen möchte, um die Stadt zu entwickeln.*“ (S. 188). Auch Kanwischer geht den Wert des Spieles sehr zurückhaltend an: „*Aus diesem Grund ist es im Einzelfall zwingend erforderlich, ob und inwieweit das verwendete Computersimulationsmodell tatsächlich in der Lage ist, angemessene Informationen über die Wirklichkeit zu vermitteln. Notfalls muss der (die) Lehrer(in) durch eine korrektive Reflexion eingreifen. Bei Mobility ist dies zum Beispiel bei der funktionalen Entmischung der Fall. Durch die vorgegebene Entmischung der Funktionen Wohnen, Arbeiten, sich Versorgen und Freizeit werden im Spielgeschehen gerade die Probleme geschaffen, mit denen die Städte heute zu kämpfen haben: Separierte und monostrukturierte Nutzungseinheiten, die nicht nur die Erlebnisvielfalt städtischer Räume reduzieren, sondern auch für eine Zunahme des motorisierten Individual- und Güterverkehrs sorgen ...*“ (S. 191)

Der Sammelband schließt mit einem kurzen Glossar ab, in dem die wichtigsten Fachausdrücke erklärt werden. Insgesamt erhält der Leser ein breites Spektrum von Informationen über Nutzungsmöglichkeiten und bestimmte Probleme bei der geographischen Arbeit mit dem Internet. Die verschiedenen Arbeitsbereiche scheinen dabei nur lose zusammenzuhängen, obwohl drei Grundfragen mehrfach tangiert werden:

1. Die Frage der Parallelität von realmateriellem und virtuellem Raumbegriff wird nicht abschließend beantwortet, obwohl die einschlägige Literatur eine klare Antwort bereit hält: „*Ich darf hiermit wohl*

den Beweis, soweit er sich erbringen lässt, als erbracht ansehen, dass es keinen absolut realen Raum von tatsächlich bestimmter Konstitution gibt, die von unseren Sinnen einfach realistisch abfotografiert würde; denn bei Umformung dieses Raumes und entsprechender Umformung der ihn erfüllenden physischen Körper bleibt unser Bewusstseinsbild unverändert. Es lässt sich stets ein Verhalten der starren Naturkörper, die unsere Maßstäbe bilden, ersinnen, wobei die Messungen ein von der „Wirklichkeit“ völlig verschiedenes Resultat ergeben; es sind eben die Messungen und nicht diese Wirklichkeit „maßgebend“. Nennen wir jene Raummessung, die auf Voraussetzungen über Starrheit und freie Bewegung fester Körper beruht, die physische Geometrie, die andere, im hypothetischen absoluten Raume angestellte die transzendente, so können wir das Gesagte dahin zusammenfassen, dass die transzendente Geometrie überflüssig ist, wofern sie der physischen beistimmt, unbrauchbar, wenn sie ihr widerspricht.“ (Hausdorff 1898, S. 105)

Das wurde seit über 100 Jahren nicht relativiert. Schon die Benennung stellt einiges richtig: Der in den „Internetgeographien“ so genannte physisch-materielle Raumbegriff ist aus mathematischer Sicht absolut und somit transzendental angelegt, der so genannte virtuelle Raumbegriff entspricht der physisch-geometrischen Modellvorstellung. Somit ist jeglicher Raumbegriff konstruiert bzw. virtuell.

2. Fast alle Autoren in dem Buch betonen die kommunikative Konstitution von Räumen (S. 14, 16, 93, 120, 128-130, 139, 157, 173). Wenn dies keine Leerformel bleiben soll, müssen auch die Selektions-

kriterien für Rauminhalte und Raumstrukturen kommunikativ bestimmt werden. Doch diese Frage wird nicht weiter verfolgt. Ich hatte 1986 auf die Konstruktionsstrategien einer spezifischen Kombinatorik, Synchronisierung und Adressierung und auf ihre besondere Bedeutung bei der räumlichen Programmierung verwiesen. Zwar wird auch in dem Sammelband erwähnt,

- dass das Internet weitere Formen der Kombinatorik (S. 57 ff, 143 ff) bietet,
- dass es neue Dimensionen von Gleichzeitigkeit erschließt (S. 157, 163),
- und dass es gestattet, von ortsbezogener geographischer Adressierung, die für die meisten anderen Sprachräume üblich ist, auf prägeometrische Namenadressen zurückzuschalten (S. 127).

Eine Systematisierung dieser Strategien wird aber leider ausgeblendet. Auch die Zwecksetzung der Raumerstellung wird als (räumliche) Orientierung bestimmter Adressaten nur in Nebensätzen angesprochen (S. 138, 166). Es wird auch nicht gesagt, welche Formen der sozialen Orientierung durch die neuen räumlichen Orientierungsmittel substituiert werden.

3. An den unter 2. genannten Punkten müsste die Evaluierung der neuen Innovationstechniken ansetzen, gestatten sie doch aufgrund der Kapazitätserweiterungen von Synchronisierung und Adressierung eine Vertiefung von Arbeitsteilung, die vor allem den Dienstleistungssektor revolutioniert. Die Umsetzung der Kapazitätsgewinne kommt nicht so sehr den Interaktionssystemen und den darin involvierten Individuen zugute, wie in dem Sammelband vielfach dargelegt ist. Vielmehr profi-

tieren davon bestimmte Organisationssysteme, d. h. großen Unternehmen und Behörden, die über ihre räumliche Programmierung mit Hilfe des Internet die interne Arbeitsteilung vertiefen, noch mehr Komplexität reduzieren und somit viele Prozesse sektoral und regional weiter zentralisieren können. Diese Aspekte und ihre drastischen Konsequenzen für den Aufbau von Ergänzungs-, Adressen-/Informations- und Administrativräumen bleiben in dem Sammelband unerwähnt.

Insofern ist es nicht ganz unlogisch, dass der Band kein Schlusswort enthält. Den Autoren sei trotzdem für ihre Bereitschaft und ihr Engagement gedankt, in diese hoch komplexe, doch sehr interessante und zukunftssträchtige Thematik einzusteigen und die Arbeitsergebnisse in der dargelegten Form zu präsentieren.

Literatur

- Hausdorff, F. 1898: Das Chaos in kosmischer Auslese. Erschienen unter dem Pseudonym Paul Mongré. Leipzig.
- Klüter, H. 1986: Raum als Element sozialer Kommunikation. (= Giessener Geographische Schriften 60) Giessen.
- Klüter, H. 1999: Raum und Organisation. In: Meusburger, P. (Hg.): Handlungsorientierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion. Stuttgart. S. 187-212.
- Luhmann, N. 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt.
- O'Brien, R. 1992: Global financial integration – the end of geography. London.

Helmut Klüter

Karl-Dieter Keim: Das Fenster zum Raum. Traktat über die Erforschung sozialräumlicher Transformation. Opladen 2003. 171 S.

„Planer sind ohnedies eher auf Inputs orientiert; sie wollen machen, nicht aus den erzielten Wirkungen lernen.“ (Keim 2003, S. 114) Zwar wird diese These nicht belegt, doch steht sie am Ende eines langen, interessanten Berufsweges und stammt vom ersten Direktor des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS). Karl-Dieter Keim entwickelt den zweiten Halbsatz des Zitats zu einer Raumwissenschaft „von hinten“: Dabei geht es nicht um die Durchsetzung „fertiger“ Planung, sondern um ihre Verhandlung mit Interessenträgern unter dem Stichwort „Governance“ (Kap. 7, S. 88-115). Diese Verhandlung berücksichtigt nicht nur Planungen der Raumplaner, sondern als Place-making Ortsbildungen und Kodierungen anderer Subjekte (Kap. 6, S. 75-88). Und dies wiederum fußt auf Spacing als Rückgriff auf die institutionellen Ressourcen der Regionalisierung (Kap. 5, S. 55-75). In gewisser Weise verschleiern die oft angelsächsische Terminologie des Buches den „place“ zur Motivation zu diesem Ansatz. Die Anstöße dazu ergaben sich wohl aus Planungsmisserfolgen bei der Regulierung von Konflikten und Segregationsprozessen in westdeutschen Großstädten und aus dem großflächigen Scheitern der institutionalen Raumplanung bei der Schaffung „blühender Landschaften“ im Osten Deutschlands. Doch das ist nicht das Hauptanliegen des Buches, denn kurz und knapp wird das Evaluierungsthema damit beendet, dass es eine „bittere“ und eine „heitere“ Version der Regionalent-

wicklung gäbe (S. 14).

Grundlegender ist der Wechsel der Autorenposition: Keim kann sich nicht mehr mit dem Planer identifizieren, aber auch nicht mit dem Soziologen oder Geographen. Er nimmt die Position des grand old man ein, der an ein Fenster herantritt, „durch welches wir Raumfragen in den Blick nehmen wollen.“ (S. 159) „Zentral scheint ... zu sein, danach zu fragen, wie Siedlungen, Städte, Landschaften, Regionen in ihrer territorialen Ausbreitung, in ihrer physischen Gestaltung, in ihren Nutzungsmöglichkeiten, in ihren sozialräumlichen Handlungs-, Konflikt- und Integrationspotenzialen beschaffen sind, wodurch diese Beschaffenheit bestimmt wird – hierzu gehört die Rolle der Planung – und wie sie schließlich im Sinne des „guten Lebens“ weiter entwickelt werden können.“ (S. 23) Entsprechend dieser Vorgabe werden raumplanerische Ziele durch den „cultural turn“ multidisziplinär aufgeweicht (S. 33) und der Einsatz informeller Planung und indirekter Steuerungsinstrumente gegenüber der institutionalisierten Planung favorisiert (S. 50).

Das anfangs dargelegte Programm wird in Triaden abgearbeitet. Spacing wird in Aneignungs-, Zugangs- und Netzbildungskonzepte gegliedert, Place-making in phänomenologisch-kulturanthropologische, sozialökonomisch-funktionale und politisch-symbolische Konzepte eingeteilt. Unter dem Label „Governance“ werden diese Konzepte in Bezug auf raumbezogene Diskussion und Entscheidungsfindung untersucht. Unter Governance versteht Keim „ein Spektrum an Formen sozialer Handlungssteuerung unter Mitwirkung von Ver-

tretern öffentlicher wie semi-öffentlicher oder privater Akteure zum Zwecke der Steuerung von regionalen und städtischen Entwicklungen.“ (S. 91). Die Handlungssteuerung soll in Form von Aktor-Netzwerk-Konstrukten aufgebaut werden. Sie bilden nicht nur die idealen Podien, auf denen das „gute Leben“ durchgesetzt werden soll. Sie sind auch Stabilisatoren für informelle Arbeitsgruppen und eine Art Mädchen für alles – einschließlich der Problemlösung beim Quartiersmanagement in Großstädten. Jedes der drei Kapitel wird durch einen Abschnitt über „konzeptionelle Einwände“ ergänzt.

In den folgenden vier Kapiteln geht es um regionale Entwicklungskonzepte (Kap. 8, S. 115-122), um das Scheitern der Länderehe Berlin-Brandenburg 1996 und seine Folgen (Kap. 9, S. 125-137), um eine veränderte Planungskultur (Kap. 10, S. 137-142) und noch einmal um die Aktor-Netzwerk-Theorie (Kap. 11, S. 144-149). Darin wird gesagt, dass bei den Netzwerken nicht zwischen Menschen und Gegenständen als Objekten zu differenzieren sei. Beispiele seien die Symbiosen von Mensch und Auto oder von Wissenschaftler und Computer. Eine Schlüsselrolle spielten in den Netzwerken die „Intermediäre“, d.h. Texte, technische Artefakte, vermittelnde Personen, Geld „und andere beziehungsstiftende Elemente, die von den interagierenden Akteuren in Zirkulation gebracht werden.“ (S. 147) Wird mit einem solchen Konstrukt nicht die formale Organisation nachmodelliert? Keim beschwichtigt: „... Aktor-Netzwerke verstehen sich als Sozialexperiment, prozessorientiert und möglichst voraussetzungslos; was unverzicht-

bar ist, sind freilich einige Personen, die willens sind, etwas anzupacken.“ (S. 155). Unwillkürlich denkt man bei einer solchen Diktion an Unternehmer. In der Tat erscheinen Unternehmen dann als professionalisierte Aktor-Netzwerk-Strukturen, die durch Produktions-, Absatz- und Arbeitsverträge stabilisiert sind. Keim konzediert: „Die korporierten Akteure haben dabei offensichtlich einen organisatorisch bedingten Startvorteil.“ (S. 140) Aber geben sie den freiwillig auf? Sie sind den informellen Netzwerken nicht nur durch ihre genaue Arbeitsteilung, ihre Dauerhaftigkeit und ihre ökonomische Macht voraus. Sie können es sich leisten, die kunstvoll aufgebauten informellen Governance-Gremien mit Stellvertretern zu bestücken, die allein aufgrund ihrer mangelnden Autonomie sich immer wieder bei der Unternehmensführung rückversichern müssen. So können die schönsten kooperativen Initiativen auf der Zeitschiene versickern, denn die formale Organisation besteht mit Sicherheit länger als die informelle. Gerade die Situation im Osten Deutschlands ist dadurch gekennzeichnet, dass es relativ wenige selbstständige, selbsthandelnde Unternehmer gibt. Meist muss man sich als Planer mit Filialleitern oder ihren Stellvertretern herum-schlagen. Informelle Planung bedeutet Machtverschiebung vom gewählten zum bestimmten Repräsentanten, wobei der Bestimmende im Hintergrund bleiben kann. Wir erfahren nichts über die Grenzen der neuen kooperativen Planungskultur (S. 139). „So werden sich demnach veränderte Planungskultur und dynamisierte Macht-Geometrie verschränken und zu Resultaten führen, die kaum prognostizierbar sind.“

meint Keim (S. 143). Mit dem ostdeutschen Erfahrungshintergrund könnte man prognostizieren, dass manchmal das Ergebnis Mafia ist. Risiken birgt auch die sogenannte „epistemische Kultur“, die Keim heraufbeschwören möchte (S. 142). „*Es könnte sein, dass die sich wissensbasiert ändernde Handlungslogik gleichzeitig mit Erweiterungen einhergeht, die für die Steuerung von Objekten von hoher Komplexität vorteilhaft sind.*“ (S. 142) Eine Seite später erkennt er selbst: „*Sie bedeutet für die herkömmliche Vorstellung von Planung einen Autoritätsabbau, eine Schwächung des Fachwissens als dirigierende Ressource, somit eine Freisetzung ungeplanter Vorhaben, zusätzlicher Optionen – und Fehlentwicklungen... Die transformierte Planungskultur zeichnet daher etwas Ungenaues, etwa Fragiles aus.*“ (S. 143). Das soll wohl heißen: Wissen ist sehr wichtig, aber Planerwissen ist nicht ganz so wichtig. Nicht selten gibt es gerade in informellen Strukturen einen starken Trend, Wissensträger zu reduzieren oder auszuschließen. Und das macht Sinn, denn von Wissen geht manchmal eine disziplinierende Aktivitätenkontrolle aus – und die ist häufig nicht gewünscht.

Das Buch ist textlich sehr dicht geschrieben. Tabellen, Übersichten oder Abbildungen hätten helfen können, die komplizierte Materie zu veranschaulichen, zumal Studierende als Adressaten direkt angesprochen sind (S. 159). Zwar gibt es zwei Abbildungen auf den Seiten 130 und 131, die jedoch zum Verständnis des Buches eher überflüssig sind. Neben den genannten nicht ausdiskutierten Fragen enthält das Buch einige theoriebezogene

Schwächen. Argumentation und Sekundärliteratur (A. Giddens) in den Kapiteln Spacing und Place-making erinnern in vieler Hinsicht an die handlungszentrierte Sozialgeographie Benno Werlens, der mit keinem Wort zitiert wird. Ein Bezug auf Werlens hätte sicher geholfen, einige flache Raumontologismen zu vermeiden, die die Raumkonstitution der Kapitel 2 bis 4 (S. 17-53) und andere Passagen (S. 55-56) durchziehen. Erst im kurzen, aber bemerkenswerten Schlusskapitel (S. 157-160) kommt Keim zu einer völlig anderen Raumerkenntnis: „*Dieses Denken ... ist nicht auf eine Rematerialisierung reduzierbar, sondern an Raumzusammenhängen interessiert, die sich als etwas bezeichnen lassen, was es so gar nicht gibt: eine kontextuierende soziale Physik mit hoher Kontingenz. Die Nähe der Kommunikationen zum Raum führt dazu, dass – je nach Kontext – unterschiedliche Wege beschritten werden, um einen Ort, um räumliche Dynamiken zu erkennen und raumgebundene Probleme zu lösen.*“ (S. 157) Damit nähert er sich der Begrifflichkeit der Raumabstraktion aus dem raum-kommunikativen Ansatz. Leider ist das Buch eine Seite später zu Ende, ohne die neue Linie weiterzuverfolgen. Stattdessen verlässt der Autor das Fenster zum Raum, geht zur Tür und empfiehlt einen Spaziergang, „... weil das eher beschauliche Sich-Bewegen eine Erweiterung des Einfalls-Fensters (BAIER) bewirkt, ... weil das konkrete Hinsehen uns immer aufs Neue überraschende Einblicke beschert, weil uns diese Art der Raumeignung davor bewahrt, uns in rein abstrakten Weltbezügen zu bewegen ...“ (S. 160).

Helmut Klüter

Stephen Graham (Hg.): *Cities, War, and Terrorism: towards an urban geopolitics*. Oxford 2004. 384 S.

„Terror“ scheint sich zu einem wichtigen Schlagwort des 21. Jahrhunderts zu entwickeln. Wenn dieser Begriff durchaus auch kein neues Phänomen repräsentiert, so hat doch eine in diesem Ausmaß noch nie dagewesene diskursive Präsenz von „Terror“ und den dazugehörigen Abwandlungen („Terrorismus“, „Krieg gegen den Terror“ etc.) unsere globalisierte Vorstellungskraft, unser Denken und Handeln erfasst. Waren frühere Terrorereignisse vor allem begrenzt auf lokale, regionale oder nationale Räume, so haben die Ereignisse des 11. September 2001 und die darauf folgenden mannigfaltigen Reaktionen den Terrorbegriff unwiderprüflich globalisiert. Er durchzieht unser tägliches Dasein, begleitet uns auf dem Wege zur Arbeit, und verabschiedet sich für die Nacht in den Abendnachrichten. Bereits kurz nach den Terroranschlägen in New York und Washington wurde das „Zeitalter des Terrors“ ausgerufen (Talbot, Chanda 2001).

Seitdem sind Buchläden, Universitätsbibliotheken und Lesezirkel mit einer Unzahl an Literatur zum Terror überschwemmt worden. Und ich sage bewusst *überschwemmt*, da es sich bei vielen dieser Beiträge um theoretisch arme, empirisch nicht oder unzureichend fundierte Texte und zum Teil um grobe Sensationsmache handelt. In dieser Menge an Texten gelungene Beiträge auszumachen, die auch die neo-konservative Aneignung und strategische Ausbeutung der Idee des Terrors analysieren, ist geradezu eine Ausnahme. Als

eine dieser wenigen Ausnahmen kann die vorliegende Sammlung *Cities, War, and Terrorism* (herausgegeben von Stephen Graham, Professor für Geographie an der Universität Durham) gesehen werden. In dieser hervorragenden Sammlung von 17 Essays wird Terror nicht als ein bereits vorgegebenes Konzept verstanden, vielmehr wird es als Begriff zerlegt und kritisch durchleuchtet. Hier werden die mannigfaltigen Auswirkungen des globalen Kriegs gegen den Terror hinterfragt, seine Motive offen gelegt und analysiert. Vor allem werden die Auswirkungen des Terrors – sowohl der konkreten Anschläge als auch ihrer diskursiven Repräsentation – im konkreten urbanen Kontext untersucht. Und gerade hierin liegt der besondere Beitrag dieser Aufsatzsammlung. Als Leitmotiv schlägt der Herausgeber das Konzept des „Urbizid“ vor. Mit diesem Begriff umschreibt er die bewusste und systematische Zerstörung der Stadt und des urbanen Raumes. Dieses die Aufsätze wie ein Leitfaden durchziehende Konzept lässt Graham schließlich nach einer *urban geopolitics* rufen, einer Forschungsrichtung und -perspektive, die den Verknüpfungen von Urbanismus, Terrorismus und Krieg in ihren multiplen Erscheinungen Rechnung tragen und Ausdruck verleihen soll:

„[I]t is strikingly clear that ignoring attempts to deny, destroy, or annihilate cities, or the ‚dark‘ side of urban modernity which links cities intimately to organized, political violence, is no longer tenable for urbanists or urban researchers. In this post-9/11 and post-war on terror world, urban researchers and social scientists – like everyone else – are forced to begin to

confront their taboos about attempted city killing, place annihilation, and uricide. International relations theorists, similarly, are forced for the first time to consider urban and subnational spaces as crucial geopolitical sites." (S. 52)

Diese Forderung mag einigen Stadtforschern als etwas radikal erscheinen. Auf den ersten Blick scheint es ja nicht gerade offensichtlich zu sein, weshalb sich z. B. Arbeiten zur Kunst im öffentlichen Raum über *place annihilation* sorgen sollten, ein bereits 1983 vorgeschlagenes Konzept des Geographen Ken Hewitt, mit dem er auf die vielfältigen, oftmals nicht direkt erkennbaren Trends zur Zerstörung von Orten aufmerksam machen wollte. Auf der anderen Seite ist klar, dass Diskussionen über Sicherheit in der Stadt nach dem 11. September völlig neu definiert werden. ‚Urbizid‘ findet nämlich auch statt, wenn verstärkte Sicherheitsmaßnahmen, begründet und gerechtfertigt als Terrorbekämpfung, die bürgerlichen Rechte immer weiter beeinträchtigen.

Cities, War, and Terrorism ist in drei Teile gegliedert, die sich theoretisch mit Krieg und Terror auseinandersetzen (I), das Konzept des Urbizid diskutieren (II), und die Auswirkungen von Terror und dem ‚Krieg gegen den Terror‘ auf den urbanen Raum untersuchen (III). Interdisziplinarität wird groß geschrieben und verleiht der Aufsatzsammlung eine kompetente und analytische Stärke. Die Autoren kommen aus den Feldern der Architektur, Geographie, Soziologie, Stadtplanung, sowie der Geschichts-, Militär-, Politik- und Rechtswissenschaften. Die Beiträge ergänzen sich gelungenermaßen, und das Buch wirkt so

als Einheit und „kollektives Unternehmen“ (S. xxi), wie Graham nicht ganz ohne Stolz betont. Dazu kommt die hervorragende Redaktionsarbeit Grahams, der jeden der drei Teile kurz einleitet und die Verbindungen und Verknüpfungen zwischen den einzelnen Artikeln herausstreicht.

In seinem sorgfältig recherchierten und literarisch sehr ausführlich belegten Einführungssatz zeigt Graham die Zentralthemen der verschiedenen Aufsätze auf (S. 1-25): das sich gegenseitig formierende Verhältnis von Krieg, Terror und Städten; die durch den „Sicherheits-Imperativ“ vorangetriebene Urbanisierung des Krieges, in der sich die Städte als Schlüsselstätten der „neuen Kriege der Nachkriegszeit“ entwickeln; ein vielschichtig verwickelter Terror-/Angst-Komplex, in dem Angstkulturen als „willkommener geopolitischer Deckmantel“ (S. 15) bewusst produziert und von den verschiedensten Regimes ausgenutzt werden, um Ausnahmezustände und bestimmte politische Maßnahmen zu rechtfertigen, welche in ‚normalen‘ Friedenszeiten nicht durchzusetzen wären; und die oftmals daraus resultierenden gesetzlichen Grauzonen, wie zum Beispiel das US-Aufbewahrungszentrum für verdächtige Terroristen in Guantánamo auf Kuba, oder die im März 2005 als illegal erklärten Antiterrorismus-Maßnahmen in Großbritannien, mittels derer Verdächtige im Gefängnis von Belmarsh in Südlondon ohne Prozess festgehalten wurden.

Dieser Einleitung folgt der erste von drei thematischen Teilen, welcher Städte, Krieg und Terrorismus in einem historischen Zusammenhang sieht. Graham untersucht im ersten Kapitel (S. 31-53) die Stadt

als strategische Stätte der Artikulation von Konflikten, die er nicht nur in der Zerstörung der urbanen Infrastruktur im Kriegsfall, sondern auch im „Normalfall“ städtischen Lebens sieht. Denn nicht nur sind es Kriege, die Städte zerstören, sondern auch Prozesse der „kreativen Zerstörung“, wie z. B. die Stadtentwicklung durch Gentrifizierung und Sanierung. Für Graham konstituiert sich hier die „dark side of urban modernity“, in der ‚Platz‘ geschaffen wird für neue kapitalistisch strukturierte Räume und Beziehungen, die durch Geographien der Ausgrenzung gekennzeichnet sind. Weiterhin interessant in diesem Kapitel sind Erläuterungen zur Nachkriegsarchitektur der 50er und 60er Jahre, die das unbeschreibliche Ausmaß an Zerstörung durch den Krieg auch als Möglichkeit sah, ganze Städte im Sinne von Le Corbusier und anderen Architekten des Modernismus neu zu planen.

In einem sehr interessanten Essay über Berlin beleuchtet der Soziologe Simon Guy das Thema Nachkriegsarchitektur von einer anderen Seite (S. 75-92). Anhand von drei Beispielen (Reichstag, Berliner Mauer, Potsdamer Platz) zeigt er die Konflikte auf, die der Neukonstruktion dieser Plätze vorausgingen, und in denen die Bedeutung dieser Stätten für die individuellen und kollektiven Erinnerungen an Naziterror, Antisemitismus und Genozid, Luftbombardierungen im Zweiten Weltkrieg, und Trennung in Ost und West während des Kalten Krieges angemahnt wurde. Guy bezieht sich hier auf die Arbeiten W.G. Sebalds über Erinnerung, Vergessen und Schweigen, um im Bezug auf Berlin, der „Stadt der Amnesie“, diese oft spannungsgela-

denen Beziehungen zwischen moderner Stadtentwicklung und ortsbezogenem historischem Selbstverständnis aufzuspüren. Besonders in der Entwicklung des Potsdamer Platzes, so Guy, zeigt sich das neue Berlin, die „Stadt des Lachens und Vergessens“, in der eine ewig lächelnde, kapitalintensive Unterhaltungs- und Tourismusindustrie die Historie des Ortes ersetzt hat: „It is in the erasure of history and its replacement by state-of-the-art twenty-first century entertainment that the dialectics of imagery play out“ (S. 82). Auch diese Art von architektonischer Vergangenheitsbewältigung lässt sich als Urbizid und *place annihilation* interpretieren im Sinne von *Cities, War, and Terrorism*.

Die Nachkriegsstädteplanung in den USA ist das Studienobjekt des Geographen Matthew Farish (S.93-109), der in seinem Beitrag aufzeigt, wie Forderungen für eine Dezentralisierung der urbanen Räume in den 50er Jahren von einer kollektiven nuklearen Paranoia des Kalten Krieges beeinflusst wurden. Hierbei wurden Städte wie New York und Washington durch ihre dichten urbanen Agglomerationen und ihre vertikale Bauart als sehr ungeschützt angesehen. Diese Verwundbarkeit der Städte spielte hervorragend in die Hände der Militär- und Bauplanungseliten, die ohnehin von einem tiefsitzenden Anti-Urbanismus geprägt waren. So führte die geopolitische Unsicherheit in der frühen Phase des Kalten Krieges, laut Farish, zu einer „instrumentalen Verwissenschaftlichung der Stadt“, in der die Stadt zum Forschungsfeld für eine erstaunliche Vielfalt von Interventionen wurde (S. 107). Auch wenn in den 60er Jahren der Enthusiasmus der Anhän-

ger der Dezentralisierung etwas nachließ, so wurden Diskurse über nukleare Paranoia auch weiterhin als strategisches Mittel der Städteplanung während des Kalten Krieges eingesetzt, die oftmals die Entwicklung der suburbanen Räume auf Kosten der innerstädtischen Entwicklung privilegierte.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich eingehend mit dem Konzept des Urbizid. Der Soziologe Martin Shaw setzt Urbizid in Beziehung zu dem bekannteren Konzept des Genozid und argumentiert, dass die gezielte Zerstörung von Städten und urbaner Infrastruktur zumeist nur Teil einer weitergehenden Strategie zur Vernichtung ganzer Völker ist (S. 141-153). Für den Politikwissenschaftler Martin Coward hingegen verbirgt der weitaus üblichere Fokus auf Genozid und ethnischer Säuberung oftmals den gezielten Charakter der urbiziden Kriegsstrategie, wie er am Beispiel des Krieges in Bosnien (1992-1995) aufzeigt (S. 154-171). Dazu zählt nicht nur die Zerstörung von für die Infrastruktur wichtigen Stätten wie Brücken, Bahnhöfe usw., sondern auch von Gebäuden wie Denkmälern und Kirchen: Letztere geben oft Zeugnis von der Möglichkeit des multikulturellen Zusammenlebens, die in der Vergangenheit bestanden hat. Die gezielte und aus militärischer Sicht unnötige Zerstörung der Nationalen Bibliothek in Sarajevo im August 1992 durch Bosnische Serben ist typisch, laut Coward, für diese Art von materieller Eliminierung von Vergangenheit als Strategie der Ethnonationalisten, die die kulturellen Symbole Bosniens attackierten: „These symbols were not merely symbols of specific ethnic groups, but also of a heterogeneous

Bosnian culture: a culture that spoke not just of the presence of a specific ethnic group, but of historical coexistence being the norm in Bosnia“ (S. 156). Auch weitere Zeugnisse eines Zusammenlebens verschiedener Kulturen, wie das Nationale Museum in Sarajevo und die Alte Brücke (Stari Most) in Mostar, wurden von ethnonationalistischen Serben zerstört. Urbizid kann sodann als Strategie der Vergangenheitsverleugnung gesehen werden.

Der vielfältige Urbizid an der palästinensischen Bevölkerung ist Thema eines weiteren Essays des Herausgebers Graham (S. 192-213). Dazu zählen die Konstruktion von neuen israelischen Siedlungen in den besetzten Gebieten, von Straßen und der Trennmauer, als auch die gezielte Zerstörung von Häusern und urbaner Infrastruktur in den palästinensischen Gebieten. Anhand des Beispiels der Schlacht in Jenin im April 2002 zeigt Graham auf, wie Urbizid durch Bulldozer betrieben wurde. Beeindruckend sind hier auch die verwendeten Photos, die die Banalität dieses Urbizid ausdrücken, wenn zum Beispiel israelische Soldaten ein palästinensisches Haus zur Zerstörung ‚vorbereiten‘ (S.198). Löcher werden in Wände gebohrt und mit Sprengstoff versehen. Kleidung liegt verstreut auf dem Boden, und die Szene wird in einem (noch) intakten Wandspiegel gespenstisch multipliziert. Diese Geopolitik durch Bulldozer, die Graham als „gewaltsame Entmodernisierung“ (*forced demodernization*) versteht, wird hier nicht nur beschrieben sondern angeprangert:

„... it is very clear that Israel’s shift to urbicide by bulldozer ... reveals a deeply founded Israeli denial of the inevitability

and necessity of Palestinian urbanization. It represents a collective denial of the existential rights of Palestinians to urban living space and to the fruits of urban and infrastructural modernization of the kind that Israelis themselves have long enjoyed.“ (S. 209)

Der israelische Architekt Eyal Weizman legt ein weiteres faszinierendes Essay vor, in dem er die Siedlungspolitik Israels unter Ariel Sharon als geopolitische Verteidigungsstrategie (S. 172-191) erklärt, deren Bedeutung weit über die territoriale Annexion hinausgeht, und die als Ziel die innere Sicherheit Israels gegenüber der palästinensischen Bevölkerung zu garantieren hat. Weizman appelliert dabei an unsere geometrische Vorstellungskraft, in dem er aufzeigt, wie israelische Siedlungen als „panoptische Festungen“ (S. 179) auf Hügeln konstruiert werden, von denen die umliegende Gegend beobachtet und kontrolliert werden kann. Untereinander verbunden durch Straßennetze ergibt sich so eine geometrische Ordnung von Punkten, Linien und strategisch besiedelten Erhebungen, in der die israelische Zivilbevölkerung als Wächter über zentrale nationale Sicherheitsinteressen einbezogen wird: Architektur und Raumplanung als „Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln“ (S. 180). Zudem werden Straßen und Siedlungen so angelegt, dass sie wie ein Keil hinein in die wachsenden palästinensischen Bevölkerungszentren wirken, um diese voneinander und untereinander zu trennen und die Mobilität der Palästinenser zu erschweren. Dieses „Verlangsamten der palästinensischen Bevölkerung“ (S. 181) ist Teil der von Graham als „gewaltsame Demoder-

nisierung“ identifizierten Strategie.

Dieser wohl interessanteste Teil des Buches wird von einem Beitrag der Militärforscherin Alice Hills abgerundet, die eher pragmatisch denn akademisch argumentiert und die Erfolgsaussichten der neuen militärischen Technologien anzweifelt (S. 231-246). Während Präzisionsschläge und intelligente Waffen im ländlichen Raum und im offenen Gebiet durchaus opfervermindernd eingesetzt werden können, so ist das Kämpfen innerhalb der Städte wesentlich schwieriger, zerstörerischer und komplexer, wie der andauernde Widerstand gegen die US-Besatzung im Irak zeigt. Ihre Schlussfolgerungen sind erfrischend ernüchternd, vor allem da sie von einer Expertin der urbanen Militärforschung gezogen werden, die direkt mit den westlichen Militärmächten zusammenarbeitet: „Most of the technological fixes on which hopes are currently pinned are immature or, while conveying advantage, encourage an overreliance on equipment.“ (S.241)

Während in den vorangegangenen Kapiteln Terror nicht direkt diskutiert wird (obwohl Verbindungen zwischen Urbizid und Terror durchaus hätten herausgearbeitet werden können), so beschäftigt sich der dritte Teil ausführlich mit den Auswirkungen sowohl des Terrors als auch des „Krieges gegen den Terror“ auf den urbanen Raum. Marc Herold streicht in seinem Beitrag die urbanen Dimensionen der „Bestrafung“ Afghanistans durch US-Bombardierungen heraus, die insbesondere die Zivilbevölkerung in den Städten traf (S. 312-329). Die Tatsache, dass kein *body count* existiert, also keine glaubwürdige Statistik darüber wie viele Afghanen ihr Leben ver-

loren haben, ist symptomatisch für die Medienstrategie des US-Militärs, mit der die Bombardierungen der westlichen Welt „verkauft“ werden, und die den „US-Staatsterror“ in Afghanistan unter einem Mantel des Schweigens verhüllt. Auch hier funktioniert die Rechtfertigung des Krieges gegen den Terror als willkommener geopolitischer Deckmantel.

Die weiteren Essays in diesem Teil verbindet als Leitfaden die hochtechnisierten Überwachungssysteme in den Städten, die als Antwort auf die tatsächlich existierende oder so wahrgenommene Gefahr von Terrorismusattacken eingesetzt werden. Die großen Gewinner dieser emotional geladenen Entwicklung sind laut Ansicht des Urbanisten Peter Marcuse (S. 263-275) die Hersteller von Überwachungssystemen und Sicherheitsapparaten. Dieses hat im Falle von New York bereits zur Verbarrikadierung und Einschließung von strategischen Gebäuden und ganzen Wohnanlagen geführt.

Der Trend zu verstärkter Überwachung in den Städten, der Einschränkung der Bewegungsfreiheit und dem bewussten Schüren von Angstkulturen, die mentale wie materielle Geographien des Ausschlusses produzieren, wird von Graham im Epilog zum Buch noch einmal aufgegriffen. Obwohl die Aussichten auf ein friedliches, multikulturelles, kreatives Zusammenleben in den großen Städten des 21. Jahrhunderts eher düster erscheinen, so betont Graham ganz ausdrücklich, dass Städte eben nicht nur beherrschte Räume sind, in denen sich die Schatteneffekte von Krieg, Terror und Terrorbekämpfung projizieren, sondern gleichzeitig auch Orte der Konstruktion

von Solidaritäten und neuer Menschlichkeiten, von alternativen Vorstellungen und von Widerständen gegen die Kommodifizierung der Lebenswelt. Grahams Nachwort endet deshalb zu Recht auf einer hoffnungsvollen Note:

„Cities must be seen as key sites, perhaps the key sites, for nurturing the tolerances, diasporic mixings, and multicultural spaces that will push fundamentalist fantasies of all sorts to the lunatic fringes where they belong.“ (S. 333)

Der Vollständigkeit halber sollte noch erwähnt werden, dass das Buch durchaus auch einige Schwachstellen aufweist. Der Akzent auf Großstädte, vor allem US-Amerikanische und Westeuropäische, lässt Fragen über räumliche Differenzierung aufwerfen. Ist das alltägliche Leben in kleineren Städten z. B. genauso betroffen von Antiterrorismus- und Sicherheitsdiskursen wie in Großstädten? Besteht hier nicht die Gefahr der Essentialisierung eines Trends, den viele Bürger so einfach nicht empfinden? Wie spiegeln sich diese Prozesse in anderen regionalen Kontexten ab, wie z. B. in Lateinamerika oder Afrika? Beide Kontinente finden in der Textsammlung keine Erwähnung. Natürlich bietet der hier sehr ausführlich behandelte israelisch-palästinensische Konflikt hervorragendes Material, um die Beziehungen zwischen Urbizid, Terror und staatlicher Repression aufzuzeigen. Jedoch hätte ein Beitrag über die urbanen Implikationen des Staatsterrors in Argentinien oder Chile in den 70er Jahren z. B. die Sammlung durchaus bereichert.

So hätte man das eine oder andere Kapitel ruhig „opfern“ können. Obwohl Graham den Beitrag des „Soziologen Zygmunt

Baumann [als] elegantes Essay, das einige Beziehungen zwischen Globalisierung, Urbanisierung und Krieg entwirrt“ (S. 29), bezeichnet, handelt es sich hier doch eher um eine zwar metaphorisch reiche aber analytisch verfahrenere Reiteration der Baumannschen Lehre über die so benannte „Liquidität“ und „Extraterritorialität“ der Macht, in der die Orte ihre Verteidigungskapazität gegenüber der frei fließenden Macht angeblich verloren haben (S. 110-119): „New empires are not of this world – not of earthly, geographical world, not of the ‚space of places‘ ... The new significance of place is born of, and perpetually fed and reinforced by, that hopelessness“ (S. 113). Solche Passagen sind typisch für zahlreiche gegenwärtige ‚Analysen‘ der neoliberalen Globalisierung, die schlicht und einfach zu vergessen scheinen, dass letztere sehr wohl von dieser Welt ist – ei-

Johannes Glückler: Reputationsnetze. Zur Internationalisierung von Unternehmensberatern. Eine relationale Theorie. Bielefeld 2004. 304 S.

Ein guter Ruf ist ein kostbares Gut oder etwas salopper formuliert, der wichtigste Schmierstoff des Kapitalismus ist Vertrauen; zumindest beim ökonomischen Handeln unter Unsicherheit. Dies ist ein Ergebnis der vorliegenden Untersuchung: „Immer dann, wenn die Produkte eine hohe Komplexität und Kundenspezifität aufweisen, erst nach Eingehen der Transaktion hergestellt werden und unter der Bedingung hoher Markttransparenz stattfinden,

ner Welt, in der sich zudem unzählige ortsspezifische soziale Bewegungen in globalen Netzwerken verbunden haben, um alternative und gegenhegemoniale Lebensmodelle zu entwickeln und in die Tat umzusetzen.

Einmal abgesehen von dieser letzten kritischen Bemerkung handelt es sich bei *Cities, War, and Terrorism* um eine hervorragende Sammlung von gut argumentierenden Essays, die besonders durch ihren klar artikulierten Fokus auf den urbanen Raum einen wichtigen und kritischen Beitrag zu gegenwärtigen Terrorismusdebatten leistet.

Literatur

Talbott, Strobe and Nayan Chanda (eds)
2001: *The age of terror: America and the world after September 11*. New York.

Ulrich Oslender

werden persönliches Vertrauen und Netzwerkreputation eine Schlüsselrolle in den Transaktionsentscheidungen und -beziehungen spielen.“ (S. 257)

Die Untersuchung widmet sich der Bedeutung von Reputation und Vertrauen als substantielle Größe bei der Internationalisierung von Unternehmensberatern. Ausgangspunkt der Überlegungen sind die Ergebnisse der angelsächsischen *New Economic Geography*, die u.a. aufzeigen, dass räumliche Nähe Transaktionskostenunsicherheit reduziert. „Die vorliegende Untersuchung kehrt die Frage des *local bonding* bzw. »wie fördert räumliche Nähe die Bildung von Vertrauen?« um in die Fra-

ge des *geographical bridging* bzw. »wie ermöglicht Vertrauen die Überwindung räumlicher Distanz?« (S. 19) Die besondere Relevanz dieser Fragestellung sieht der Autor darin, dass auch regionale Cluster auf effektive Außenbeziehungen angewiesen sind, nicht alle Industrien notwendigerweise in territorialen Netzwerken organisiert sind und die Unternehmen sich in einer zunehmenden Internationalisierung im Zuge der Globalisierung befinden. Die Arbeit zielt darauf ab, „allgemeine Prinzipien darüber abzuleiten, über welche Mechanismen Internationalisierungs- und Marktprozesse unter der Bedingung hoher Unsicherheit gesteuert werden.“ (S. 20).

Da es sich bei der Unternehmensberatung um eine spezifische Dienstleistung handelt, gibt der Autor zunächst einen Abriss der definitorischen, typologischen, historischen, wachstumsspezifischen, rechtlichen und branchenspezifischen Aspekte dieses Marktes. Als Hauptursache für die starke Wachstumsdynamik des Beratungsmarktes werden die Externalisierung von Unternehmensaktivitäten und die Vertiefung der Arbeitsteilung vorgestellt. Das branchenspezifische Charakteristikum besteht darin, dass eine rechtliche, organisatorische und qualifikationsspezifische Regulierung dieses Marktes nicht besteht. Dies bedingt ein hohes Maß an institutioneller Unsicherheit beim Kunden. Darüber hinaus besteht in diesem Dienstleistungsbereich eine weitere Form der Kundenunsicherheit: aufgrund der Immaterialität der Beratungsleistung, der Nichtvergleichbarkeit der Produkte und der Vertraulichkeit im Umgang mit sensiblen Unternehmensinformationen besteht auch eine transaktionsbedingte Un-

sicherheit. Diese kann auch durch den Mechanismus des Preises nicht abgebaut werden.

Im folgenden Kapitel wird aufgezeigt, dass es trotz dieser Unsicherheiten, die durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit noch verstärkt werden, zu einer wachsenden Internationalisierung des Beratungsmarktes kommt. Als mögliche Erklärung hierfür werden zwei wirtschaftswissenschaftliche Ansätze, die als atomistisch gekennzeichnet sind, diskutiert. Dies sind das OLI-Modell von Dunning als Ansatz für die Analyse von multinationalen Unternehmen und die Stufentheorie der Uppsala-Schule zur Internationalisierung von KMU. Beiden Konzepten wird vorgehalten, dass sie hierbei die soziale Dimension vernachlässigen. Hieraus leitet der Autor die Notwendigkeit einer relationalen Perspektive ab und stellt als Ergänzung zu den genannten Ansätzen den Ansatz der Netzwerktheorie der Internationalisierung vor. Abschließend wird skizziert, dass trotz der Standortabhängigkeit dieses Dienstleistungssektors die Agglomeration der Unternehmensberatung in Metropolen stattfindet. Dies wird damit begründet, dass die Metropolen wichtige Knoten im globalen Netzwerk von Standorten sind.

Das vierte Kapitel widmet sich verstärkt den Aspekten Vertrauen und Reputation. Eingangs werden noch mal die Grenzen des Preismechanismus in der Branche der Unternehmensberatung diskutiert, um aufzuzeigen, dass Vertrauen ein alternativer Mechanismus der Steuerung ökonomischer Transaktionen ist. „Dessen angemessene Erfassung bedarf aber im Kontrast zur neoklassischen Konzeption des homo

oeconomicus einer Rekonzeption zentraler Annahmen ökonomischen Handelns.“ (83) Mit dieser Aussage leitet der Autor über zu einer nochmaligen Kritik einer atomistischen Akteursperspektive und zu den Chancen einer relationalen Perspektive, die vor dem Hintergrund der Granovetterschen Embeddedness-Theorie eingeführt wird. Hierbei lenkt der Autor, unter Bezug auf die gemeinsamen Arbeiten mit Bathelt (2002), den Blick auf die Grundannahmen einer relationalen Wirtschaftsgeographie: Kontextualität, Pfadabhängigkeit und Kontingenzenz.

Anschließend wendet sich der Autor den sozialen Mechanismen Vertrauen und Reputation im Speziellen zu. Da auf dem Markt der Unternehmensberatung formelle institutionelle Regeln weitestgehend fehlen, werden Institutionen der Alltagspraxis als alternative Institutionen, die den Markt funktionsfähig halten, vorgestellt. Hierbei wird postuliert: „Zwei dieser Institutionen der Alltagspraxis haben eine besondere Bedeutung für die Koordination des Beratungsmarktes: Vertrauen und Reputation“ (92) Darauf aufbauend werden Vertrauen und Reputation in Anlehnung an Granovetter wie folgt unterschieden: „Vertrauen zwischen Akteuren in Unternehmen wird als ein sozialer Mechanismus zur Entstehung von relationaler und Reputation als ein sozialer Mechanismus zur Bildung von struktureller Embeddedness entwickelt“ (92/93). Das Prunkwort Vertrauen wird auf nur sechseinhalb Seiten ausgeleuchtet. Es wird unterschieden zwischen einem unpersönlichen systemischen Vertrauen und einem persönlichen Vertrauen. Das persönliche Vertrauen wird wiederum unterteilt in

ein Kompetenzvertrauen und in das moralisch geprägte Goodwill-Vertrauen. An dieser Stelle wäre eine abgrenzendere Einordnung in die unterschiedlichen disziplinären Ansätze und eine weitergehende Differenzierung nach Formen und Funktionen von Vertrauen wünschenswert gewesen.

Bezüglich des Konzepts der Reputation werden eingangs die Bedingungen erläutert, die es ermöglichen, dass Reputation als Mechanismus überhaupt funktioniert. Dies sind unvollständige Information, mehrfache Transaktion und konsistentes Verhalten. Es wird kurz auf die Problematik der Qualität der Informationsquellen und den Widersprüchen, die mit der Kategorie der Reputation ins Spiel kommen, eingegangen. Weder diese qualitativen Aspekte, noch die genannten Faktoren, die an der Bildung einer Reputation beteiligt sind, noch eine detaillierte Unterscheidung nach Stakeholdern dienen zur Differenzierung von Reputation. Es wird mit Verweis auf die eigenen Arbeiten festgelegt: „Nachfolgend werden gemäß ihrer Verbreitung zwei Typen von Reputation unterschieden: Öffentliche und Netzwerkreputation.“ (102) Hiermit werden zwei wichtige Teilaspekte von Reputation näher unter die Lupe genommen. Die öffentliche Reputation besteht dann, wenn die Informationen frei im Markt zirkulieren. Als Instrumente zur Herstellung von öffentlicher Reputation werden die institutionelle Akkreditierung und die Unternehmenskommunikation unterschieden. Aufgrund der Vernachlässigung sozialer Strukturen und weiterer Probleme, wie z.B. Kausalität, Unternehmensgröße und Legitimierung, liefert das Konzept der öffentlichen Reputation „letztendlich eine

geringe Reichhaltigkeit der Information und ist bei zunehmender Unsicherheit und Komplexität der Güter und Dienstleistungen immer weniger verlässlich.“ (105) Einen höheren Wert an Reichhaltigkeit und Verlässlichkeit der Information weist der Autor der Netzwerkreputation zu. Dadurch, dass er die Beziehungstriade zwischen dem Empfohlenen, dem Empfehlenden und dem Neukunden idealerweise als win-win-win-Situation beschreibt, „wird Netzwerkreputation zu einem wichtigen Wettbewerbs- und Wachstumsfaktor für das Beratungsunternehmen.“ (110) Die Bildung sozialen Kapitals in Abhängigkeit von der jeweiligen Netzwerkstruktur wird abschließend diskutiert. Der Autor unterscheidet hierbei zwischen zwei Netzwerkformen: Netzwerke die sich in struktureller Geschlossenheit oder in struktureller Offenheit befinden. Das Ergebnis dieser Gegenüberstellung ist, dass den jeweiligen Netzwerkstrukturen spezifische Vor- und Nachteile hinsichtlich der Bildung und Wirkung von Netzwerkreputation zugewiesen werden. „Aus diesem Grund ist es besonders wichtig, gruppeninterne Beziehungen (*bonding*) und gruppenübergreifende Beziehungen (*bridging*) zu unterscheiden und miteinander zu kombinieren.“ (116)

Mit diesem theoretischen Rüstzeug wird nun die empirische Untersuchung präsentiert. Der Autor hat in den drei europäischen Regionen Rhein-Main, Madrid und London Unternehmensberatungsfirmen befragt. Hierbei wurde der Fokus auf die Themen Internationaler Markteintritt und Markterschließung, Marktmechanismen und auf die diesbezügliche evolutionäre Dynamik gelegt. Die umfangreichen empirischen Erhebungen zeichnen sich durch eine Methodentriangulation und einen zirkulären Forschungsprozess aus. Es wurden insgesamt 73 leitfadengestützte Interviews mit Geschäftsführern oder anderen Entscheidungsträgern geführt und in Anlehnung an die Methodik der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring analysiert. Im quantitativen Bereich erfolgte im Rhein-Main-Gebiet eine standardisierte Vollerhebung der Auslandsunternehmen. Zudem erfolgte bei den Unternehmen, bei denen die Interviews durchgeführt wurden, eine standardisierte Kundenerfassung in Form eines Fragebogens. Leider werden die standardisierten Fragebögen nicht offengelegt. Die Operationalisierung der theoretischen Ausführungen verbleibt in einer Black-Box. Die komparativen Analysen sind mit Gewinn zu lesen. Sie geben einen erkenntnisreichen Einblick in die Branche der Unternehmensberatung.

Abschließend werden die Ergebnisse der Studie zusammengefasst. Die Befunde der empirischen Analyse bestätigen die theoretisch abgeleiteten Einsichten hinsichtlich der Institutionen der Alltagspraxis: „Persönliches Vertrauen und Reputation haben sich als fundamentale Institutionen dieser Art herausgestellt.“ (246) Bezüglich der analytischen Reduktion von Vertrauen und Reputation sind die Ergebnisse, dass Goodwill-Vertrauen im Gegensatz zum Kompetenzvertrauen weniger verbreitet ist und die Netzwerkreputation deutlich wirksamer ist als die öffentliche Reputation. Aus geographischer Perspektive kommt er zu dem Ergebnis, dass räumliche Nähe entscheidend dazu beiträgt, in lokalen Märkten zu partizipieren. Die Überbrückung kultureller

Fremdheit wird durch die Integration lokaler Mitarbeiter hergestellt. Die Überbrückung geographischer Ferne wird weitestgehend durch die Nutzung bestehender Geschäftsbeziehungen realisiert und ist damit ein Produkt existierender Netzwerkbeziehungen.

Insgesamt leistet die detailreiche und informative Arbeit eine sehr gute und lesenswerte Bearbeitung des Themas. Gleichzeitig werden aber auch viele neue Fragen aufgeworfen: Welche Ansichten haben die Nachfrager von Beratungsleistungen? Welche Rolle spielen beim *local bonding* und *geographical bridging* andere, verwandte soziale Ressourcen, wie z.B. Mut, Moral, Wissen, Kooperation, Macht und Kontrolle? Welche unterschiedlichen Raumperspektiven haben die Probanden? Welchen spezifischen Einfluss haben die neuen Kommunikationsmöglichkeiten auf die Überwindung geographischer Ferne und bei der Entwicklung von Reputationsnetzen?

Ob die theoretischen Ansprüche einer relationalen Theorie eingelöst werden können, bleibt abzuwarten. Dies wird gegenwärtig kontrovers debattiert. Insbesondere die beengte Auseinandersetzung mit der Kontextualität und die Herausstellung der fundamentalen Bedeutung persönlicher Verhältnisse prägen die Diskussion (Klüter 2005, Scheuplein 2004, Bathelt/Glückler 2004). Aus fachdidaktischer Sicht ist je-

doch anzumerken, dass der Gewinn der relationalen Perspektive in der Wirtschaftsgeographie darin liegt, dass Lernarrangements geschaffen werden können, die nicht nur statische Modelle beinhalten und träges Wissen vermitteln, sondern auch realitätsnahe, sozial komplexe und multiperspektivische Elemente beinhalten und damit auch die Verknüpfung von Wissen und Handeln unterstützen. Aus fachwissenschaftlicher Sicht ist das Herausfordernde an dem relationalen Ansatz die Tatsache, dass er unsere Übereinkunft mit dem Bestehenden unterwandert, ohne dass man so recht weiß, wohin er eigentlich führt.

Literatur

- Bathelt, Harald und Johannes Glückler 2002: Wirtschaftsgeographie. Ökonomische Beziehungen in räumlicher Perspektive. Stuttgart.
- Bathelt, Harald und Johannes Glückler 2003: Plädoyer für eine relationale Wirtschaftsgeographie. In: Geographische Revue, Heft 2. S. 66-71.
- Klüter, Helmut 2005: Geographie als Feuilleton. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, Band 79, S. 125-136.
- Scheuplein, Christoph 2003: Der Paradigmenwechsel als große Erzählung. In: Geographische Revue, Heft 2. S. 59-66.

Detlef Kanwischer